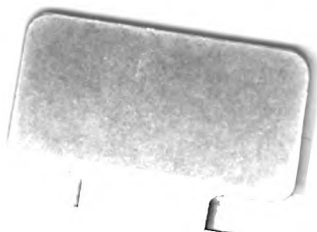


PT
361
.R6
Jahr
1-2
1918-
1920

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY



ALDERMAN LIBRARY
UNIVERSITY OF VIRGINIA
CHARLOTTESVILLE, VIRGINIA



BERLINER ROMANTIK



HERAUSGEGEBEN VON DR. KURT BOCK

BOLL u. PICKARDT, VERLAGSBUCHHANDLUNG / BERLIN

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1977

PT
361
.RG
Jahre 1-2
1918-1920

**Gedruckt nach einem Original der Staatsbibliothek
Preussischer Kulturbesitz, Berlin**

Jg. 5 nicht erschienen

**Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden**

Berliner Romantik

Eine Vierteljahrschrift

Herausgegeben von Dr. Kurt Vock / Verlegt bei Voll u. Picardt, Berlin

Erstes Jahr

Heft 1

Oktober

Bezugspreis M. 3.— jährlich. Anzeigenpreis M. 50.— für die ganze Seite; bei Wiederholungen Vergütung

Nachdruck verboten

Zum Geleit

Einer inneren Forderung unserer Zeit, die in Materialismus nahezu versinkend notwendig nach geistigem Gegengewicht ruft, wollen diese Blätter entsprechen. Romantische Kultur in weitestem Sinne erscheint einzig geeignet, das irdisch Unzulängliche als nichtig zu erweisen und den Blick auf das Ewige des Guten und Schönen, auf die Macht des Geistes und wahrer Menschlichkeit zu lenken. Hier sind Lichtfunken geborgen, die in vergangenen Tagen ein Feuer heißer Jugend waren und heute wieder eine Fackel werden können, die auf den Bergen leuchte und Frühlingsbeginn künde nach langen Tagen der Sorge.

Berlin, als Wiege der Frühromantik und Hort unerschöpflichen Wirkens, ist berufen, der Not unserer Lage zu helfen durch werbenden Hinweis auf alle Güter romantischer Weltanschauung und die Einigung von Zeit und Ewigkeit, Welt und Göttlichem in der romantischen Dichtung von heute und gestern. Weitere Pflicht ist es, das von flachem Urteil verfälschte Bild Berlins durch das wahre, lebendige Wesen zu ersetzen, das zu entdecken und zu vertiefen auch eine Lat der Frühromantik bedeutet. — —

Der Romantiker starker Wille zu leuchtender Lat kann und muß heute Lebensfreude spenden, Herzenswärme, die Schönheit austreut über die Erde hin und Gemeines in Schatten versenkt. Schatzgräber der Blauen Blume und Wächter der wahren Sehnsucht wollen Güte verkünden. Die Wünschelrute eines jungen Willens wird an die goldenen Lüren der Welt geheimnisse pochen, daß sie hell aufspringen. Der tiefe Sinn der Romantik soll lauterer Quell werden für sehnüchtige Vertiefung des Weltschauens, inniges Erleben des Schönen, für die Treue im Pflichtwissen und Beharrlichkeit in der Lat.

Weise des Dichters / Von Friedrich Schlegel

Wie tief im Waldesbunzel Winde rauschen,
Ihr Lieb dazwischen Nachtigallen schlagen,
Der muntre Vogel singt in Frühlingstagen,
Daß wir dem fernen Ruf bezaubert lauschen:

So seht ihr hier jedwede Weise tauschen:
Betrachtung, linde Seufzer, tiefe Klagen,
Der Scherze Lust, der Liebe Kühnes Wagen,
Und was den Seher göttlich mag berauschen.

Anklänge aus der Sehnsucht alten Reichen
Sind es, die bald sich spielend offenbaren,
Und ihr Geheimnis bald mit Ernst verkünden;

Sinnbilder, leise, des gefühlten Wahren,
Des nahen Frühlings stille Hoffnungszeichen,
Die schon in hellen Flammen sich entzündten.

Der Lebenswert der romantischen Weltanschauung

Von Prof. Dr. Otto Braun, 3. St. Deutsche Gesandtschaft, Haag

Es soll und kann sich hier nicht um eine genaue Festlegung dessen handeln, was in vollem historischen Sinne „romantische Weltanschauung“ ist und was sie in diesem konkret-geschichtlichen Sinne heute noch bedeuten kann. Ich möchte nur typische Momente herausheben, ohne Rücksicht auf geschichtliche Gebundenheit. Und da möchte ich allerdings sagen: für das neue geistige Deutschland ist die romantische Weltanschauung von entscheidendem Werte. Was ist unter ihr zu verstehen? Sie bedeutet den völligen Gegensatz zur geschäftlich-rechnerischen, kapitalistischen Weltanschauung, wie sie die Breite unserer Zeit immer noch beherrscht. Der Romantiker betrachtet Leben und Erleben als Selbstwerte und stellt nicht alles Denken und Wollen auf Gewinn und Leistung, auf Vorwärtkommen und Erfolg ein, er schätzt die Dinge nach ihrem seelischen Wert ein, nicht nach ihrem Preis. So nur wird ein wirklich seelisch-geistiges Erleben der Welt möglich, so nur fallen die materialistischen Schranken, die das übliche Durchschnittsdenken zwischen Seele und Welt errichtet. Ein solch hingebendes Welterleben eben kann uns allein vor der fortschreitenden Mechanisierung und Bürokratisierung retten, die eine unerbittliche Folge der weitergehenden Organisation auf allen Gebieten ist. Die Sache ver-

schlingt die Seele — das ist die furchtbare Krisis der modernen Kultur; am „Slavenaufstand“ der Sache sind wir schon beinahe zugrunde gegangen. Hier gilt es, das „Beifichselbstsein der Seele“ zu retten — und das gibt uns die Romantik. Daß der Mensch doch nur von Innerm lebt, daß der wahre Standort seines Wesens die Innerlichkeit ist, zu dieser grundlegenden Überzeugung kann die romantische Weltanschauung hinführen. Damit nimmt sie den Kampf gegen den herabjerrenden Typus des modernen Menschen auf, gegen den Philister. Es ist ein wichtiges Zeichen der Vertiefung, daß die neue Kunst (bei Sternheim, H. Mann u. a.) so vielfach den Philister und seine Lebensart verspottet und diesen Typus damit wirksam bekämpft. Der Philister ist der Mensch, der nie die reine Wirklichkeit erkennt oder im Erlebnis erfährt, sondern der sie durch hundert konventionelle Schablonen hindurch sieht. Seine Wirklichkeit ist die Zeitung, sein Leben die Regelbahn, bestenfalls der Beruf. Davon müssen wir loskommen und lernen, das Leben in seiner Reinheit, in seinen eigenständigen Werten zu empfinden. Dann werden wir uns auch dem vernichtenden Strudel der Arbeitshege entwinden, werden wieder fähig werden zu wahrhaftem geistigen Genießen, zu stiller Ehrfurcht und Anschauung des Unendlichen. Neben den Arbeitswerten müssen so die Innigkeitswerte wieder emportauschen. Die Schranke der romantischen Weltanschauung wollen wir dabei nicht vergessen — sie liegt aber gerade an einer Stelle, die heute wenig gefährlich erscheint: der reine Romantiker findet schwer den Übergang zum Werk, er verachtet leicht mit dem Wirkungsstreben auch das Werkstreben. Heute aber ist es kaum zu befürchten, daß diese Neigung der Romantik zum Quietismus Gefahr bringen kann, da wir ja an dem Übermaß des Werkstrebens leiden. Drum sollen wir den kulturrettenden Lebenswert der romantischen Weltanschauung in aller Tiefe nachempfinden!

Lied des Menschen / Von César Flaischen

Einst waren wir Quellen	Dann trieb es uns stürmisch
in lauschigem Grunde,	durch Städte und Länder
fäumend und träumend	zum wogenden Weltmeer,
bei Wald und bei Feld . .	von Sehnsucht geschwellt . .

Nun sind wir Wolken . .
 leuchtenden Auges
 und freudigen Fluges
 hoch über der Welt!

Die blaue Blume blüht wieder / Von Elisabeth Dauthenden

Die blaue Blume blüht wieder.

Die Seele springt jubelnd aus dem Joch der realen Materialismen, unter das sie überlange sich beugen und krümmen mußte. Der Duft neuer Fernen umschwebt sie. Träume und Ahnungen spielen wieder auf den Harfen ihrer schwellenden Lebensfreude. —

Wieder einmal hat sich ein Ring der Notwendigkeiten vollendet, aus denen die Endlosigkeit der Entwicklungskette sich zusammenfügt.

Zwischen die Schwere der Realität und die Schwungkraft der Idee eingespannt, findet der Menscheng Geist aus diesem Parallelogramm der Kräfte sich die Diagonale seines Gleichgewichtes und steigt so mählich an den Überwindungen dieser gegeneinander wirkenden Spannungen zu seinen Siegen und Vollendungen empor. —

Hart, kalt und grausam beugt der kategorische Imperativ der Realität den Menscheng Geist zur Erde. Die strenge Katharsis ihrer logischen Verkettungen bindet die Flugkraft der Seele und zwingt sie unter das harte Faustrecht der Kausalität. Im Reich der Realitäten ist alles Zahl, Maß und Gesetz. Alles Heiligste wird nackt unter den unerbittlichen Demeistern dieser Kräfte, alles Geheimnisvolle verliert seine plastischen Lockungen und wird zur reinlichen Fläche, auf der die Gedanken einander mit wissendem Lächeln begegnen. Die Göttlichkeit der Natur erstarrt vor ihr in wildem Schrecken und überläßt die Struktur ihrer keuschen Körperlichkeit von allem Traum und Schein enthüllt den roh zupackenden Griffen der gnadenlosen Wissenschaft. So im Prokrustesbett allen Foltern der forschenden Skepsis preisgegeben, dehnt und streckt sich die arm gewordene Seele bis an die äußersten Grenzen der logischen Erkenntnisse und wächst auch an diesen ihren wehesten Schmerzen.

Plötzlich aber fühlt sie das Maß ihres Leides erfüllt. Mit jäher Gewalt sprengt sie das scheinbar unzerreißbare Netz der reinen Kausalität und mit neu gespanntem Fluge schwingt sie sich zu den hochwölbenden Himmeln der Ideen, die — als die Bewegung an sich — sie zu allen Meeren ihrer entfesselten Sehnsucht tragen. Befreit, erlöst, von langem Leide bereichert und geläutert, nimmt sie wieder Besitz von ihrem Reich der Schönheit und Freiheit.

Die blaue Blume blüht wieder.

Der Mensch wird wieder das Maß der Dinge; Zahl und Gesetz sinken in ihr Nichts zurück. Entbunden von allzu nahem Ziel, allzu kleinem Zweck findet alles Erdenhafte zu Tanz und Farbe und Klang zurück. So wandelt die Seele wieder in ihren Gärten, die voll sind von den selt-

samen Düften der Ferne, voll von blühenden Träumen, aus denen die Schönheit geboren wird, voll von den seherischen Berausungen, aus denen alles große Geschehen wächst, aus denen die starken erlösenden Taten aufkeimen, die der Menschheit die Tore ihrer Phantasie öffnen.

Die blaue Blume blüht.

Im Glanze neuer Sonnen liegt das Land der Romantik mit lockender Fülle vor dir ausgebreitet — seine tiefen Brunnen rauschen, Stimmen der uralten Weisheit reden zu dir, und aller Dinge Geheimnisse füllen die Augen und Hände mit Erfüllung und Lust.

Im Glanze neuer Sonnen liegt das Land der Romantik mit lockender Fülle vor dir ausgebreitet —

Tritt ein, meine Seele, und werde lachend und jung, wieder du selbst!

Aus Mondnacht blieb ein Traum in mir . . .

Von Richard D. Koppin

Aus Mondnacht blieb ein Traum in mir:

Ich schritt durch weites Heidefeld,
trug Glockenblumen in der Hand.

Die nickten traulich, unverwandt,
und schlug ein Kelch den andern an:
Gar lieblich Glockenspiel begann.

Aus Mondnacht blieb ein Traum in mir:

Die Sterne tanzten Ringelreihn,
mein Glockenlied klang silberfein . . .

Bald stimmten andre Glocken ein,
und als ich ging und weiterschritt,
sang es die ganze Heide mit.

Aus Mondnacht blieb ein Traum in mir . . .

Der klingt mir nach und singt mir nach
vom Morgen bis ins Schlafgemach,
aus Glockenlehnen tausendfach,
harst Himmel, Heimat, Hymnenklang
und harst mir nach mein Leben lang.

Aus Mondnacht blieb ein Traum in mir . . .

Die Tat der Frühromantik / Von Johannes Schlaf

Die wunderbaren „Fragmente“ des Novalis sichteisieren. Sie bedeuten (worauf ich in meiner Schrift „Christus und Sophie“ hingewiesen habe) die wunderbarste, tiefbringendste Selbstdiskussion der Individualität und des werdenden Neumenschen. Sie sind eine hohe Erfüllung der deutschen Frühromantik, deren Tragweite man gerade in unseren Zeitläuften staunend erkennen kann. — Ihr tiefster Gehalt scheint mir zu sein, daß sie das Ende des überscharf, des quälend scharf gewordenen Intellektes ahnen und das Werden einer neuen, unbewußteren Sensibilität, und eine neue tragende Klasse derselben. Dieser ausgesprochenste Trieb der Romantik zum Unbewußten ist ihre polar tiefbedingteste und fruchtbarste Eigenschaft. — Der Tag ist nahe, wo der Intellekt sich mit seiner höchsten und unübersteiglichsten geistigen Kulturleistung ganz erfüllen und — im wesentlichsten erlebigen wird. Kein Zweifel, daß wir diese hohe Geistesstat von deutscher Rasse aus zu erwarten haben. Danach aber gewinnt ein anderes, ein sehr anderes Bedeutung für die Menschheit. Dieses neue Reich hinter dem des Intellektes: die Romantik hat es vorausgeahnt; sie bezeichnet den polaren Entwicklungstrieb, der sich nach ihm reckt, der es zu begründen angefangen hat.

Sprüche / Von Josef Freiherrn von Eichendorff

Hast du doch Flügel eben	Schläft ein Lied in allen Dingen,
Und das gewaltige Wort;	Die da träumen fort und fort,
Halt hoch dich über dem Leben,	Und die Welt hebt an zu singen,
Sonst geht's über dich fort.	Triffst du nur das Zaubervort.

Eichendorff / Von Herbert Eulenberg

Hab' ich nur Zeit, bin ich mit allen Gaben
Für Eichendorff bis auf mein Blut zu haben.
Es gibt nicht viele, die ihn höher schätzen,
Ihr könnt mich unter jeden Aufruf setzen.
Was ich zu seinen Ehren je geschrieben,
Ob es bekannt, ob unbekannt geblieben,
Ihr dürft es drucken ohne jede Kosten.
Zu ihm wird meine Liebe niemals rosten,
Und springt mein Herz, ein Ringlein, einst entzwei,
So klingt es noch in seiner Melodei.
O schöner deutscher Wald, o blaue Blume!
Wer sang wohl süßer je zu deinem Ruhme!

Eichendorff / Von Richard Boozmann

Eichendorff ist ein König, der über ein an Provinzen reiches Land herrscht: über Wald und Wiese, Berg und Tal, Mondschein und Abendrot, Sehnsucht und Heimweh.

Wanderer, Spielleute, Müller, Schmiede und andere, von Poesie umflungene Handwerksleute sind seine treuesten und geliebtesten Untertanen.

Romantik und Mystik

Eine Bemerkung von Alexander von Gleichen-Rufswurm

Als Novalis in den Fragmenten den Satz niederschrieb: „Das Leben der Götter ist Mathematik“, bannte er den Widerspruch zwischen Wissenschaft und Dichterphantasie in eine Formel. Er suchte sich Klar über den Gang zum Unklaren zu werden. Als Träumer, die von einem Wunderland zurückkehrten, entdeckten die Romantiker das Unbekannte und brachten in ihren Schiffen alte Märchen, bunte Blüten, seltsam funkelnde Steine. Sie trugen die fremde Herrlichkeit in ein behäbiges, nach Wiedermeierart eingerichtetes Zimmer, ihr Dasein damit auszus schmücken. In weitgebauchter Base stand ihr Symbol, die blaue Blume, auf dem Schreibtisch. So breitete der Hauch von Schönheit, mit dem Zauberer, Feen, Waldgeister und himmlische Erscheinungen ihre Träume umgaukelten, einen Schimmer von Poesie über ihr ganzes Tagewerk, und die Romantiker kamen zu der Auffassung, die Friedrich Schlegel aussprach: „Alle heiligen Spiele der Kunst sind nur ferne Nachbildungen von dem unendlichen Spiele der Welt, dem ewig sich selbst bildenden Kunstwerk, mit anderen Worten: alle Schönheit ist Allegorie.“

Für Novalis und seine Zeit wurde die Kunst angewandte Mystik; geschah es bewusst, nannte man es Allegorie, geschah es unbewußt, aus innerem Drang, Symbolik. Von dem Lande frei erfundener Fabelwesen drang die Stimme der Romantiker zu den Menschen, die sich satt gesehen an der reinen Form antiker Schönheit und die geblendeten Augen vom sonnenbeschiedenen Tempel den Schatten des geheimnisvollen Waldes zuwandten. Die romantische Weltanschauung sah daher in jeder Aufklärung eine Feindin der Poesie und verlangte, daß die Astronomie wieder zur Astrologie, die Physik zur Magie, die Chemie zur Alchemie werde. So ging das Denken (wie Novalis sagt) zum Traum des Fühlens über.

Das Wort Mystik bedeutete ursprünglich ein Schließen der Augen. Das körperliche Auge aller mystisch Denkenden und Dichtenden mußte sich schließen, damit das Innere die schlummerschweren Lider öffne und

die Geheimnisse der Ewigkeit schaue, das Offenkundige und Irdische vergessend. Denn alle Mystiker glaubten das eigentliche Spiel des Lebens zu betrachten und hielten denjenigen, der sein Auge nicht zu schließen vermochte, für blind. Sie sagten von ihm, daß er sich damit begnüge, den Vorhang zu bewundern, der vor das Welttheater gezogen sei, dessen Bilder in Wahrheit aber nur wenig vom Inhalt des Stückes verrieten. Positive Naturen, die ein praktisches Ziel verfolgen — sei es wissenschaftlich oder politisch —, verspotteten gern die Träumer, die von der Weltseele und den mystischen Dingen sprechen. Aber wenn ihnen auch das Reich der Ahnung verschlossen bleibt, so sollten sie diejenigen nicht verachten, die ausziehen, den großen Zwiespalt zu ergründen, der zwischen dem Dasein und seinen Zwecken gähnt.

Die Araber erzählen, daß Abdul Khain, der Mystiker, und Abu Ali Srena, der Philosoph, zusammen sprachen. Und als sie geendet hatten, sagte der Philosoph: „Alles, was er sieht, das erkenne ich.“ Doch der Mystiker sprach: „Alles, was er erkennt, das sehe ich.“ Auch die Romantiker gehören zu den Sehenden, von denen die Theosophen in der Gegenwart sagen, daß ihre Gedanken Erinnerungen der Seele seien an die Erfahrungen aus anderem Leben.

So gehn wir . . . / Von Hermann Hesse

Aus lang verschwundner Völker Liedern her
Klingt oft ein Ton verwandt uns bis ins Herz,
Daß wir betroffen und mit halbem Schmerz
Hinüber lauschen, ob dort Heimat wär'.

So auch ist unsres Herzschlags Ab und Auf
In festem Bann geknüpft ans Herz der Welt,
Das unsern Schlaf und unser Wachen hält
Im Einklang mit der Sonn' und Sterne Lauf.

Und unsrer wildesten Wünsche trübe Flut,
Und unsrer frechsten Träume Fieberbrand
Ist Geist vom Urgeist, der noch nie geruht.

So gehn wir, unsre Fackeln in der Hand,
Gezeugt, genährt von uralter heiliger Blut,
Und ewig neuem Leuchten zugewandt.

Verse / Von Hans Frand

Du weißt nicht, was ich mein?
Halt Dich an den Schein!
Du rätselst, was ich will?
Horch in Dich Kinderstill!
Wohin's Dich weisen soll,
fragst Du mich zweifeltoll?
Was auch in Dir mag dräun,
Dich dessen freun!

Intermezzo / Von Gustav Sad †

Ich gleite über einer Liese, die so klar und zärtlich grün ist, daß das Verlangen, in sie hinabzustürzen, zu einer schmerzlichen Qual wird, und deren Oberfläche so blaßblau opalisiert wie leidende Kampamulazeen und so rotviolett wie kleine sehnsüchtige Enziane und so grünlich gelb, wie der Himmel über den Winterabendröten zu der Stunde, wenn der traurige Abendstern zu scheinen beginnt; die Höhen aber auf den Ufern dieses Sees, in dem ein König ertrank, des Namens eines Königs wert, leuchten unter der müden Herbstsonne in gelbem und rotem Laub und strecken sich in schwarzem Fichtensamt und braunen Eichenblättern, sie haben sich Leopardenfelle übergezogen, zwischen denen der See wie eine Perlmutter-
schale ruht.

Der Wind der Höhe bläst um mich unruhig und stolz, und über mir kleben die Legföhren an den weißgrauen Klippen des Wendelsteins wie Samt und dunkles Moos, aber in weißer blendender Unwirklichkeit, ein erstarretes seliges Meer von Eis — ö, ich sehe den Menschen, der der gottlose Gott der Erde geworden ist, dort unten aus der Ebene, aus deren Rauch und bunten Städtemosaiken auch ich heraufstieg, auf brausenden Flügeln Steine und köstliches Bauwerk auf euch tragen, um auf euch seine Horste aufzuschlagen, von denen er des Morgens aufsteigt und zu denen er des Abends zurückkehrt, beuteschwer an Lämmerfleisch und Wein und blonden Frauen. Aber der müde Rausch der Schönheit und der stolze der Macht sind nur Vorberge und kleine Versuchungen und niedere Ruhefliegen zu der tauschlosen Reinheit, zu der mein Wagen weiter donnert.

Avalun / Von Bärries, Freiherrn von Münchhausen

Mir liegt ein Land im Sinn. Ich weiß es nicht,
Wann ich es sah in meinen Heimwehträumen,
Doch meine Sehnsucht, wenn sie Kränze flicht,
Pflückt Blüten sich von seinen Apfelbäumen.

Und meine Sehnsucht wandelt göttlich leicht
Die grünen Gartenhänge auf und nieder,
Mit Schmeichelhänden sie ein Windhauch streicht
Und flüstert ihr ins Ohr verwehte Lieder.

Im fernen Grund spielt eine Mädchenschar,
Die hellen Kleider rot von Abendstrahlen,
Und wie sie laufen blitzen wunderbar
Die schmalen Sohlen ihrer Goldsandalen.

Wie Silberregen ihr Gelächter fällt
In dieser Hügel feierliches Schweigen
Und schüttelt in der weißen Blütenwelt
Viel tausend Sternchen von den wirren Zweigen.

Und sinnend schreit ich. Alle Wünsche ruhn.
Ichühl's, ich bin zu Haus an diesen Bächen.
Traumheimat meiner Seele, Avalun! — —
Mir ist, als hört ich meine Mutter sprechen.

Das gläserne Haus / Von Walther Eidlitz

Ich wohne in einem gläsernen Haus,
Darauf die Schneeflocken fallen.
Durchsichtig spannen sich über mir aus
Die hochgewölbten Hallen.

Die dunkeln Winde irren
Verzagt um meinen Märchensaal.
Die Spiegelwände klirren,
Leiser und immer leiser,
Noch manchesmal.

Dorfsalm / Von Max Jungnickel

Ich will meinen Mund aufstun und deine Herrlichkeit verkündigen, mein
liebes Dorf.

Suche alle Abende in meinen Traum mit der süßen Armseligkeit deiner
Häuser, mit dem Herdrauch, der ruhig in den Himmel zieht.

Um deinen Leich stelzt schweigend der Storch, wie ein gepudertes Ritter
mit Stoßbegen und Hackenschuhen.

Auf deiner einzigen Gasse sitzt im grauen Bettelmannskittel und rußigem
Schnurrbart der Sperling wie ein heruntergekommener Humorist.

An der Mühle, die wie eine schwarze Libelle hinter dir hockt, mein liebes

Dorf, da wohnt die saubere Jungfer Bachstelze; hat ein bläuliches Röckchen an und ein weißes Nieder dazu und schwarze Pantöffelchen auch noch dazu und eine weißschwarze Schleppe, die immer auf und ab fliegt beim Tanzen. Und die Jungfer Libelle spinnt flink und zierlich und trillernd einen Bogen, der dich ganz umwickelt und umgarnt. Und Himmelslicht spinnt sie in den Bogen und Kindergesang und Schnitterlachen.
Mein liebes Dorf.

Der Gartenkauf / Von Walter Harlan

Ein Stücklein Welt ward heute mein
Aus Kies und Gras,
Mit Hyazinthen ausgeziert,
Ein weißes Gatter, ein Regenfaß.
Auch ein Stück Himmel bekam ich drein —
Es ist ein Blauen und Wolkeneilen,
Tausend mal tausend Meilen
Sind's im Geviert,
Nebst einem Vogel, der trilliert.

Berlin und Romantif / Von Erdmann Graeser

Klingt diese Zusammenstellung nicht wie ein höhnischer Ausruf? Berlin, diese Stadt nüchterner, rastloser Tätigkeit mit ihrem Arbeitsfieber, ihrem Schweißdunst aus schwarzen Schloten, ihrem grellen Kreischen der Maschinen, ihren Steinquadern — wo ist da ein Niglein, aus dem die blaue Blume der Romantif sprießen könnte?

Und doch! Eines Tages zwingt uns ein Ereignis aus dem Alltagsleise: Da wird diese Stadt plötzlich zum Bild und all die Menschengesichter sprechen zu uns. Die Häuser, die Läden, so vertraut sie uns waren, erscheinen wunderbar neu, wie manchmal die Möbel unserer Stube, wenn an einem Frühlingstag ein Sonnenstrahl darauffällt, der die altmodischen, verachteten Sachen zu wertvollen Stimmungsfaktoren unseres Daseins macht.

Der heimliche Unterton der Stadt erklingt — eine seltsame Melodie, klagend und jauchzend, manchmal wie ein freudiger Aufschrei, dann wieder gleich leisem Wimmern. Ein paar fremde Augen, die uns gar nicht sahen, haben uns wehgetan, wie einen feinen Stich empfinden wir es im Herzen. Ein Blütenhauch, den der Wind hertrug, erweckte das Schwelgen in alten, süßen Erinnerungen, der Einblick in einen düsteren Hof ließ uns erschauern, irgendwo ein Fenster mit weißen Vorhängen und Blumen erweckte die Sehnsucht nach Glück und Liebe.

Al! das — ist es nicht die Gefühlswelt der Romantik?

Im Dämmerlicht solches Tages nehmen Schornsteine und Giebel andere Formen an. Man entdeckt Eigenheiten an den Häusern, die man sonst nicht sah, so daß man plötzlich in einer fremden Stadt ist, fremd — und doch so seltsam bekannt, wie die wunderlichen Ortschaften unserer Träume.

Merkwürdiges kann da geschehen: Bleiche Marmorstandbilder bekommen plötzlich Leben. Die starren Augen Friedrich Schleiermachers vor dem Portal der Dreifaltigkeitskirche strahlen milden Glanz, wie vor hundert Jahren, als er hier wirkte. Jetzt nickt er freundlich dem Kirchenbedienten zu, der eben, nach dem Abendgottesdienst, das Portal schließt, und nun schreitet er hinüber zu dem braunen Pfarrhaus in der Kanonierstraße. Heute will er nicht in Gesellschaft sein, sondern unter dem Grün der Bäume von Eleonore Grunow, seiner Jugendliebe, träumen — — —
Ein anderer Tag!

Sommerluft und Sonnenschein haben den altmodischen Häusern der Potsdamerstraße kurz vor Schöneberg ihr mißmutiges Aussehen genommen. Drüben, von der anderen Seite, aus dem Kleistpark, trägt der warme Wind eine Welle von Fliederduft herüber, so wie damals, als dort, hinter einer unendlich langen Mauer, der Botanische Garten lag. Und plötzlich ist die Straße zur Chaussee geworden — und von Berlin kommend, dem Dorfe Schöneberg zuschreitend, wandert vor uns eine wunderliche Gestalt: Ein junger, kräftiger Mann, auf dem lockigen Haar trägt er eine Tuchmütze, seine Kleidung besteht aus einer alten, schwarzen Kurtkla, einer verschoffenen, olivengrünen Jacke und ebensolchen Weinkleidern. Eine mächtige, grüne Botanisiertrommel schaukelt auf seinem Rücken, im Munde steckt eine kurze Pfeife. Das ist der Adjunkt Adalbert von Chamisso, der im Botanischen Garten angestellt ist. Ja, nun ist er auf dem Wege zum Glück, nun wird er Antonie Piaffe zum Weibe nehmen, nun, da sich endlich, endlich die Liebe zu der schönen Französin Ceres verblutet hat.

Und nun ein Spätsommertag.

Stärker als sonst ist an solch einem Tage die Kraft der Erinnerung. Das weiße Garn weht dahin, legt sich um die gelben Sandsteinmauern der Deutschen Bank in der Mauerstraße — sie werden fortgeschoben und an ihrer Stelle steht ein schlichter Bau. Im ersten Stock, am Fenster, sitzt Frau Rahel Warrhagen und neben ihr Pauline Wiesel. Ja — da sitzen die beiden altgewordenen Freundinnen und sprechen vom Prinzen Louis Ferdinand, der so schön gewesen und so heiß zu lieben verstanden hatte

Ah, wie ist es seltsam, das Doppelgesicht dieser Stadt Berlin, in der einst die Romantik in voller Blüte stand, bis sie jetzt, nun — zu einer

zweiten Blüte anseht. Ja, wie damals will die blaue Blume ihre seltsame Schönheit entfalten, wenn wir nur bereit sind, ihr Werden und Wachstum zu hegen und zu pflegen.

Zeit und Umstände sind ihrer Entwicklung günstig, selbst in diesem Berlin, das vielen so unromantisch erscheint.

Abseits / Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf

Abseits von überlautem Großstadtwogen
Zieht meiner Straße breiter Häuserbogen.

Wie Helben, die an sicherer Würde tragen,
In Doppelreihe hoch die Häuser ragen.

Auf blankem Asphalt lacht ein Kindertreiben,
Von Sonnengold glühn tausend Fenster Scheiben.

Und überall, als stolzer Schönheit Throne,
Im Blumenschmucke prangende Balkone.

Ein Wort in die Zeit / Von Heinrich Wilhelm Badenöder

„— Es hat denn doch bis ißt noch alles sein Ende in dieser Welt erreicht, selbst die verderbliche Hitze, die über vierzehn Tage gewährt hat —; aber die unsinnige Operettenwut der Berliner scheint nur mit der Zeit immer mehr Nahrung zu bekommen, und noch nicht den höchsten Grad erreicht zu haben. Ist dieser da, so muß notwendig eine Revolution erfolgen, sonst werden wir so barbarisch in der Kunst als — die Lappländer. — Fort mit dem Gedanken an diese verdamnte Seuche.“

(Aus einem Briefe an L. Lied, 20. Juli 1792).

Zur Literatur über die ältere Romantik

Von Dr. Raimund Steinert

Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, will die nachfolgende Literaturübersicht dem Suchenden die Wege zu eigenem Forschen ebnen. Ältere Darstellungen wie Heinrich Heines der Romantik abgeneigte und in seine sämtlichen Werke aufgenommene „Romantische Schule“ (1833), Josef von Eichendorffs „Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland“ (Leipzig 1847), Theodor Mundts geistreiche „Geschichte der Literatur der Gegenwart“ (Berlin 1842) und die „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart“ von Robert Prutz (Leipzig 1847) müssen heute trotz treffender Urteile und Erkenntnisse nicht weniger als von der Forschung überholt gelten wie Hermann Hettners „Romantische Schule“ (1850). Erst Rudolf Haym schenkte

1870 das grundlegende Werk über die ältere Romantik (2. Aufl. 1901. Neudrud. 1910). Man hat es schlechthin als das Werk zu bezeichnen, dem Forscher wie Leser stets verpflichtet sein werden. Weniger glücklich ist Georg Brandes Darstellung in den „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jhdts.“. In wundervollem Gegenfatz dazu steht Ricarda Fuchs Romantik (1899 fg.), deren 1. Band (Leipzig 1913) die Blütezeit und deren 2. Band die Ausbreitung und den Verfall der Romantik (1915) mit dichterischer Kraft zeichnet. Weit mehr als eine „Skizze“, wie der Titel besagt, bietet Dekar Walzels „Romantik“ in Leubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ (Nr. 232/233 1918). Beide Werke können als beste Einführung dienen. Kürzere Zusammenfassungen enthalten der 1. Band von H. v. Treitschkes Deutsche Geschichte, Th. Sieglers Geistige und soziale Strömungen im 19. u. 20. Jhd. (Berlin 1916) und R. M. Meyers Deutsche Literatur bis zum Beginn des 19. Jhdts. (ebda.). Zuverlässige Daten zur Lebensgeschichte der Einzelnen bieten die Allgemeine Deutsche Biographie, Bartels Handbuch (1909) und Brümmer (Reclam) und Krügers Literatur-Lexika (München 1914). Die Weltanschauung der Romantik (Gotttheit, Universum, Menschheit, Genie, Kunstwerk usw.) behandelt Marie Joachimis Buch (Jena, Diederichs 1905), die Philosophie der Romantik (Hemsterhuis, Fr. Schlegel, Novalis, Schelling) das Werk Erwin Kirchers (ebda 1907). Auch Rudolf Eudens schöne „Träger des deutschen Idealismus“ (Berlin 1916) mögen hier genannt werden. An ausgezeichneten Briefbüchern liegen folgende Veröffentlichungen vor: Schüddelkopfs und Walzels „Goethes Briefwechsel mit den Romantikern“ (Schriften d. Goethe-Ges. 13 u. 14. 1898), Jonas Fränkels „Aus der Frühzeit der Romantik“ (Berlin 1907) und Friedrich Gundelfingers Romantikerbriefe (Jena 1907). Zu Lebensbildern rundeten sich die Briefsammlungen Fr. Schlegels (Walzel, Berlin 1890), Karoline Schlegel-Schellings (Waig, Leipzig 1871; neu hrsg. v. E. Schmidt, Leipzig 1912), Karolines und der Dorothea Schlegel (Wienede, Weimar), Schleiermachers (Jonas und Dilthey, Berlin 1860 fg.), Liedts (Leipzig 1826, Breslau 1864, Leipzig 1867), der Henriette Herz (H. Landeberg, Weimar) und der Rahel Barnhagen (Steinberg, ebda.). „Ausprüche deutscher Romantiker über sich und ihre Genossen“ sammelte G. v. Rüdiger im 9. Pandorabuch (München 1912), wie B. Wadt im 8. Pandorabuch Zeugnisse über Rahel und ihre Zeit. Auswahlen romantischer Lyrik boten v. Oppeln-Bronikowski und Ludwig Jakobowski in der „Blauen Blume“ (Jena), Hans Benjmann im „Zeitalter der Romantik“ (G. Müller, München 1908) und Hermann Hesse im „Zauberbrunnen“ (Kiepenheuer, Weimar 1913). Betreffs der Gesamt- und Auswahl-Ausgaben sei auf Bartels Handbuch und Krügers Literaturlexikon verwiesen. Einige romantische Dichtungen wie Schlegels Lucinde und Novalis Gedichte enthält Reclams Universalbibliothek. Erstere ist auch nebst Schleiermachers Vertrauten Briefen bei Diederichs in Jena 1907 erschienen. Einen hübschen Textabdruck bietet das 21. Orplidbuch des Verlages Jander (Berlin 1916). In ansprechender Ausstattung empfehlen sich in Kiepenheuers Liebhaberbibliothek (Weimar) folgende Werke der deutschen Romantik: Brentanos Novellen, Kerners Reiseschatten, Bonaventuras Nachtwachen (auch in der Insel, bei Cassirer, Berlin und Winter, Heidelberg), Wadenroders Herzergiekungen eines kunstliebenden Klosterbruders (auch bei Diederichs, Jena), Hölderlins Hyperion, Novalis' Heinrich v. Ofterdingen und Jean Pauls Geschichten. In die Inselbücherei wurden aufgenommen Brentanos Gedichte (117) und Geschichte vom braven Kasperl (175), Chamisso's Peter Schlemihl (194), Hölderlins Gedichte (50) und Hymnen (180), Novalis' Hymnen an die Nacht (21), Fr. Schlegels Fragmente (179; auch bei Diederichs und in Wipers Fruchtshale) und Liedts Des Lebens Überfluß (184). In einer Auswahl von Sulger Sebing (München 1907) spricht zu uns der romantische Maler Otto Philipp Runge (größere Ausgabe bei Cassirer, Berlin 1912). Vom Geist der älteren Romantiker wie Fr. Schlegel, Schleiermacher, Schelling und Fichte sind die Auswahlbände von Eugen Diederichs „Erziehern zur deutschen Bildung“ erfüllt, und die reiche Ideenwelt des „Athenäums“ drängt sich in einer geschickten Auslese in der Sammlung Museum (Berlin, Panverlag). Endlich sei noch auf die dieser Zeit angehörenden Literaturpasquille wie Kogebues Hyperboreischer Esel hingewiesen, die Franz Blei im Hyperionverlag (Zeitler) herausgab.

Bücherschau

In 4. Auflage liegt zur Zeit des Dresdner Literaturhistorikers D. Walzel „Deutsche Romantik“ (Leipzig, Teubner, Aus Natur und Geisteswelt 232/233) vor. Über die wissenschaftliche Bedeutung des allseits von der Fachkritik anerkannten Wertes bedarf es kaum noch eines Wortes. Es eignet sich ohne Zweifel am besten zum ersten Erfassen der romantischen Ideen, Ziele und Probleme, mit denen sich das einleitende Kapitel des ersten Bandes auseinandersetzt. Hier wird der enge Zusammenhang mit dem Führer der Geniezeit, mit Herder, nachgewiesen. Die beiden folgenden Abschnitte behandeln die drei Stufen frühromantischer Ideen. Ihr begeisterter Prophet ist Friedrich Schlegel. Das vierte Kapitel, der Schwerpunkt des Wertes, enthält die Grundlegung der neuen Ethik und Religion. Ehedem ein schönheitstrunkener Grieche, entdeckt Friedrich Schlegel das Mittelalter und den Orient. Seiner Weggenossen Hardenberg, Tieck und Wadenroder und ihres Anteils wird in diesem und im folgenden Abschnitte gedacht. Mit einer Untersuchung der Einwirkung romantischer Ideen auf Staat und Gesellschaft und Staatslehre der napoleonischen Zeit und der Reaktion schließt der erste Band; der zweite ist der romantischen Dichtung gewidmet. Als eine wertvolle Bereicherung des Wertes erscheint hier zum erstenmal der Abschnitt über die romantische Spottdichtung. Beide Bände sind mit einem ausführlichen Namen- und Sachregister versehen.

Mit Friedrich Schlegels geistiger Entwicklung zum politischen Denker und deutschen Patrioten beschäftigt sich das Buch von Dr. Richard Wolpers, Friedrich Schlegel (Berlin, Wehr, 1917. 5 Mk.). Der Verfasser will einer bisher an Friedrich Schlegel meist übersehenen Seite durch die vorliegende Abhandlung gerecht werden. Hatte man ihn nur als unendlich reichen und anregenden Schaffer neuer ethischer Werte gelannt, so erscheint Schlegel in der Tat jetzt in neuem Lichte. Das Rätsel, daß der einst so freie Geist sich den Mächten der Reaktion in die Arme wirft, findet seine Lösung als allmähliche, aber stetige Umwandlung des Freundes der Caroline Schlegel-Schütter und der Ideen der französischen Revolution, des Demokraten, dessen Anschauungen am antiken Freiheitsgedanken sich gebildet hatten, zum Verneiner der einst so hoch bewerteten französischen Kultur. Im Zusammenbruch Deutschlands und Preußens findet der Weltbürger die Wertschätzung des eigenen Volkes. Mächtig ergreift ihn die Gotik zu Köln und weist ihm den Weg zur Hochburg antifranzösischer Gefühle und mittelalterlicher Religiosität; mit seinem Eintritt in österreichische Dienste endet das Werk, dessen Fortsetzung über 1809 hinaus in Aussicht gestellt wird.

Um Friedrich Schlegel als Propheten seiner Zeit, neuen Moralisten und Feind der Bildungsphilister seiner Lage kennen zu lernen, ist das Studium seiner glänzenden „Fragmente und Ideen“ unerlässlich. Da sie in Minors Ausgabe (Wien 1882) nicht jedem leicht zugänglich sind, wird hier auf die ausgezeichnete Ausgabe von Franz Deibel, den dritten Band der „Fruchtschale“ (Verlag Piper, München) hingewiesen. In der wertvollen Einleitung entwickelt der Herausgeber Geschichte, Stimmung und Gedankengehalt jener Aphorismen, die an der Jahrhundertwende des Goethischen Zeitalters wie ein übermütiges und einzigartiges Feuerwerk des Geistes aufsprühen. Ein Bild des „Priesters“ des romantischen Wizes ist ihnen nebst einem Facsimile beigegeben. Ein Sach- und Namenregister erleichtert wesentlich die Benutzung der Ausgabe. Dr. Raimund Steinert, Glauchau. Eichendorff, Lagenichts. Mit Scherenschnitten von Alfred Thon. Axel Junder Verlag, Charlottenburg. Pp. 3,50 M.

Heinrich Perkaulen. Die Spitzweggasse, ein Tagebuch aus Sommer und Sonne. Verlag J. Kösel, Kempten. 2,20 (3,—) M.

Der Verleger Axel Junder in Charlottenburg-Berlin muß eine tiefe, herzliche Liebe zu Eichendorff besitzen. Wie wäre es sonst möglich, daß er einen so feinen, kulturfrohen „Lagenichts“, in papierarmen Kriegszeiten, herausbringt.

Aber die fromme Eichendorff-Liebllichkeit, den Himmelsturm, das Erdentänzerische dieses ewigen Gefellen kann selbst die blutige Sense des Krieges nicht zerficheln.

„Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüte.“

Und Eichendorff wird, je fürchterlicher die Kanonen brüllen, von Tag zu Tag strahlender. Einer, der nie vergeht. Ein Träumer, der das Unbewusste findet, seelengreifend enträtselt. Der Scherensneider Alfred Thon hat zum Funderschen Taugenichts wunderfeine Bildchen geschnitten, die mit zarter Lustigkeit und köstlicher Eigenart durch das Eichendorff-Buch purzeln und zappeln und simulieren und ganz verliebt in das Taugenichtsleben sind. Diesen Alfred Thon muß man sich merken.

Die Jos. Kösel'sche Buchhandlung in München übergab die „Spitzweggasse“, hübsch sauber und bunt, von Heinrich Zerlaulen erbaut, der öffentlichen Meinung.

Ein liebes, sinniges, leichtsinniges, streichelndes, süßes und davonflatterndes Buch.

Aber Schwiegermütter, Fiedelbogen, über Onkel Ewald, über Moselfahrten, über Proleten usw. hängt hier Zerlaulen seinen warmen, flatternden Mantel der Phantasie.

Und über allem steht segnend der Vater Spitzweg, den Kosd schlecht zugeknöpft, greift in seine ewige Tabakdose, niest und lächelt sein seligstes Lachen. Max Jungnickel.

B. Behr's Verlag (Friedrich Feddersen) Berlin-Steglitz, Vollständiges Verzeichnis der vorrätigen Werke nach dem Stande am 1. 10. 17

Ein Kulturbild eisernen, zielbewußten Fleißes gibt dieser übersichtlich geordnete, reich illustrierte Katalog. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man Laten wie die Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte (Bde. 1890 bis heute), die Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts (über 150 Bde., darunter Bonaventura, Brentano, Chamisso, v. Loeben, Schlegel), die Bibliographischen Repertorien (I. Zeitschr. d. Romantik von Walzel, V. Almanache der Romantik von Piffin) heute und hier noch würdigen. Aber der klare Überblick, den solch Verlagsverzeichnis vermittelt, gestattet tiefe Einsicht in die Fülle geleisteter Arbeit, die z. B. die Gesamtausgaben der Werke Grabbes, W. v. Humboldts, Klopstocks und vor allem Hebbels schuf, denen sich noch die Sammlung der Hebbel-Forschungen anschließt. Neben junger Dichtung (wie Leo Sternberg, Arminius), Philosophie (Christiansen) und Literarkritik (Wernans) finden wir Bibliophilendrucke ersten Ranges, wie den herrlichen, kostbaren Schriftdruck der Hymnen des Novalis, ferner Holzschnitte, auch die Romantiker-Bildnisse von W. Hensel, und zwischen all dem Ernst das lustige, kleine, aufschlußreiche „Ich weiß Bescheid in Berlin“. Ein Büchlein stolzer Mühschau also und festgegründeter, fruchtbarer Zukunft! Ein gutes Wort W. v. Humboldts ist an den Beginn gestellt: „Ich finde und habe immer gefunden, daß sich ein Buch gerade vorzugsweise zu einem Geschenk eignet; man liest es oft, man lehrt oft dazu zurück, aber nur in ausserwählten Momenten, und erinnert sich so immer des Freundes im Augenblick eines würdigen Genußes.“

K. B.

Gute Bücher; Empfohlen unabhängig von Einsendungen

Walter Lehmann, Das abendrote Haus (S. Müller, München). Gustav Sad, Ein verbummelter Student (S. Fischer, Berlin). Walter Harlan, Familienszenen. Die Sünde an den Kindern (E. Fleischer, Berlin). Walther Eibsig, Hölderlin (E. Reiß, Berlin). Casar Fleischlen, Von Alltag und Sonne. Jost Seyfried (E. Fleischer, Berlin). Max Jungnickel, Die blaue Marie. Der Sternkantor. Peter Himmelhoch. Ins Blaue hinein (Wieschmann, München). Eduard Studen, Das Buch der Träume (E. Reiß, Berlin). Hermann Kasad, Der Mensch (Roland-Verlag, München). Walther Heymann, Die Lanne (S. Müller, München). Gerhardt Hauptmann, Der Kezer von Soana (S. Fischer, Berlin). Ernst Hardt, An den Toren des Lebens (Insel-Buch). Hans Heinrich Ehler, Frühlingslieder. Lieder an ein Mädchen (Schröder, Stuttgart). Carl Hauptmann, Einhart des Lächler (K. Wolff, Leipzig). Rainer Maria Rilke, Cornet (Insel-Buch). Bernhard Kellermann, Ingeborg. Vester und Li (S. Fischer, Berlin). Johannes Schlaf, Frühling. In Dingsda (Insel-Bücher). Georg Hermann, Das Biedermeier (Bong, Berlin). Alice Berend, Spreemann u. Co. (S. Fischer, Berlin). Felix Philippi, Alt-Berlin, 2 Bde. (Mittler-Berlin).

Verantwortlich für den Inhalt Dr. Kurt Rod, Berlin NW. 21, für die Anzeigen E. Lorenz, Berlin-Soleisenf. Verlag: Boll u. Wladski, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW. 6. Druck: Oscar Brandstetter, Leipzig.

Berliner Romantik

Eine Vierteljahrsschrift

Herausgegeben von Dr. Kurt Vock / Verlegt bei Vock u. Pickardt, Berlin

Erstes Jahr

Heft 2

Januar

Bezugspreis M. 3.— jährlich. Einzelnenpreis M. 60.— für die ganze Seite; bei Wiederholungen Vergütung

Nachdruck verboten

Maria in den Rosen / Volkslied aus dem Eichsfeld

Maria durch ein Dornwald ging,
Maria durch ein Dornwald ging,
Der hat in siebn Jahren kein Laub getrag'n.

Was trug Maria unter ihrem Herzen?
Ein kleines Kindlein ohne Schmerzen,
Das trug Maria unter ihrem Herzen.

Da haben die Dornen Rosen getrag'n,
Als das Kindlein durch den Wald getrag'n.
Da haben die Dornen Rosen getrag'n.

Krippenlied / Von Hans Frand

Herr Jesus wollt nit schlafen ein,
Ruh, Schaf und Esel gar so schrein.
Ein Gertelein der Joseph schnitt.
Maria sprach: „Schlagst mir ihn nit!“

Der Joseph sprach: „Will meine Ruh!
Muß morgen auf in aller Fruh.“
Maria sprach: „Machst keinen Schritt!
Den Herrgottvater ich schön bitt.“

Gottvater hört Mariä Schrein,
Sendt ihr ein rosiges Engelein
Mit einem Glöcklein in der Hand,
Hängt an 'nem himmelblauen Band.

„Maria, sollst das läuten fein!
 Schläft allsfort Herr Jesus ein.“ —
 „Will's schwingen, Englein, sonder Bank,
 Sag dem Gottvater schönen Dank.“ — — —

Herr Jesus lang ist schlafen ein
 Bei Rüh- und Schaf- und Eselschrein.
 Der Joseph schnarcht in guter Ruh.
 Maria läut noch immerzu.

Lebenswert romantischer Weltanschauung

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Romantik ist Frühling, ist Sehnsucht, ist der umfassende Ausdruck des deutschen Wesens. Daß die mannigfachen Kräfte, welche damals zum Lichte verlangten, sich nicht zur Einheit abzurunden und zu sammeln vermochten, ist weniger in dem Mangel entscheidender Persönlichkeiten, als in der drängenden Neuheit eben dieser Kräfte selbst begründet. Und daß Goethe, der mit wachsendem Alter seine eigene Jugend widerrief, der Bewegung gegenüber, die ihn so unverhofft umschäumte, ärgerlich, erschreckt verharrte — wenn er sich dessen auch bewußt war, daß er von den Romantikern erst völlig erkannt und laut gewürdigt wurde —, darf in den nachfolgenden Generationen Freude und Zuversicht nicht zu bangendem Staunen verkümmern lassen, mag sie vielmehr zu genauer, ungehemmter Prüfung aufrufen. Wo Goethe nur die Fehler bemerkte, dort wollen wir nach dem Wesentlichen, Bleibenden ausblicken. Novalis prophezeit: „Was jetzt nicht zur Vollendung kommt, wird bei einem künftigen Versuche erreicht werden.“

Was die Romantik gewollt und errungen hat, läßt sich hier nur andeuten und lediglich in allgemeinsten Anmerkungen aufweisen. Sie gab uns wieder die versäumte altdeutsche Dichtung (Arnim, Brentano, die Brüder Grimm, Fouqué); das nationale Gefühl reckte sich zu sieghaftem Durchbruche (Fichte, Goerres, Arnim, Steffens, Fr. Schlegel). Die Mystik schlug wieder ihre großen blauen Augen auf wie in Suso und Jakob Böhme (Goerres, Novalis, Lieck), und die Religion suchte die leuchtenden Wege ins Ungemeine (Schleiermacher, Fichte, Novalis). Dieser Drang nach dem Unendlichen führte zu einer ergreifenden, abschließenden Deutung der Musik (Wackenroder, Hoffmann), schenkte der Naturforschung unbetretene fruchtbare Pfade (Schelling, Steffens, Carus, Baader, Passavant, Hülsen, Schubert, Ritter) und entschleierte seelische Wunder und Geheimnisse (Kerner, E. L. A. Hoffmann). Das Licht des Ostens dämmerte empor

(Fr. Schlegel), die ragenden Dichter anderer Nationen wurden hingebungs- voll erschlossen: Shakespeare, Calderon, Dante, Petrarca (A. W. Schlegel, Tieck). Die Kunst des Mittelalters tauchte keusch und scheu aus dem Schweigen der Vergessenheit (Wackenroder, Tieck, Fr. Schlegel, die Brüder Boisseree); die Malerei, die auch theoretisch nach neuen Erkenntnissen strebte (Kunze), kescherte uns dauernde Werke voll Frömmigkeit und lauterster Güte, (Kunze, Richter, Schwind, Friedrich). Es begann das, was man jetzt — wenn auch in anderem Sinne — die Frauenbewegung zu nennen liebt (Caroline, Bettina, Rahel). Süße, silberne Löne erwachten in der Lyrik, vollstümliche, schimmernde, nie gehörte Lieder (Brentano, Novalis, Hölderlin, Eichendorff, Kerner, Mörike); das Märchen trat geheimnisvoll aus raunenden Walbestiefen (Tieck, Brüder Grimm, Novalis, Brentano, Hauff, E. L. Hoffmann). Der Roman verlangte nach einem neuen un- berührten Nährboden (Novalis, Hölderlin, Tieck), und im Drama wurden uns heroische, entscheidende, bis jetzt nur spärlich erkannte Werte darge- bracht (Kleist).

Nachdem ein fecker Materialismus endlich im eigenen Schlamme zu er- sticken scheint, nachdem der Naturalismus sich in sich selbst verzehrt hat, nachdem wurzellose Artistik in der jungen Sonne eines neuen Lenzes zu verkümmern beginnt, verlangt man wieder nach der Romantik. Die Wissen- schaft bereicherte uns mit immer neuen Schätzen und Einsichten (Haym, Ricarda Huch, Marie Joachimi, Steig, Walzel, Minor). Diese Tatsachen deuten am sichersten, daß man wieder nach dem verlangt, was uns nottut. Denn Sehnsucht ist ja der Beweis für etwas Fehlendes, Unerreichtes. Dies aber soll die Romantik uns lehren: Frömmigkeit im Schaffen und Leben, Selbstbesinnung, deutsche Treue, Spiel und Heiterkeit, Verlangen nach aufblühenden Fernen. Nur Unkenntnis und Oberflächenblick kann die Romantik verworren und planlos schelten; nur flügelahme Verständ- digkeit kann sich ihrem lockenden Zauber entwinden.

Der Wert der romantischen Weltanschauung ist ein nachhaltiges Be- ja h e n d e s L e b e n s. Romantik — das ist Dämmerrauschen deut- schen Waldes, ist Sonntagmorgen über Bach und Tal, ist Mondschein auf Siebelhäusern und schweigenden Gassen, ist das Plaudern der Brunnen, die Herrlichkeit alter Burgen und Schlösser, ist die „alte schöne Zeit“ Eichendorffs; aber Romantik ist auch Andacht vor Blatt und Blüte, Tier und Mensch, der Schauer unter dem gestirnten Himmel, ist stammelnde Ergriffenheit und aufjauchzendes Danken, Vertrauen auf den Fortschritt, ist — im Sinne Fichtes —: „eine heilige Ehrfurcht vor sich selbst tragen und schauern und erbeben vor seiner eigenen Majestät.“

Friedrich Schlegel weiß es: „Wer die Natur nicht durch die Liebe kennen

lernt, der wird sie nie kennen lernen.“ Und der dunkeltönende Novalis begreift: „Es ist der Menschheit eigen, daß sie sich über die Menschheit erheben muß.“ Der helle, gläubige Eichendorff aber bittet:

Den lieben Gott laß in dir walten,
Aus frischer Brust nur treulich sing'!
Was wahr in dir, wird sich gestalten,
Das andre ist erbärmlich Ding.

Mich freut's . . . / Von Richard Hirsch

Mich freut's, wenn mir ein Sternchen lacht,
Das sich zu mir verliebt,
Wenn mir ein kleines Lied erwacht,
Das still im Herzen schlief.

Wenn's um mich braust am wilden Strand
Und mich der Sturmwind schlägt, —
Und wenn sich eine weiche Hand
Fest in die meine legt.

Wenn sehnend Schweigen mich umschlingt,
Und tief die Stille rauscht,
Wenn mir die innre Stimme klingt
Und Liebe auf sie lauscht.

Den Schlachtgesang: Die Welt ist mein!
Den kennt es nicht, mein Glück.
Doch fragt ihr Meister Sonnenschein,
Der strahlt es euch zurück.

Ein Brief / Von Dr. Bruno Wille

Wenn Ihre Zeitschrift im Sinne des Geleitspruches wirkt und keine Parteitendenzen aus sich hervortreibt, wenn sie weder reaktionären noch kirchentümlichen Schiebungen nachgibt, sondern das großartige, über Sekten- und Dogmentum erhabene Wesen der Romantik ebenso duldsam wie hingebend sucht, so hat Ihre Zeitschrift meine herzlichste Zustimmung und Förderung. Gehöre ich doch zu denen, die längst auf den heiligen Born des Innenlebens hinweisen, wo unserm Volke und der Menschheit die wahren Schätze quellen.

In keinem Bereiche der Außerlichkeit allein, nicht in einseitiger Macht über

die materielle Welt, nicht in Herrschaft und Reichtum, nicht bloß in Wissen, Verstandesaufklärung und Moral, sondern in der Liebe zu den höchsten, unserm gewöhnlichen Ich weit überlegenen, daher oft mehr geahnten als erfaßten Werten ist Keim und Knospe echter Freiheit und Seligkeit, Lebensgrund aller höheren Kultur. Hier, wo der Einzelne einheitlich verbunden ist mit jener Macht, die grenzenlos ist und also Geheimnis bleibt, hier im Stillen, in den Einsamkeitsgründen der Blauen Blume, saugen die zarten Wurzelfasern unseres edelsten Menschentums; besonders auch unseres Deutschtums. Unser Volk würde verarmen, käme ihm das Heimweh nach dem heiligen Geheimnis abhanden, der faustische Trieb, der aus dem Kerker unserer Persönlichkeits-Schranken ins Grenzenlose trachtet.

Gerade weil die einseitig verständige und naturwissenschaftliche Weltanschauung von solchen Ideen weit entfernt ist, sollte sie sich von ihnen ergänzen lassen. Seit zwei Jahrzehnten vollzieht sich im Zeitgeist eine langsame Abkehr von einem öden Naturalismus und Rationalismus. Man spürt, daß eine physikalische und chemische Auflösung der Allnatur in lauter bestimmte Grundverhältnisse und mathematische Formeln auf eine Entstellung des Sachverhalts hinausläuft, daß der Wahrheitsfucher vielmehr mit dem Geheimnis seine Weltanschauung zu umgrenzen, mit dem Geheimnis innig zu durchweben hat. Soll die Anschauung der unendlichen, nie ganz erkundbaren Welt nicht den Vorwurf der Unehrlichkeit oder Beschränktheit verdienen, so muß sie Raum gewähren für ein Gemütsleben, das seine höchste Liebe gerade im großen Geheimnis erfüllt und sich ausleben möchte in dessen sinnbildlicher Deutung und künstlerischer Aneignung. Dabei ist wohl selbstverständlich, daß dieser romantische Sinn keine Anfeindung der Klarheit und Plastik bedeutet. Nur daß wir auch Unbestimmtheit und Chaos zu schätzen wissen, daß wir Geformtem die Auflösung gönnen, um durch Sterben hindurch zu neuer Gestaltung zu gelangen.

Darf ich ein Wort verlieren über meine persönliche Stellung in der neuromantischen Bewegung, so möchte ich erwähnen, daß mein Allseher-Roman „Offenbarungen des Wacholderbaums“ nicht willkürlich-phantastisch, sondern sowohl logisch wie künstlerisch intuitiv ein Weltbild entwirft, in dem sich Kopf und Herz, Erkennen und religiöses Vertrauen einigen, daß meine lyrischen Dichtungen und meine Goldsucher-Chronik „Die Abendburg“ derselben Richtung zugewandt sind, und daß ich seit langer Zeit den hohen Wert romantischer Philosophie betone und einer Mystik, wie wir sie bei Meister Eckhart und Jakob Böhme finden. Ich suche also die Synthese von Klarheit und Romantik, Schauen und Ahnen, Selbstherrlichkeit und Pantheismus, die mir keine absoluten Gegensätze bedeuten — so wenig wie z. B. vaterländischer Sinn und allgemeine Menschenliebe.

Lied / Von Ernst Riffauer

So hab' ich dich erlitten,	In einer Morgenbelle
So schmerzhaft wardst du mein.	Sänftlich im Raum gewiegt
Ich ward dir Vater und Mutter,	Du mir von Weltallswelle
Ich liebe dich Kind und Klein.	An meine Brust geschmiegt.

Der blaue Vogel Zukurruf / Von Paul Friedrich

Der blaue Vogel Zukurruf singt das Lied von der Einsamkeit. Er sitzt im tiefsten Böhmerwald auf einer uralten Fichte und flötet es in die Nacht. Und das Lied des blauen Vogels übertönt den Lärm der Städte, das Rollen der Bahnen, das Fauchen der Schloße, das Dröhnen der Hämmer, das Surren der Flieger, das Heulen der Geschütze, das Schreien der Sterbenden. Der Nachtwind nimmt das Lied auf seine Flügel und trägt es über die Länder und über das Meer. Und alle, die Feinhören haben und eine menschliche Seele, hören das leise Lied und wissen's zu deuten. Das Lied aber lautet:

„Wandrer, steh still und lausche wohl, was ich dir singe:
Dein Glück liegt in der Ferne, nicht im Wandern, nicht im Streben nach Macht und Herrlichkeit. Einsamkeit ist dein Glück. Werde einsam, wo du auch stehst und gehst, und spitze die Ohren. Sieh, da hörst du die goldene Quelle rauschen, die dir das Leben schenkt und den Glauben ans Glück. Dann erwacht die schon längst begrabene Liebe und ihre Adern durchfließt von neuem das Blut. Dann verstehst du das heilige Weben der Dinge und die vergessenen Stimmen in deiner wüsten Brust. Die Natur, die geschändete, wird dir lebendig und ihr ewiges Sein. Ruhe kommt in dein Herz und seliger Frieden. All deine Unrast verfliegt und du fühlst dein Gesetz. Langsame Reife, wachsendes Werden und Blühen. Himmlische Stille tröstet dein innerstes Fühlen. All deine Wünsche ruhen und schlafen ein. Neue Jugend erwacht in deinen Adern und ein zages Hoffen auf Sonne und Licht. Deine Wunden verharschen und schließen sich sacht. Sanfte Hände schmeicheln und streicheln dein Weh. Heimat wird dir die fremde, die feindliche Welt. Und der Boden, auf dem du schwanktest, wird fest. Dich, den lange Verlorenen, findest du wieder. Und vom Herzen wich dir der böse Traum.“

Jede Nacht singt dies Lied der einsame Vogel, tief, tief im Böhmerwald. Er übertönt den Tag und die Stimmen des Tags. Und die es hörten mit wachen Ohren und Herzen, die tragen auf ihrer Stirn und in ihren Augen einen fremden, goldenen Schein. Und können es nie mehr vergessen.

Sie träumen von stillen Klöstern und dunkeln Wäldern, in denen die Nymphen leben und heilkräftige Quellen.
 Sie wandeln in Träumen in einem ewigen Frühling und kennen den Tod und die rasende Welt nicht mehr.
 In ihren Herzen singt ein kleiner blauer Vogel das Lied von der Liebe und Auferstehung des Geistes.
 Das Lied von dem wiedergefundenen irdischen Paradies.

Hölderlin / Von Wilhelm Michel

Ins Dunkel ging er. Hart stockte der Schritt
 Der folgenden Freunde. Jäh versank er
 Vor ihren Augen in Schatten.
 Schatten nur, nichtklirrende Feinde,
 Schatten schlangen ihn ein.
 Im Dunkel nur blieb seine Stimme schweben,
 Leiblos, ein Dämon. Und dem Liebe
 tauschten noch eine Zeitlang sie und sahen ins Finstre.
 Aber Er indessen
 Saß in der Götter Halle schon längst,
 Lächelnd, Jahrtausende alt und gewohnt eines Lebens,
 Das die Sterblichen nicht verstehn.

Hölderlin als Vorwurf für ein Bühnenwerk

Von Richard D. Koppin

Das allen Dichtern der romantischen Schule gemeinsame Ideal, Poesie, Religion und Leben in der höheren Sphäre der Kunst in eins zu verschmelzen, hat mit tieferer Inbrunst und Sehnsucht wohl kein anderer erstrebt als der einsame und unglückliche Friedrich Hölderlin — freilich ohne es zu erreichen. Der Weltschmerz, Mensch bleiben zu müssen, wo man Gott sein möchte, verzehrte ihn, seine einseitig pathetisch angelegte Natur ließ ihn sich immer weiter aus der christlichen Welt in die Götterregion des alten Hellas verlieren, so daß er schließlich zugrunde gehen mußte am Widerspruch dieser so heterogenen Glaubenswelten.

Einsam wie im Leben, steht er auch in der Literaturgeschichte da. Zu klassisch, um ganz Romantiker zu sein — zu romantisch, um ganz Klassiker zu sein. Als Dichter viele seiner Zeitgenossen, insonderheit durch die natürliche Plastik seiner antiken Rhythmen, weit überragend, erscheint er als Mensch vor uns nur schwach und keiner Bewunderung wert. Mitleid mit seinem Geschick, das nicht einmal tragisch im eigentlichen Sinn ist, be-

deutet alles, was wir dem Menschen Hölderlin entgegenzubringen vermögen.

Ein um so größeres Wagnis muß es daher bedeuten, ihn in den Vordergrund eines Bühnenstückes zu stellen; muß dieses doch von vornherein naturgemäß auf einen lauten Erfolg verzichten; es sei denn, der Autor zöge es vor, das Charakterbild seines Helden in wesentlicher Umformung zu zeigen. Eine solche willkürliche Änderung zugunsten eines äußeren Theatererfolges vorzunehmen, wäre jedoch eine unverzeihbare Sünde wider den heiligen Geist der Persönlichkeitsforschung wie der Literaturgeschichte. In um so höherem Grade ist es daher erfreulich, wenn der junge, erstmalig an die Öffentlichkeit tretende Dichter Walter Eidlitz in seinem Bühnenwerke „Hölderlin“ („Hölderlin“ Szenen aus einem Schicksal. Erich Reiß-Verlag, Berlin) alles tut, um neben dem Dichter Hölderlin auch den Menschen Hölderlin in seiner ganzen Nacktheit aufzuzeigen, wie er, immer träumend, nur zwischen Himmel und Erde lebt, in Sehnsucht sucht, in Sehnsucht leidet, in Sehnsucht stirbt. Stirbt wie Werther, an der ungestillten Sehnsucht nach dem Gegenstande seiner Liebe, den er, sich selbst unberührt, schließlich identifiziert mit dem heißersehnten Lande der Verheißung, ja mit allem Göttlichen in ihm und um ihn selbst her überhaupt.

Das Ideal der Frühromantik „Gefühl ist alles“ leuchtet auch durch die Szenen des Eidlitzschen Werkes. Nicht als Arzt tritt er an die zu behandelnde Person mit der Sonde heran, gibt keine nüchterne Verstandesanalyse, sondern er erfährt seinen Hölderlin mit der Sehnsucht seines eigenen Romantikergemütes, erfährt den lebensfremden Träumer, intuitiv, in seiner menschlichen Unbeholfenheit ebenso wie in der Reinheit seiner Empfindungen und den heilig flammenden Versen seines immer der göttlichen Natur zugewandten Dichtergenius. Er folgt ihm Schritt für Schritt durch die Entbehrungen des äußeren Lebens und die Entsagungen der Liebe bis in die Nacht des Wahnsinns hinein, aus der selbst sein treuester Freund Sinclair noch die besorgt herbeieilende, ihn heiß verehrende Bettina, ihn nicht mehr zu reißen vermögen. „Ihn hält mit eisernem Arm die gewaltige Nacht.“

Schauerlich erschütternd durchschneiden, von der Terrasse des Turmes in die Nacht hinausgestoßen, Hölderlins letzte Worte die schmerzhaft lastende Stille:

„Ja, Nachtwolke mein, du furchtbare,
Umwogend unbezähmt, unüberwältigt,
Was hab' ich noch zu sehen und zu lieben,
Was Freundliches zu hören? — Ihr Lieben,
Führt aus dem Orte den ganz Elenden!“

Was von dem Stoffe für sein Werk irgendwie dichterisch zu verwerten war, hat Eidlitz herausgeholt und mit Geschick verarbeitet. Zuerst etwas unsicher in der Behandlung der Einzelheiten, in der Dialogisierung und im Aufbau, dann aber immer kräftiger zupackend, ohne dabei zu vergessen, uns Hölderlin — nach einem passenden Ausspruch Schlegels — „im Stehn, im Geln, im Wachen und im Bette, auf Reisen selbst, wie unterm Schutz der Laren, stets dichtend“ zu zeigen.

In den Szenen am Kreuzweg bei Nürtingen, in der Wirtsstube in einem Dorfe der Auvergne und in Bordeaux kommt dann die Gestaltungskraft Eidlitzens erst voll zur Auswirkung. Hier auch zeigt uns der Verfasser, daß er um Welt, Menschen und Dinge weiß — auch um deren Erbärmlichkeiten. Feststellen läßt sich bei Eidlitz außerdem ein ungewöhnliches Einfühlungsvermögen, namentlich wo es sich um die Herausarbeitung von Seelenzuständen Hölderlins handelt. Dessen innige Hingabe an die Natur, ekstatische Verzückungen und langsam sich vorbereitende Zerrissenheit werden zum Ausdruck gebracht in klangvollen Rhythmen mit traumtief seherischen Wortgebärden, die uns erregen, mitreißen und in tiefster Seele erschüttern.

Eidlitzens „Hölderlin“ ist als eine ernsthafte, von einer großen Liebe zum Gegenstande diktierte Arbeit zu werten, der die Literaturwelt ihre Anerkennung nicht versagen wird, wenn auch das weitere Publikum dem Vorwurfe, der bei Beibehaltung des Charakters der Hauptgestalt einer straff dramatischen Konzentration schon von vornherein im Wege steht, schon schwerer zugänglich sein dürfte.

Die Schwierigkeit, den Stoff zu einem elementar sich aufbauenden Drama zu gestalten, hat auch Eidlitz erkannt, indem er ihn in zahlreiche, mehr selbständige Einzelszenen auflöste, die eine zwanglosere Steigerung ermöglichen. Daß sich diese Szenen dennoch in ihrer Gesamtheit als ein organisches Ganzes behaupten können, zeugt für ihren inneren Wert und für die aufleuchtenden Fähigkeiten ihres Verfassers.

An unsere großen Dichter / Von Friedrich Hölderlin

Des Ganges Ufer hörten des Freubengotts
Triumph, als allerobernd vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heil'gem
Weine vom Schlafe die Völker weckend.

O weckt, ihr Dichter! weckt sie vom Schummer auf,
Die jetzt noch schlafen, gebt die Gesetze, gebt
Uns Leben, siegt, Heroen! ihr nur
Habt der Eroberung Recht, wie Bacchus.

Der Zeitgeist / Von Friedrich Hölderlin

Zu lang schon waltest über dem Haupte mir
Du in der dunkeln Wolke, du Gott der Zeit!
Zu wild, zu bang ist's ringsum, und es
Trümmert und wankt ja, wohin ich blicke.

Ach! wie ein Knabe seh' ich zu Boden oft,
Such' in der Höhle Rettung vor dir, und möcht',
Ich Blöder, eine Stelle finden,
Allerschütterer! wo du nicht wärest.

Laß endlich, Vater! offenen Augs mich dir
Begegnen! hast du denn nicht zuerst den Geist
Mit deinem Strahl aus mir geweckt, mich
Herrlich ans Leben gebracht, o Vater?

Wohl kennt aus jungen Neben uns heil'ge Kraft,
In milder Luft begegnet den Sterblichen,
Und wenn sie still im Haine wandeln,
Heiternd ein Gott; doch allmächtiger weckst du,

Die reine Seele Jünglingen auf, und lehrst
Die Alten weise Künste; der Schlimme nur
Wird schlimmer, daß er bald er ende,
Wenn du, Erschütterer! ihn ergreifst.

Sommernacht / Von Bruno Pompadi

Nun ist zu stillem Heiligtume	Die Seele auf verklärtem Pfade,
Ganz märchenleis erwacht	Der auf zur Höhe will,
Die blaue Wunderblume	Von dieser Stunde Gnade
Der Sommernacht — —	Strömt über still...

In fahlem Nebel träumen die Tale	O diese Nacht ist hell wie keine!
Das Lied vom Parzival,	Die weißen Rosen verblüh'n
Der Mond wird die goldene Schale	Wie einst im Mondenscheine
Des heiligen Gral...	Hölderlin — —

Eine Romantikerreise vor hundert Jahren

Von Dr. Raimund Steinert

Bis zum 18. Jahrhundert reist der Mensch nur, um sich zu bilden, weniger um die Natur zu genießen. In ihren Tagebüchern verzeichnen die Reisenden, was ihnen an Eigenartigem in Sitten und Gebräuchen und im Außerem

der Mitlebenden begegnete und erwähnenswert dünkte. Selten versucht einer liebliche oder die Seele aufwühlende Natureindrücke in Worte zu kleiden. Erst Rousseau, der berebte Känder alles Naturhaften und Unverbildeten, hat das beglückende Gefühl des einsamen Wanderns durch wilbzerrissene Alpentäler, über samtweiche Matten und vorbei an tosenden Gießbächen entdeckt. Wenig später erschließt sich dem jungen Straßburger Studenten Goethe die Schönheit des Elsäßer Landes und spricht zu ihm auf Nachritten in dichterisch wunderbar geschauten Bildern. Rousseaus und Goethes Spuren folgend, gewinnt erst die deutsche Romantik das innige Verständnis des naturversunkenen Menschen zur Landschaft, in welcher Gestalt sie sich auch immer zeige. Über Brentanos und Eichendorffs Erzählungen liegt der deutsche Mondenschein, in ihnen rauscht der deutsche Wald.

Um jene Zeit fährt der als Mensch und Künstler nicht leicht zu erfassende Heinrich von Kleist von Dresden aus durch einen Teil des alten Kur Sachsens. Die Hauptstadt selbst zieht ihn mit ihrer gefälligen Pracht des Kokoko nicht an. Aber im Weiserigtale bei Tharandt entdeckt er eine „Fülle von Schönheit“. Ein Haus auf überhängendem Felsen fesselt seinen Blick. Dort möchte er sich mit der fernen Julie von Zenge in stillem Glück verbergen. Und abermals kommt er durch das Weiserigtal. Wo heute Schienen das Gebirge durchbrechen, führt ihn im September des Jahres 1800 die Postkutsche auf langsam ansteigender Straße empor. In Chemnitz wartend, schreibt der Braut der ewig Rastlose am 5. September früh 8 Uhr: „Ich wandle auf einem guten Wege, das fühle ich an meinem heitern Selbstbewußtsein, an der Zufriedenheit, die mir das Innere durchwärmt — — —. Wie würde ich die schöne Natur, die jetzt mich umgibt, so froh und ruhig genießen können?“

„Der Postillon bläst,“ und Kleist muß abrechen. Das Lungwitztal nimmt ihn auf. Einige Stunden später schreibt Kleist an seinem Briefe weiter: „O welch ein herrliches Geschenk des Himmels ist ein schönes Vaterland! Wir sind durch ein schönes Tal gefahren, romantisch schön. Da ist Dorf an Dorf, Garten an Garten, herrlich bewässert, schöne Gruppen von Bäumen an den Ufern, alles wie eine englische Anlage. Jeder Bauerhof ist eine Landschaft. Reinlichkeit und Wohlstand blickt aus allem hervor. Man sieht aus dem Ganzen, daß auch der Knecht und die Magd hier das Leben genießen. Frohsinn und Wohlwollen sprüht uns aus jedem Auge an. Die Mädchen sind zum Teil höchst interessant gebildet.“ Einige Zeilen weiter malt sich der romantische Reisende selber: Zufrieden lehnt er mit brennender Pfeife neben dem Freunde Brokes im offenen Wagen und läßt die Bilder wie „im Guaklasten“ an sich vorüberwehen. Und ist dabei so herzlich froh. Das ist nicht der düstere, nur unter Schmerzen gestaltende

Kleist, der solches in Niederlungwitz aufzeichnet. Und weiter führen ihn rüstige Pferde noch tieferen Eindrücken entgegen. Der Anblick des Lichtensteiner Schlosses dünkt ihm das Schönste auf der ganzen Reise: „Wir sahen,“ berichtet er, „von einem hohen Berge herab, rechts und links dunkle Tannen, ganz wie ein gemalter Vordergrund, zwischendurch eine Gegend, ganz wie ein geschlossenes Gemälde. In der Tiefe lag zur Rechten, auf der Hälfte eines ganz buschigten Felsens, das alte Schloß Lichtenstein; hinter diesem, immer noch zur Rechten, ein höherer Felsen, auf welchem ein Tempel steht. Aber zur Linken öffnet sich ein weites Feld, wie ein Teppich, von Dörfern, Gärten und Wäldern umweht. Ganz im Hintergrund ahndet das Auge blasse Gebirge und drüber hin, über die höchste matte Linie der Berge, schimmert der bläuliche Himmel...“ Aber Zwickau und Reichenbach rollt sein Wagen auf Würzburg zu. Wer die von Heinrich von Kleist durchfahrene Gegend kennt, möchte fast bedauern, daß der romantische Reisende sie nicht bei Nacht empfand, als über friedlichen Dörfern mit ewig plätschernden Brunnen und über grasigen Hängen, erfüllt vom unermülichen Geigen der Grillen, weißer Mondschein lag. Vielleicht hätten sich dann auf seine schmerzgelösten Rippen ähnliche Worte gedrängt wie die, die ein anderer Einsamer unter dem tiefblauen Himmel des Engadin fand: „Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen. Nacht ist es: nun erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden.“

Silvesterstunde / Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf

Stirbt ein Jahr grau und dezembermatt.
Nachtverfonnen wacht die Winterstadt.

Hermelinwarm hüllt ein Schnee sie dicht,
Funkelweiß im Straßendämmerlicht.

Um die Fenster, goldend in die Nacht,
Sinken Flockenketten leis und sacht.

Dampf aus Häusern, mit Getöse und Sang,
Hallt des Jahres letzter Stundengang. —

Aber schweigend zieht der Straßen Zug — —
Bis von Türmen rings die Stunde schlug,

Und urplötzlich, dächerweit geballt,
Eine Glockenhochflut wogt und wallt.

Die Romantik Theodor Hofemanns / Von Lothar Briege

Wer die zwei Seiten künstlerischen Wesens in Berlin charakterisieren wollte, könnte dies vielleicht durch zwei Namen tun: Chodowicki und Hofemann. Beide stammen sie eigentlich aus einer durchaus dem Alltäglichen zugelegten bürgerlichen Gesellschaft und beide sind sie Zeit ihres Lebens solche bürgerliche Berliner geblieben, ohne ernstliche Neigung, sich je davon zu emanzipieren. Aber Chodowicki ist die Berliner Aufklärung, brav, nüchtern, fleißig, mit einem sichtbaren Streben, sich nach französischer Grazie zu orientieren, während Hofemann die Berliner Romantik ist, voller Ironie über die eigene Bürgerlichkeit, mit einem starken Zug für alles Neue, befeelt von einer Phantasie, die im Streit mit der Vernünftigkeit leicht ins Schwunghafte umschlägt. Will man literarische Parallelen ziehen, so ist Chodowicki Nicolai, Hofemann ein gut Stück Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (die sie auch illustriert haben). Und gemeinsam ist ihnen wiederum der Berliner Fleiß, die Verbindung des künstlerischen Schaffens mit einer extensiven Sorge um die Lebensnotdurft: Keiner von ihnen ist ganz das geworden, was er eigentlich von Hause aus hätte werden können, weil beider Produktion allzubreit ins Uferlose hinaussteuerte.

Stammt Chodowicki aus Danzig, so war Hofemann dem Berliner Herzen näher gebürtig. 1807 in Brandenburg a. d. Havel geboren, lebte er von 1824 ab bis zu seinem 1875 erfolgten Tode in Berlin. Es war eine Zeit, in der Berlin sich einbildete, auf Winckelmanns Spuren das Athen von Deutschland zu werden: Der alte Schadow schuf seine bald wundervollen, bald verbohrtten Werke, und Peter von Cornelius hatte für seine Verehrer auf Raffaels Wege den entscheidenden Schritt über Raffael hinaus getan. Zu diesen Lehrern kam der junge Hofemann. Und es ist für die Kunstgeschichte ein Glück geworden, daß ihm seine materiellen Verhältnisse nicht gestatteten, Aufträge auf meterhohe Wandmalereien abzuwarten. Ist ein Glück geworden, daß er frühzeitig fürs liebe Brot allerhand Arbeit übernehmen mußte, fast jede Arbeit, die sich ihm bot, Flugschriften und Lithographien, Kalender, Jugendschriften, Schöngeistiges. Sein Arbeitsgebiet umfaßte ähnlich wie später das Menzels alles, vom Werke der Klassiker bis zur Adresse, mit der irgend ein Stammtisch seinen Weinwirt zum Jubiläum ehrte.

Aber inmitten dieser vielseitigen und typisch nüchternen Berliner Arbeitsleistung hat es Hofemann verstanden, der geistigste unter allen Berliner Künstlern zu werden. Der etwas dicke Staub der Linden liegt matt über den meisten seiner Blätter, aber auch die schöne Seele der Berliner Romantik ist darin, vernünftig-witzig, grotesk-bizarrr mit dem Willen zur

Schöpfung. Vergleicht man seine Bilder zu Glasbrenner oder seine Berliner Karikaturen mit der Plumpheit Dörbecks, so fühlt man den ganzen Unterschied zwischen einer romantischen und einer plattrationalistischen Natur. Er hat den Andersen illustriert, den so stammverwandten romantischen Dänen, in dessen Märchenlyrik gleichfalls der erotische Ton hineinklingert. Und er hat diese Aufgabe gelöst, wie keiner nach ihm, am besten dort, wo das Thema ins Fantastische ging. Am größten und am innerlichsten befriedigt aber ist Hofemann dort, wo er dem etwas allzuviel trinkenden Kammergerichtsrat aus dem Butterschen Weinkeller die bizarren Erfindungen nachkomponieren darf. Hier, in den Illustrationen zu Hoffmanns Werken, spricht sich Hofemann am reinsten und ehrlichsten aus. Keine Romantik treibt die üppigsten Blüten, und den Gestalten, mit denen er dem Dichter Ebenbürtiges schafft, mag man nur noch hier und da einige seiner seltsam skurrilen Berliner Typen an die Seite stellen.

Hofemann ist eigentlich der einzige echte Berliner Romantiker der Kunst gewesen. Sein Schmerz und die Quelle seines Schaffens: Kampf der Fantasie mit dem realen Verstande in der gleichen Seele, das war auch Quelle und Nahrung der Berliner Romantik. Und als ein noch immer eingeschätzter typischer Künstler einer merkwürdigen Zeit wird er darum in diesem Sinne noch einmal ganz besonders für uns auferstehen.

Bücherschau

Romantische Bücherei 1—3. Verlag Pareus u. Co., München, 1918 (3.—M.). Ein von Dr. Elias Follkiewer voll Liebe und tiefem Verständnis ausgewähltes und eingeleitetes Eichendorff-Brevier eröffnet die beachtenswerte Sammlung des Münchner Verlags. Ein Buch, so recht geschaffen, um mühelos in die Weltanschauung des immer noch zu wenig gekannten Dichters einzuführen, ist dies Brevier ein reicher Schatzbehälter tiefer Gedanken über Natur und Kunst, Jugend und Liebe und Leben und Tod. In mitten trüber Gegenwart ruft Eichendorff uns zu: „Macht doch die Augen fest zu in der Musik und im Sausen des Waldes, daß ihr die ganze Welt vergeßt und euch vor allem.“ Oder er preist die Jugend „als das noch gesunde und unzerkitterte, vom kleinsten Treiben der Welt noch unberührte Gefühl der ursprünglichen Freiheit.“ Und schließlich noch ein Wort, dessen Beziehung der Leser erraten möge: „Es gibt nichts Tröstlicheres, als den Beifall der Wenigen zu erlangen, an die man beim Schreiben eigentlich immer nur gedacht hat und deren Gunst weniger verwirrend der Eitelkeit schmeichelt als vielmehr recht erquickt, stärkt und erweckt.“ — Als zweiter Band folgte Clemens Brentanos Chronika eines fahrenden Schülers, die süße, im Tone einer alten Chronik berichtete Geschichte von der schönen Laurenberger Els und ihrem Sohne, dem Schreiber Johannes. Eine Erweiterung des Fragmentes von 1818, war die Chronica bisher nur in Kreisens und neuerdings in Carl Schüddkopfs großer Brentanoausgabe (München, Georg Müller) zugänglich. — An dritter Stelle erschien die packende Waldnovelle aus dem Spessart: Ein Tag in der Waldschmiede des Spätromantikers Waldemar Nürnberger, der unter dem Namen Solitaire eine Reihe bemerkenswerter, düster gehaltener Erzählungen schrieb. Dr. R. Steinert.

Erdmann Graefes, Der Kandidat des Lebens, Roman. Verlag Ullstein.
 Der Verfasser ist bei Wilhelm Raabe in die Schule gegangen und hat auch bei Eichendorff gelernt. Und so hat er in seinem neuen Roman ein gutes Stück Alt-Berliner Romantik eingefangen. Er stellt mitten in den Alltag einen romantischen Charakter, der sich in dieser nüchternen Welt nicht zurechtfindet. Wir erfahren da von den Kindheits- und Schulerinnerungen des Helden Felix Weidner viel Hübsches, und besonders, wie seine heiße Liebe zur schönen Rahel Stern an den Klippen der nüchternen Lebensforderungen zerschellt. Graefes hat mit Recht die Lösung einer Verbindung der beiden Liebenden vermieden, die ja nur den Keim zu einem Alltagskonflikt geboten hätte, läßt aber auch mit gutem Geschmaek seinen Helden nicht untergehen, sondern ihn das bleiben, was er war, einen ewigen Kandidaten des Lebens, der schließlich Frieden, Ruhe und Sorglosigkeit findet, weil er die Welt weit draußen liegen läßt und „seine Qual in Glückseligkeit verwandelt“. Um den romantischen Helden bewegt sich die gespenstische Philistosität der Nebenfiguren, die mit Humor gezeichnet sind. Die Sprache verrät das gute Vorbild Raabes, hält sich aber von dessen Fehlern fern. Im ganzen: ein feines, gutes Buch.

Prof. Dr. Robert Nagel.

Hans Franz, Glockenfranzl. Märchennovelle. 2 Bde. Zeitbücher, Verlag Neuß u. Jtta, Konstanz a/B.

Franz Weiten, der Sohn der armen Wörniger Zimmermannswitwe, war keiner von den Durchschnittsmenschen, den Alltagsnaturen, wie sie tagaus, tagein hunderttausendfach in das Leben hineinwachsen und wie sie mit „begreiflichen“ Sinnen und Taten dahinwandern vom Lebensaufgang bis zum Abendläuten. Er war kurz gesagt einer jener seltenen Menschen, denen der tiefere Klang des Daseins vernehmbar ist, die auch hinter der nüchternen Wirklichkeit die sprechende Seele vernehmen, die als die zartbesaiteten Poetenherzen schicksalstönig aus der Menge ragen. Franzl besaß die ihm schon in die Wiege gelegte Fähigkeit, den Sinn klingender Glocken zu erfassen und in menschlicher Sprache auszudeuten. Ganz gleich, ob die Glocken Gutes oder Böses kündeten. Und völlig seiner Glockenwunderlichkeit hingegeben, empfängt er als der stetig Laufende und Deutende die Spenden seiner kaum verstandenen Jugend. Durch zwanzig Lenze jubelt und leidet er in dem gottbegnadeten Schicksal — das andern so krankhaft und spottlustig erscheint —, bis er schließlich im Klange des Glockenglücks seine Seele aushaucht. — Wahrlich, ein tief ergreifender und seltener Stoff, den der kunstfeine Verfasser hier ausspinnt. Und wie Stimmungsdunstig die Handlung uns anmutet! Tiefe, scharf erlebte Kinderpsychologie offenbart sich in Franzls Werdegang. Und der ganze romantische Zauber eines Kleinstadtbildes umweht uns mit dem fesselnden Gang des Knabenschicksals.

Wilhelm Müller-Müdersdorf.

Max Jungnickel, „Jakob Heidebude!“ (Verlag Franz Schneider, Berlin-Schöneberg). Die alte Legende vom Wanderer mit der Sehnsuchtswünschelrute.

Aber man spürt einen härteren Griff Jungnickels. Schon die Sprache ist eigenwilliger und zerfließt nicht mehr wie früher als nur jauchzende Melodie.

Ein Auftakt derb sinnlich gefaßter Dorfschinkenbilder, wie von Blumenhand hingepinselt, eröffnet dies neue Buch: der blinde Leiertastenmann Hermann Häfster, umjohst von Biednust und Tanzmusik, ganz verwunschen aber in eine armselige, himmelsnahe Eigenwelt, — mit der Erde zerfallen. Dies alterzerrufchte Antlitz bereitet vor (goethisches Gegenpiel) auf die stürmende Jugend Jakob Heidebudeks, der sein Leben in gleicher Verträumtheit beginnt, fern der Ordnung und Sägung von Menschen. Denn Jakob erschöpf — eben 14 Jahre alt — sein liebes Kindheitsgespiel Else, „weil wir uns doch so gern hatten — — Und doch immer zusammen bleiben wollten.“ Und verwundete sich selbst. Aus finstren Wackstuben und trüben Gefängnismauern bliden ihn liebe Augen vertrauend an, Rosen brechen auf, Fluren singen, bis man Jakob endlich zu Eisenach vom wehen Wangen und schlimmen Erwachen durch Freispruch erlöst.

Hier hört das kalte Geschehen ein langes Weilschen auf, der Alltag tritt scheu beiseit und Jakob wandert ins Legendenland hinaus, Sehnsucht und Lerchenpsalm wollenhoch über

ihm. Aus allen Schatten erblüht goldenhell eine verklärte Welt, leicht und lustig schwebend und doch so reich an Kraft und Kunst der Liebe. Und auf die kommt's heute an!

Zwischen Wanderlieder rankt sich das Dorfschulmeisteridyll vom Vogellantor, so selten zart und ganz in Glückseligkeit versponnen, daß ich hier mit keinem Wörtlein dran rühren mag. „Alles auf der Erde ist dumm; nur nicht die Freude!“ Und aller Majubel klingt noch einmal hell zusammen im Loblied des ewigen Frühlings. — Dann packt das wirkliche Lat-fachen-Leben roh zu, mitten hinein in den Sonnenglaß der Kindheitsgedanken Heide-budels, und im Zwiespalt von Gotteswelt und hartem Hierseinmüssen zerbirzt die innige Melodie seines Herzliedes; er wandert hin, wo fern zwei treue Augen leuchten. — „Der Kirschbaum neigte sich. — — Die Augen zergingen. — — Jakob Heidebudel fuhr zu den Sternen, die hinten, am Horizonte, auf ihn warteten.“ — —

Dies Büchlein birgt keinen Roman, dazu fehlt die innere Bindung in größeres Geschehen; eine Novelle ist's eher, weil es einen Charakter in Konflikte stellt; wiederum aber mangelt seelische Entwicklung. Nur äußeres Erlebnis umkränzt ein Wanderlied und die zärtlichen Bilder des maulichen Lebens. So bleibt als Kern das Schicksal einer Weltanschauung, die an sich tiefste Wunderwerte enthält und aus dem gleichen Zauberbronn erfließt wie deut-sches Volkslied, Märchen und alle Romantik von Novalis bis Schwind.

Für die frohe Sonnenkraft dieses innigen Glaubens an Dingbeseeltheit und an Bluts-verwandtschaft von Gott, Welt und Mensch tritt im letzten Sinne Jungnidels Dichtung ein; die liedschwingende Sprache, der beseligte Reigen seiner kunterbunten Bilder predigen nur diese gläubige Hingabe. —

Da jedoch tut sich die gewichtige Frage auf: Warum denn zerbrechen des Dichters Ge-stalten, die Träger dieser kulturwertigen Idee unter der Faust des grauen Alltags? Spricht der Tod Jakob Heidebudels — wie all seiner Brüder in früheren Büchern — nicht gegen die Lebensberechtigung der Romantik, vernichtet er nicht Jungnidels Schaffen, indem er die Wurzel zerschneidet und die Wasser der Liebe versiegen heißt? Unser Gefühl, die Dankbarkeit, mit der wir dies neue Werkchen still fortlegen in den handnahen Winkel des Bücherzettes, sagt laut genug, wie falsch diese Frage ist! denn den Tod überdauert ja der Geist; in uns lebt weiter nur der süße deutsche Lenz und schlichte Gottinnigkeit als Antlitz des Gedichtes, unerschütterlich und gar nicht getrübt oder berührt vom Sterbens-müssen eines tag- und tatfremden Knaben. —

R. B.

Gute Bücher / Empfohlen unabhängig von Einsendungen

Lyrik: Ernst Lissauer, Die ewigen Pfingsten (Diederichs, Jena). Oskar Ludwig Brandt, Häupter und Hämmer (Junfermann, Charlottenburg). Toni Schwabe, Komm, fühle Nacht (Müller, München). Jakob Kneip, Bekenntnis (Insel, Leipzig).

Prosa: Bernhard Kellermann, Ingeborg, Vester und Li (Fischer, Berlin). Karl Kobald, Künstlerfrühling (Amalthea, Wien). H. v. Hammerstein, Die blaue Blume (Habel, Regensburg); Roland und Rottraut (Amelang, Leipzig). W. Fischer-Graz, Rurwellen (Müller, München). Sallet, Kontraste und Paradoxen (Hyperion, Berlin). Alice Berend, Matthias Senfs Verlöbniß (Langen, München). W. Kosch, Eichendorff-Kalender 1919 (Parcus, München). W. v. Scholz, Deutsche Mystiker (Wolff, Leipzig). Karl Scheffler, Berlin, ein Stadtschicksal (Reiß, Berlin). H. Spiro, Deutsche Geister-Städte (Wg. Dr. Seurig, Dresden).

Drama: Alfred Nombert, Leon, dramatische Trilogie (Insel, Leipzig). Max Jung-nidel, Die Mütter (H. A. Wiegmann, München).

Zeitschriften: Die Lat (Diederichs, Jena). Myland (ebenda). Der Wächter (Par-cus, München). Das junge Deutschland (Reiß, Berlin). Die schöne Karität (Harms, Kiel). Die Dichtung (Roland, München). Diogenes (Witting, Berlin). Deutsche Lieder (H. Kiehne, Frankfurt a. M.-Eschersheim).

Verantwortlich für den Inhalt Dr. Kurt Bod, Berlin NW 87, Elberfelder Str. 24a, für die Anzeigen E. Döber, Charlottenburg 5. Verlag: Boll & Wiedardt, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW 6. Druck: Oskar Brandstetter, Leipzig.

Berliner Romantik

Eine Vierteljahrschrift

Herausgegeben von Dr. Kurt Vock / Verlegt bei Voll u. Pickardt, Berlin

Erstes Jahr

Heft 3

April 1919

Bezugspreis M. 3.— jährlich. Anzeigenpreis M. 60.— für die ganze Seite; bei Wiederholungen Vergütung

Rachdruck verboten

Es fiel ein Himmelstau
Auf eine Jungfrau fein,
Als Kind in dieser Frau
Trat in die Welt Gott ein ...
(Brentano)

Bettina / Von Rainer Maria Rilke

Eben warst du noch, Bettine; ich seh dich ein. Ist nicht die Erde noch warm von dir, und die Vögel lassen noch Raum für deine Stimme. Der Tau ist ein anderer, aber die Sterne sind noch die Sterne deiner Nächte. Ober ist nicht die Welt überhaupt von dir? Denn wie oft hast du sie in Brand gesteckt mit deiner Liebe und hast sie lodern sehen und aufbrennen und hast sie heimlich durch eine andere ersetzt, wenn alle schliefen. Du fühltest dich so recht im Einklang mit Gott, wenn du jeden Morgen eine neue Erde von ihm verlangtest, damit doch alle drankämen, die er gemacht hatte. Es kam dir armselig vor, sie zu schonen und auszubessern, du verbrauchtest sie und hieltest die Hände hin um immer noch Welt. Denn deine Liebe war allem gewachsen.

Wie ist es möglich, daß nicht noch alle erzählen von deiner Liebe? Was ist denn seither geschehen, was merkwürdiger war? Was beschäftigt sie denn? Du selber wußtest um deiner Liebe Wert, du sagtest sie laut deinem größten Dichter vor, daß er sie menschlich mache; denn sie war noch Element. Er aber hat sie den Leuten ausgerebet, da er dir schrieb. Alle haben diese Antworten gelesen und glauben ihnen mehr, weil der Dichter ihnen deutlicher ist als die Natur. Aber vielleicht wird es sich einmal zeigen, daß hier die Grenze seiner Größe war. Diese Liebende ward ihm auferlegt, und er hat sie nicht bestanden. Was heißt es, daß er nicht hat erwidern können? Solche Liebe bedarf keiner Erwidern, sie hat Ruckruf und Antwort in sich; sie erhört sich selbst. Aber demütigen hätte er sich müssen vor ihr in seinem ganzen Staat und schreiben, was sie diktiert, mit beiden Händen, wie Johannes auf Pathmos, Kniend. Es gab keine Wahl dieser Stimme gegenüber, die „das Amt der Engel verrichtete“;

die gekommen war, ihn einzuhüllen und zu entziehen ins Ewige hinein. Da war der Wagen seiner feurigen Himmelfahrt. Da war seinem Lob der dunkle Mythos bereitet, den er leer ließ.

Gebet / Von Bettina von Arnim

Der du das Land mit Dunkel pflegst zu decken,
Ach, reine mich von jedem leisen Flecken.
Reich mir der Schönheit Kleid,
Daß ich an jedem Morgen meiner Blüte
Erkennen mag, wie deine Gnad' sie hüte.

Ob schon die Sonne entzogen ihre Wangen,
Ob schon ihr Gold der Erde ist entgangen,
Das kränket mich nicht sehr,
Erleucht' in mir nur deines Geistes Licht,
Dadurch der Schönheit Geist wird aufgericht't.

Kann ich des Nachts gleich nicht zum Schlafen kommen,
So mag dies meiner Schönheit dennoch frommen;
Das endet, wenn man stirbt.
Gib nur, o Gott, daß ich so Nacht wie Tag
Der Schönheit Ruhe mir erhalten mag.

Wenn du mich willst, o Schöpfer, einst genießen,
Muß über mich der Born der Schönheit fließen,
Wie wollt' ich fröhlich sein! —
Sonst acht' ich nichts, was Mut und Blut beliebt,
Noch, was die Welt, noch, was der Himmel gibt.

Bettina / Von Wolther Eidlitz

(Saalartiges Zimmer, Aussicht auf den Rhein. In der Ecke ein Diwan, beliebige alte Möbel (1811). Bettina Brentano läuft herein. Dann Achim von Arnim.)

Bettina: Du, Achim, fang mich. Siehst Du, ich bin schneller. Du, hör mal. Ich bin der Wind. — O, warum bin ich kein Bub? Ich bin seine Braut, die Windsbraut. Ich will alle Lüren einrennen.

Arnim: Die Lüren sind offen.

Bettina: Ich will offene Lüren einrennen, ich will alles durchblasen. Da ist ein Diwan, da ist ein schönes weiches Polster, da werd' ich mich niederlegen. In der Mitte bleibt ein Platz frei. So, am anderen Ende kannst Du sitzen.

Arnim: Liebe Bettina, ich möchte...

Bettina: Du magst nicht. Ist mir auch recht. Du kannst auch herumspazieren. Seid Ihr so herumgelaufen, wie Ihr das Wunderhorn gemacht habt?

Arnim: Noch viel mehr. Da, links, war dem Klemens sein Zimmer, und rechts meins. Da sind wir immer hin und her. Aber wir reden jetzt von etwas ganz anderem. Du wirst mir Aufklärung geben. Weißt Du noch, weshalb wir hier heraufgekommen sind?

Bettina: Das hab ich schon lang vergessen. Vorwürfe wollt Ihr mir machen. Der Schwager Savigny, die Lanten und Du, alle. Geh, warum sollen wir uns streiten? Erzähl mir lieber. Wie hat der Klemens damals ausgesehen? Hat man seine Dichterseele gemerkt? War er lustig?

Arnim: Der Klemens hat eine Zupfgeigen gehabt und hat geklimpert. Und wir beide haben gesungen.

Bettina: O, warum bin ich nicht dabei gewesen? Ich hab Euch aber einen Becher geschickt, da habt Ihr Wein getrunken. Und Du hast Dich in die Truttschel verliebt und hast ein Lied über sie gemacht. War die Truttschel schön?

Arnim: Ach, die Truttschel, die war anders als Du.

Bettina: Da schmeckt ihm kein Essen und schmeckt ihm kein Trinken, und wenn er soll arbeit', da möcht' er versinken.

Arnim: Und Du hast Dich in den Goethe verliebt und schreibst ihm alle Tag' Brieflein. Und die Frau ist schon ganz eifersüchtig. Und sie zerreißen sich die Mäuler in Weimar und Frankfurt und München. Da möcht ich versinken.

Bettina: Weißt Du, das ist eine Gemeinheit, daß Du so über den Goethe sprichst.

Arnim: Warum, weil er Minister ist und Erzellenz. Weil ihm die jungen Mädeln nachlaufen in Karlsbad. Weil Du im Himmel bist, wenn er Dir einmal eine Antwort gibt.

Bettina: Du sollst Dich schämen. Weil er der Goethe ist. Und weil Ihr ihm zu Dank verpflichtet seid. Ohne seine Rezension hätte kein Mensch Euer Buch gekauft.

Arnim: Ja, Kochbüchell! Eine schöne Rezension. Wo die Kochbücher liegen, soll das Wunderhorn liegen.

Bettina: Hat er nicht recht? Was sind denn für schöne Gedichte darin? Die Martinsgans. Und was ist am besten, die Buttermilch. Man trug ihm auf einen Schweinebraten. Die Buttermilch war ihm besser geraten. Man trug ihm auf ein saures Kraut. Die Buttermilch traf ihm besser die Haut.

Arnim: Hör auf!

Bettina: Aufhören! Weißt Du, was das Schweinerne kostet? Weißt Du, was das Sauerkraut kostet? Weißt Du, was die Milch kostet?

Arnim: Hallo, da schaut's her. Die Bettina ist unter die Hausfrauen gegangen. Du wirst ja noch brav werden. Spinn, spinn, meine liebe Tochter, ich kauf Dir ein Paar Schuh.

Bettina: Ja, ja, meine liebe Mutter, auch Schnallen dazu. Ich kann ja nicht spinnen, von wegen meinen Fingern, meine Finger tun weh.

Arnim: Spinn, spinn, meine liebe Tochter, ich kauf Dir 'nen Mann.

Bettina: Ja, ja, meine liebe Mutter, da streng' ich mich an. Ich kann schon gut spinnen, von allen meinen Fingern tut keiner mir weh.

Arnim: Du, Mädel, wirst Du jetzt die Dummheiten gehn lassen.

Bettina: Der Platz in der Mitte muß freibleiben.

Arnim: Ich werd' nicht lang herum reden, ich frag' Dich, ob Du mich heiraten willst.

Bettina: Meine Mutter hat nur eine schwarzbraune Kuh. Wer soll sie denn melken, wenn ich heiraten tu?

Arnim: Hast Du den Goethe wirklich so gern?

Bettina: Was wißt Ihr von Goethe? Ihr versteht ihn alle nicht. Ich bin sein Kind, sein artig Mädchen. Unter seinem Mantel hab ich mich versteckt. Er wird mich auf den Händen tragen.

Arnim: Weißt Du, daß er ein alter Herr ist?

Bettina: Er ist frischer als Ihr alle.

Arnim: Er war's einmal. Was muß das für ein Kerl gewesen sein. Als er den Götz hingeschmissen hat. Als er noch grob war. Als er alle zum Narren gehalten hat. Wieland und Herder und die Hobeiten. Sogar, als er sich die Christine genommen hat. Jetzt ist er gut konserviert. Nun kommen wir, die Jungen. Weißt Du, was das heißt, jung sein?

Bettina: Da fragst Du mich. Auf eine Wiese laufen und tanzen, die Hände aufhalten für das Wunderbare, das kommen wird, einen Fluß hinunterschwimmen.

Arnim: Mit den Armen drängen gegen die helle, kühle Flut, tief eintauchen, schwimmen im Bett der untergehenden Sonne.

Bettina: Nein, wenn die Uferpflanzen seltsam flüstern und man ein klein wenig Angst hat. Bei Nacht immer im Streifen weißen flüssigen Mondlichts. Du, uns sind einmal die Schachteln in den Main gefallen, da bin ich ihnen nach und hab sie auch gekriegt. Sonst wär's nichts gewesen mit der Maskerade am Maskenball. Und die Kullu hat mir immer Polster gebracht, und Fliedertee hab ich trinken müssen.

Arnim: Und kennst Du das? Wenn ich vom Boden ein Stück Erde

nehme, fühl' ich das Leben zucken in meiner Hand. Ich höre soviel Stimmen, die Luft, das Gras, die Vögel, sie rufen: Mußt wandern, wandern. Wenn ich zu einer Brücke komme, seh ich in ihr die Kräfte fließen und kämpfen. Aber sie hält fest und wölbt sich. Und die Wellen ziehen ewig zu Tal von den Bergen, die brennen im Morgenlicht. Und ein Mädel möcht ich lieb haben.

Bettina: Lieb haben?

Arnim: Nicht spielen, nicht necken, nicht zaghaft die Hände streicheln, nicht leise im Dunkel über die Wange fahren. Grenzenlos lieb haben. Ich habe immer gewartet, aber ich weiß, wenn es sich erfüllen wird: Da werden Wasser rauschen, Lore springen, die Flammen brausen hoch von den Altären. Und ich werd ihr alles zeigen. Schau! Mein beglänzt Land, ich schenk' Dir's. Liebes Mädel, Bettina, kannst Du mich nicht ein wenig leiden?

Bettina: Ja, Achim. Ich hab Dich schon gern, aber ich will nicht heiraten.

Arnim: Warum denn?

Bettina: Da kommen sie gratulieren, die Onkel und Lanten und fremden Leute und lärmn und wollen essen und machen Witze, das mag ich nicht.

Arnim: So lassen wir uns heimlich trauen von dem alten achtzigjährigen Pastor. Es brauch'ts niemand zu wissen.

Bettina: Und der Schwager und die Leute?

Arnim: Denen spielen wir eine Komödie vor. Wir können gleich ausprobieren. Also: Gute Nacht, gnädiges Fräulein, das war heute ein äußerst ereignisloser Tag.

Bettina: Sie haben recht. Nicht die geringste Neuigkeit. Angenehme Ruhe, Herr von Arnim!

Arnim: Ach, wie bin ich traurig. Jetzt muß ich allein sein. Ich will die Tür fest zuschlagen. Jeder soll merken, daß ich auf mein Zimmer geh.

Bettina: Und ich laß mich von der Jungfer ausziehen.

Arnim: Du schickst sie aber gleich weg!

Bettina: Und ich werd denken.

Arnim: An eine Wiege, an kleine rosige Kinder.

Bettina: Geh, schäme Dich.

Arnim: Ich schäme mich schon, aber ich komme über die Stiege, ganz leise. Soll ich anklopfen?

Bettina: Untersteh Dich!

Arnim: Du, ich komme herein. Bettina, wo bist Du denn? Hast Du Dich versteckt? Jetzt hab ich Dich, jetzt gehörst Du mir.

Bettina: Grüß Dich Gott!

Arnim: Und wie schön Du alles hergerichtet hast. Das Bett bekränzt
mit Rosen und Myrten.

Bettina: Und Schneeglöcklein. Und im Ofen brennt ein Feuer. Hörst
Du's knistern? Siehst Du den roten Schein auf dem Boden flackern?

Arnim: Wir werden horchen auf den Wind im Kamin. Wirfst Du Dich
auf meinen Schoß setzen?

Bettina: Erst gehen wir noch zum Fenster.

Arnim: Und blicken auf den Rhein, ob noch Eisschollen treiben. Wir
beugen uns in die Nachtluft, die um unsere Schläfen streicht.

Bettina: Mir wird kalt.

Arnim: Da schauen wir, was unsere Blumen machen.

Bettina: Wirfst Du mich zudecken?

Arnim: Ja, aber Du mußt mich einsingen.

Bettina: Geh schlafen, Kind, geh schlafen, —
Wer möchte nicht schlafen gehn.
Die Schifflein sind im Hafen,
Die flinken Fischlein schlafen
In Flüssen und in Seen.

Arnim: Vom kalten Himmel scheint
Der Mond auf die Au.
Auf der Himmelswiese muß weinen
Über ihre verlorenen Kleinen
Eine wunderschöne Frau.

Bettina: Da kommen sie alle gesprungen,
Ein Kränzlein hell im Haar.
Liebe Mutter, liebe Mutter: gesungen!
Da ist im Kreis erklingen
Ein Lied wunderbar.

Arnim: Es gleitet auf zitternden Fäden
Gesponnen silberfein.
Es wird zum Bettlein treten,
Nun wollen wir nicht mehr reden.
Schlaf ein, schlaf ein.

Mit meiner Maienlaute / Von Franz Mahlle

Alle Blumen sind erwacht,
In den Gärten blüht der Flieder.
Meine Maienlaute lacht
Himmelan verliebte Lieder.

Und des Tages harte Fron
Fällt mir von verstaubten Schwingen.
Gottes Sonne heitrer Sohn
Bin ich — und will singen, singen!

Komm und gib mir deine Hand,
Laß uns durch die Lande ziehen,
Daß das bunte Lautenband
Langt nach unsern Melodien,
Daß die Blumen tief gerührt
Läuschen unserm Lautensingen,
Daß die Herzen lenzumziert
Aus der engen Brust uns springen.

Herzenskälte / Von Franz Alfons Ganda

Unsre Herzen sind so kalt . . .
Gibt es noch ein Herz, aus dem die Flammen sprühen,
Das in einer Liebe brechen möchte, verglühen,
Eh' in selgem Fagen arm es wird und kalt?
Unsre Herzen sind so kalt . . .

Bettina im Urteile der Zeitgenossen

Zusammengestellt von Dr. Raimund Steinert

Goethe über Bettina. „Du hast etwas gelernt, seit ich Dich nicht gesehen, Du hast gelernt, Menschen zu schonen, denn vorher hast Du das niemals gekonnt. Nun mach', daß, wenn ich Dich nach einiger Zeit wiederum sehe, Du abermals was gelernt hast, so kann am Ende noch was draus werden.“ Sie ist das wunderbarste Wesen von der Welt, unglücklich zwischen dem Italienischen und Deutschen hin und her schwebend, ohne Boden fassen zu können; sie habe eiserne Beharrlichkeit in dem, was sie einmal nach ihrer Art ergriffen habe, und dann mittendrin wieder die unsichersten Launenblige, von denen sie selbst nicht wisse, wo sie hinfahren.

Goethe an den Großherzog von Weimar.

Weimar, 13. Sept. 1826.

Diese leidige Bremse ist mir als Erbstück von Meiner guten Mutter schon viele Jahre sehr unbequem. Sie wiederholt daselbe Spiel, das ihr in der Jugend allenfalls kleidete, wieder, spricht von Nachtigallen und zwittert wie ein Zeisig. Befehlen Erw. H., so verbietet ich ihr in allem Ernst Unkehaft jede weitere Behelligung. Ohnehin sind Höchst Dieselben von Treibereyen hier und sonst nicht einmal sicher zu stellen. (Briefwechsel des Herzogs Karl August mit Goethe. Hrg. von Hans Wahl III. 238.)

Bettina über sich an **Element Brentano**. Meine Seele ist eine leidenschaftliche Längerin. Sie springt herum nach einer inneren Tanzmusik, die nur ich höre und die anderen nicht. Alle schreien, ich soll ruhig werden, und Du auch, aber vor Tanzlust hört meine Seele nicht auf Euch, und wenn der Tanz aus wäre, dann wär's aus mit mir . . . Das gelob ich Dir, daß ich nicht mich will zügeln lassen, ich will auf das Etwas vertrauen, das so jubelt in mir, denn am End ist's nichts anderes als das Gefühl der Eigenmacht, man nennt das eine schlechte Seite, die Eigenmacht. Es ist ja aber auch Eigenmacht, daß man lebt. —

Caroline von Günderode über Bettina. Manchmal deucht mir zu träumen, wenn ich Dich unter den andern sehe, alle halten Dich für ein Kind, das seiner selbst nicht mächtig, keiner glaubt, keiner ahnt was in Dir, und Du tust nichts als auf Tische und Stühle springen, Dich verstecken, in kleine Ecken zusammenlauern, auf Euren langen Hausgängen im Mondschein herumspazieren, über die alten Boden im Dunkeln klettern, dann kommst Du wieder herein, träumerisch in Dich versunken, und doch hörst Du gleich alles, will einer was, so bist Du die Treppe schon hinab, es zu holen, ruft man Deinen Namen, so bist Du da und wärst Du in dem entferntesten Winkel, sie nennen Dich den Hauskobold.

Sollte ich Deinen Charakter zusammenfassen, so würd ich Dir prophezeien, wenn Du ein Knabe wärst, Du werdest ein Held werden; da Du aber ein Mädchen bist, so lege ich Dir alle diese Anlagen für eine künftige Lebensstufe aus, ich nehme es als Vorbereitung zu einem künftigen energischen Charakter an, der vielleicht in eine lebendige, regsame Zeit geboren wird.

Arnim über Bettina an **Brentano**. Ich habe einmal Deine ganze Familie aus der Verbindung von Feuer und Magnetismus konstruiert, und Dich auch; Bettine ist die höhere Vereinigung von beiden. (9. Juli 1802.)

Caroline Gotter über Bettina (1809). Sie leidet an dem Brentanoschen Familienübel in einer zur Natur gewordenen Verschrobenheit, ist mir indessen lieber als die andern . . . Unter dem Tisch ist sie öfter zu finden wie drauf, auf einem Stuhl niemals. Du wirst neugierig sein, zu wissen, ob sie dabei hübsch und jung ist, und da ist wieder drollig, daß sie weder jung noch alt, weder hübsch noch häßlich, weder wie ein Männlein noch wie ein Fräulein aussieht.

Schleiermacher über Bettina. Das Wort Schleiermachers über Bettinen, sie sei lauter Sinnlichkeit, die sich aber niemals konzentriert, ist ein wahrer Schlüssel ihres Wesens. Immerfort wird man bei ihr auf diesen Ausspruch zurückgeführt. (Warnhagen.)

Wilhelm Grimm (1824) über Bettina. Sie gehört zu den geistreichsten, die

mir mein Lebtag begegnet sind, und wer sie frei und unbefangen beurteilen kann, muß eine große Freude empfinden, wenn er sie reden hört, es sei nun, daß sie erzählt oder daß sie ihre Gedanken äußert über das, was ein menschliches Herz bewegen kann und wovon das Höchste ihr nicht fremdgeblieben ist. —

Wernhagen über Bettina. Bettina ist ein Vogel; sie ist entweder immer gekauert oder in Lüften.

Rahel über Bettina (1810). . . . Nach ein paar Schritten wandte sie sich wieder um, nickte, lachte und grüßte wiederholt mit der Hand. So verschwand sie mir nach und nach aus den Augen, in aller ihrer Launenhaftigkeit und Schroffheit eine reizende Erscheinung, ein eigentümliches, anmutiges Menschenkind.

Volkslied / Von Käthe Just

Es ist ein Brunnlein wunderfein,
Das rinnt im Paradies,
Das sprudelt wohl bei Tag und Nacht
Sein Wasser silberweiß.

Das sprudelt wohl bei Tag und Nacht
Und kennt nicht Last noch Ruh,
Das singt und sagt und klingt und klagt
Und plaudert immerzu.

Und jedesmal, wenn's Tröpflein springt,
Dann lacht ein Menschenkind,
Und jedesmal, wenn's Wasser klingt,
Das Frau'n durchs Herz ihm rinnt.

Die Bildnisse der Bettina / Von Lothar Brieger

Von Goethes „Kind“, der größten deutschen Dichterin, ja vielleicht einem der größten poetischen Temperamente Deutschlands überhaupt, gibt es merkwürdigerweise fast gar keine Bildnisse, die uns einen Begriff von ihr vermitteln, so wie wir sie uns nach ihren Büchern vorstellen. Sie selbst hat zwar an Goethe verschiedentlich geschrieben, daß Ludwig Emil Grimms Bildnischöpfungen sie äußerst befriedigten. Und in der Tat sind es fast ausschließlich diese Arbeiten, nach denen sich heute die Nachwelt ein Bild von Bettinas Auserem macht. Aber es muß gesagt werden, daß ihnen bei aller Sauberkeit der Mache recht eigentlich die Seele fehlt, und daß wir ein Bildnis der wundervollen Frau haben möchten, als

Werk der bildenden Kunst von ähnlicher Treffkraft, wie es etwa das literarische Porträt ist, das Rainer Maria Rilke von ihr zeichnete. Es wird hier, nach Mitteilung lebender Verwandter Bettinas, denen herzlichst Dank geagt sei, unseres Wissens zum ersten Male der Versuch gemacht, zusammenzustellen, was an Bildnissen Bettinas bekannt ist. Der Verfasser wäre für alle Ergänzungen um so mehr dankbar, als er beabsichtigt, auf das Thema ausführlicher, illustriert, bei anderer Gelegenheit zurückzukommen.

Die bekanntesten Bilder Bettinas sind die drei Radierungen von Ludwig Emil Grimm, zwei aus dem Jahre 1809, eine aus dem Jahre 1833, alle drei signiert und datiert. Die beiden ersten Radierungen stammen aus Landslut, es sind die, die Bettina im „Briefwechsel mit einem Kinde“ lobt. Beide stellen Bettina mit schwarzen Locken dar, mit derselben Bernsteinhalskette und breitem Krage. Auf der einen Radierung trägt sie ein weißes Kleid. Die Radierung von 1833 zeigt Bettina auf einem Lehnstuhl in nachdenklicher Haltung vor ihrem Goethedenkmal sitzend (nach welchem die Ausführung jetzt im Weimarer Museum steht).

Von Herrmann Grimm gibt es eine Zeichnung Bettinas im Profil, nur der Kopf. Unten links steht: Bettina von Arnim, rechts: Herrmann Grimm. Besitzer dieser Zeichnung ist ein Freiherr von Arnim. Hermann Grimm hat aber auch von Bettina ein Relief gemacht, dessen Besitzer mir nicht bekannt ist. Eine Photographie dieses Reliefs besitzt ein Nachkomme in München.

Frau Irene Forbes-Mosse besaß ein Jugendbildnis Bettinas, das bei einem Umzug in Italien gestohlen worden ist und sehr reizvoll sein muß, nach der Reproduktion zu urteilen, die der Ausgabe des Briefwechsels im Verlage von Eugen Diederichs vorangestellt ist. Sollte das Bild in irgendeinen anderen Besitz gelangt sein, so wäre im Interesse der Sache eine Mitteilung zu begrüßen. Gleichfalls verschwunden ist ein Miniaturbild aus Elfenbein, das aus dem Besitze der Gräfin Oriola, der ältesten Tochter Bettinas, in den Besitz Hermann Grimms gelangte und zuletzt auf einer Ausstellung von Bildnissen berühmter deutscher Frauen in Berlin öffentlich zu sehen war. Vielleicht wäre auch darüber eine Nachricht möglich. Eine Photographie der Miniatur befindet sich z. B. im Weimarer Goethehaus, eine Kopie nach dem Original hat der Maler Achim Freiherr von Arnim-Bärwalde angefertigt. Gleichfalls im Goethemuseum befindet sich eine Kreidezeichnung von Bettinas Kopf aus späterer Zeit. Von Altersbildern Bettinas sind zwei von dem Maler Carl Arnold bekannt, ein lebensgroßer Aquarellkopf nach dem Leben im Besitz der Frau von Heyling und ein ganzfiguriges lebensgroßes Pastellbild im Besitz der

Frau Irene Forbes-Mosse. Das letztere Bild ist ein nach dem Tode nach den Angaben von Bettinas Töchtern, nach dem Aquarellkopf und einer kleinen Skizze geschaffenes Kombinationsbild, das nach dem Urteil der Familie recht ähnlich sein soll.

Das ist alles, was mir bisher von Bildern Bettinas bekannt wurde. Im Interesse der Sache wäre ich für weitere Mitteilungen und Nachweise dankbar.

Altberliner Konditorei / Von Manfred Georg

Die mattbelasten Tische sind abgenutzt
Vom Trommeln ungeduldiger Schülerfinger,
Und das Büfett modern zurechtgestutzt.
Die Zeitungen hängen lose aus ihrem Zwinger.
Dunpff fängt sich die Sonne in Bonbonvitrinen,
Hinten murret Gaslicht über müden Stufen.
Nähmädelblicke irren zwischen Gekes und Tartinen,
Und sind losgelöst von der Straße Rufen.
Träge gähnt die beringte, runde Mamsell,
Die Napfkuchen wackeln behäbig auf ihrem Gestell.
Verschwiegen grünt der Samt verschoss'ner Sitze,
Das Eis ist ewig lau, der Kaffee ohne Hitze,
Und doch hast du tief im Fond geessen,
Und eine riesig süße Maronenspeise gegessen.
Da haben die Stühle angefangen zu singen
Und die verstaubten Messingstangen zu klänzen,
Bis die zerrauchte Decke zum Dom war gesprengt
Und die dunkle Stube vom Frühling versengt.
Solch Wunder geschah in unserem geheimen Versteck,
Einer alten Konditorei, gleich links um die Ecke.

Den Schweigenden / Von Hans Sturm

Unsere Zeit sucht, im Laumel sich überstürzenden Geschehns, zum neuen Aufgang. Ihr geht uns voran, ihr seid die ersten eines größeren Reiches, das nach uns und in uns mächtig aufersteht. Ihr seid die letzten Helden einer versunkenen Epoche, die Blutzengen eines Jahrhundertgedankens, und um euretwillen wollen wir diese Zeit nicht verfluchen wie einen Irrtum, sondern im Gedächtnis behalten als eine Notwendigkeit. Ihr, die ihr geht im Joche der Kriegsnot, waret nicht Flucher, sondern Sucher, nicht Kaffer, sondern Schaffer, waret Säer und Seher, Schauer und

Auferbauer. Ihr gabt in der Frühe eures Tages mehr als manche in späten zeitüberstaubten Stunden. Ihr gabt in größter Zeit aus unbekümmerter, junger Bereitschaft eure Kraft, kristallklar und glockenhell. Das adelt euer Opfer, daß es, der eignen Größe nicht bewußt, gegeben ward. Ihr zogt hinaus. Für euch erlosch die Zeit. Die jungen Freiwilligen ließen die Heimat wie ein Märchenbuch offenliegen und gingen in den Kampf. Viel schöne Siebensachen gingen in Stunden des Heimatwehs durch ihre Seele und sie waren wieder froh. Aus einem seidenen Lockenhaar spannen sie frohe und traurige Geschichtlein aus seligen Knabentagen. In einsamen Nachtwachen fiel ein Blick über Berge und Ströme in das offene Märchenbuch. Und in ihren Augen stand ein seltsam-weher Schein...

Die Älteren hatten lebenentwandernde, aus werdenden Worten und ahnendem Schweigen geborene Träume von den fernen Reichen, wo alle Unrast wird zu stillem Wandern und alles Wandern zu tiefem Ruhn.

Ihr alle wußtet um euren Tod, wenn euch dunkel umbrandete wogende Schlacht. Euch war der Tod wie ein gewaltiger Kiesel an der Mauer des Jenseits, den eine unsichtbare Faust mächtig zurückwarf vom schweren Tore des Lichts.

Ihr geht hinüber, leise wie ein Uhrenschlag, der aus dem Tag hinüberpendelt in die letzte Nacht, oder wie ein pfeilgetroffener Falke, der aus blauen Höhen hinabstürzt mit einem letzten Schwingenschlag zur Sonne, oder eure Seele ging schweigend ein in den Ring der Erlösten, und nur der Körper blieb auf dem rosteüberstumpften Nasen zurück im Abendwerden; aus der Stirne rann ein warmer Quell wie roter Wein aus zerbrochener Schale. Ihr geht in das Land ohne Wiederkehr und seid nun wie große, leuchtende Gestirne: um euch ist keine Nacht und keine Ferne.

Ruhend streitet ihr weiter für den Sieg des Geistes. Euer Opfer soll ragen in unsere Lage voll enger Eigensucht, stupider Alltagsgefinnung und voll Herzensträgheit als nie verlöschendes Fanal für alle edlen Kräfte unseres Erdenseins.

Euer Tod ist Tat. Tat ist Offenbarung. Und Offenbarung ist heilig. Ihr, ausgeworfene Bojen in die unstäte Flut unserer Zeit, gehört uns wie unser Gebet. Ihr rangt Freiheit ab dem Zwange des Geschehens. Noch ist euer Schatten glühender Kern. Glühender Kern gebiert. Und Ernst, Kraft, Freiheit und Wille werde uns aus soviel Tod. Euer Werden wuchs hinein in das Vergehen. Geburt und Tod sind die Schalen der Wage Zeit, die aus des Schicksals Ewigkeit heraus gefüllt und geleert, sinken, steigen, sinken, steigen...

Immer werden wir, die wir noch im Erblick wandern, ratlos stehen vor dem dunkler. Tore zur größeren Gewißheit. Wir können nur fühlen, daß

ih'r uns nicht verloren seid, können, nein müssen uns aufraffen, kühn und stark, um unser Leben aufzubauen, unser Schaffen zu türmen, Quader um Quader, unseren Toten zum ragenden Wall!

(Aus einem bei Georg Müller, München, demnächst von Hans Sturm und Paul Bourkeid herausgegebenen Buche „Den Schweigenden“.)

Eine Bettina-Bibliographie / Von Dr. Raimund Steinert

Werke: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. 3 Bde. Berlin 1835. 2. Aufl. 1849. 3. Aufl. hg. von Hermann Grimm, Berlin 1890 (Cotta).

— Neudruck: Mit Hermann Grimms Lebensbild „Bettina von Arnim“ als Einleitung in Cottas Handbibl. Stuttgart 2,50 M. — Reclam 2691—95 hg. von Fr. Brümmer. — Bei Eugen Diederichs, Jena 1906 2 Bde mit Anhang und Originalbriefen hg. von Jonas Fränkel. — Mit ausgezeichnete Einleitung versehene Ausgabe von Heinz Amelung, Berlin o. J. (1913), Bong, (S. 226 Entwurf zu Bettinas GoetheDenkmal). — Engl. Übersetzung 1838.

Die Sünderode, Grünberg und Leipzig, 2 Teile bei W. Levysohn 1840. Neudruck, Berlin und Stuttgart, Cotta 1890. — Insel, Leipzig 1904 hg. von Paul Ernst.

Dies Buch gehört dem König. Berlin, Schröder 1843. Wiederholt in Bd. 9/10 der Sämtl. Schriften von 1853. — Neudruck, Dresden 1894.

Eleons Brentanos Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. 1. (und einziger) Band, Charlottenburg, Bauer 1844. — Neue Ausgabe, Berlin, Arnims Verlag 1857. — Neudruck: Berlin 1891 hg. von Reinhold Steig, Leipzig, Insel 1907, hg. von Paul Ernst, und Königsberg, Aderjahn 1907 hg. von Hugo Königsdorf.

Ilius Pamphilus und die Ambrosia. I. Leipzig 1848. II. Berlin 1848. Gespräche mit Dämonen. Des Königsbuches 2. Band Berlin 1852.

Sämtliche Werke: 11 Bände, Berlin 1853. — Eine Gesamtausgabe der Gegenwart steht noch aus.

Auswahlen aus Bettinas Werken: hg. von Koch in Kürschners Deutscher National-Literatur, Stuttgart, Union o. J. 146. — Geschichten, hg. von K. H. Strobl und K. W. Fritsch, Berlin 1908. — Frau Aja, Goethes Mutter in ihren Briefen und in den Erzählungen der Bettina Brentano hg. von Käthe Tischendorf, Ebenhausen, W. Langerwiesche 1915.

Briefe: Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim. Aus dem Nachlaß Barmhagens von Ense hg. von Ludmilla Assing, Leipzig, Brockhaus 1865. — Goethes Briefe an Sophie von La Roche und Bettina Brentano hg. von G. v. Loeper, Stuttgart, Cotta 1879. (Vgl. Fränkels Ausg.: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.) — Bettina v. Arnim und Friedrich Wilhelm IV. Ungedruckte Briefe und Aktenstücke hg. von L. Geiger, Frankfurt a. M. 1902. — Briefwechsel des Fürsten K. von Pückler-Muskau, Hamburg 1873. — Jena und Weimar, Jena, Eugen Diederichs 1908 S. 104 ff.

Literatur über Bettina: Alberti, Conrad: Bettina v. Arnim, Leipzig 1885. — Carrière, Morig: Achim von Arnim und die Romantik, Grünberg und Leipzig 1841. — Ders.: Bettina v. Arnim, Breslau 1887. — Ders.: Lebensbilder, Leipzig 1890. — Frels, Wilhelm: Bettina v. Arnims Königsbuch, Berlin 1908. — Geiger, Ludwig: Dichter und Frauen, Berlin 1896. — Grimm, Hermann: Goethe, Mina Herzlieb und Bettina Brentano, Preuß. Jahrbücher 1872. — Ders.: Bettina v. Arnim, Goethe-Jahrbuch 1880. — Guskow, Karl, Mosaik, Leipzig 1842. — Huch, Ric., Ausbreitung und Verfall der Romantik. 4. Aufl. Leipzig. S. 168 ff. — v. Loeper, G.: Bettina v. Arnim (i. d. Allg. Dt. Biographie). — Müller, Wolfgang v. Königswinter: Das Haus Brentano (Roman), Deutsche Romanbibl. 1876. Neudruck, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1913 hg. von Fr. v. Brentano. —

Dehße, W.: Bettina v. Arnims Briefromane, Palaeßtra 41, Berlin 1905. — Stahr, Adolf: Bettina und ihr Königsbuch, Hamburg 1844. — Steig, Reinhold: Deutsche Rundschau 1892 S. 262—274. — Def.: Achim v. Arnim und Clemens Brentano, Stuttgart 1894. — Strobl, R. H.: Bettina v. Arnim, Bielefeld, Bielefeld 1906 (3 B.). — G. v. Rüdiger, Deutsche Romantiker, München 1912. Bettina in Berlin: Malla Montgomery-Silberstolpe, Das romantische Deutschland, Reisejournal einer Schwedin (1825—26), eingel. v. Ellen Key, Leipzig 1912, Albert Bonnier. Dr. Raimund Steinert.

Bücherschau

Hermann Kasack, Der Mensch. Verse. Roland-Verlag, München 1918 (M. 2,50; 3,50).

Hölberlins unsterbliche Harfe ist nicht verstummt. Ein eben aufsteigendes Geschlecht junger Dichter trägt sie aus den dunklen Gängen des heiligen Haia in Licht und Draus unseres explosiven Tages. Kasack schreitet, in der Gebärde einsamer Innerlichkeit, in den vordersten Reihen. Ihm ist die Sprache schöpferisches Erlebnis, und hierin liegt sein Wert als Dichter, d. h. vor allem: Gestalter der Sprache. Musik gebat seine Verse, die seltsame, weite Musik des Dichters, die über die Tonmusik, die ihr immanent ist, hinaus, Rhythmus, Harmonie und Melodie nicht nur für das Ohr, sondern auch für das innere Auge, für das blutbelebte Hirn ist, — für jenes Zentralorgan, das mit den Bezeichnungen „Hirn“ und „Seele“ nicht ausgeschöpft ist, das sie aber in sich begreift, und das uns fähig macht, uns als Kosmos im Kosmos (Chaos im Chaos) zu empfinden. Als ein Beispiel stehe hier das Gedicht

Tiefe Landschaft

Wenn vor dem stürzenden Strahl
die Wolke zerbricht,
und der nächtliche Schmerz
erglüht in dunkler Freude,
entfällt den Himmeln
der letzte Mohn der Sonne,
küst schon ein früher Stern
den ewigen Horizont.
Und tief der Landschaft hingegeben
treibt, ein Gesang,
das müde Herz
über den Wassern.

Vielleicht ist manches noch zu reflektiv, besonders am Anfang („Der Jüngling“), vielleicht ist das Buch in seiner Gesamtheit, in seinem Aufbau, in der Folge der einzelnen Stücke, zu sehr auf eine äußerliche Logik gestellt; versteht man es, von innen her zu sehen, so weiß man, daß dieser Mangel bei Kasack nicht Wesen ist. Im Gegenteil. Der revolutionäre Stoß von innen heraus, aus der als notwendig, als Vorbedingung erkannten Einsamkeit, geht so schlafwandlerisch zielstrebiger auf den Menschen, die Menschheit (nicht Menschenheit), daß Intellekt allein nicht Urheber sein kann. Auch hier, im Gegensatz zur älteren Kunst, die Abkehr vom Einzelnen, vom Sonderfall, auch hier der Wille zum Typus, der unsere junge Kunst heute schon zu einem Sieg macht, da ihr bewußter Wille, aus Intuition geboren, sich rein mit ihren Instinkten deckt. Alle ihre Bücher heißen „Der Mensch“, alle sind Anruf, Aufruf, Verkündigung und Erweckung, geschaffen im wahrhaften Sinne für alle, wahrhaft gerichtet „An Alle!“.

Kurt Heynick, „Gottes Geigen“. Gedichte. München, Roland-Verlag 1918. (M. 2,50; 3,50.)

Daß leiseste Gedanken und Gefühlsschwingungen so sehr Wort und Bild zu werden vermögen! Ganz wunderbar beginnt mählich jeder Vers zu klingen und zu ver-

künden, wie verschwistert wir aller Welt sind und wie allmächtig Gott in uns wirkt. Die verwunschenen Lieder, die abends übers schweigende Feld gehen oder näch'ens in Waldwipfeln sich wiegen, hier werden sie menschliche, brüderliche Stimme. Aufströmende Empfindung und von außen hereinbrechendes Geschehnis einen sich zu verzückten Worten, in denen ganze Lieder ungesprochen, im Traum lächelnd schlummern. Die tief verborgene Melodie des Alls, die Seele in allen Dingen, leuchtet erschütternd schön in Verse gebunden. Und nur in versonnenen Stunden wird man sich ganz in den Wortklang hineinfühlen können, bis die Fülle der göttlichen Empfindung uns überflutet, stetig unerschöpflich neu. Solches ist Lyrik von zwingendster, wesentlichster, notwendigster Form: Wortklang und Erfüllung neuer, reinsten Kunst.

E. Meinhard, „Das Donauhaus“. Roman. Verlag Edwin Runge, Berlin-Lichterfelde. (M. 5,50.)

Blühenden Lenzweg schritt ich, alle Blumen lachten und frohlockten; Sommer schüttete leuchtende Goldglut über mich verschwenderisch aus; herbliche Frucht war reich über alle Zweige meines Gartens gesegnet; — und herzlicher Winter verschneite mein Wandern, heimatlos . . . Vergraben hab ich mich in dies Buch, hineingejubelt und tief gehorcht, — vertraumt wuchs manche Zeile mir zu bunter Geschichte, — gefragt hab ich, gekämpft und verstanden: „Psyche muß wandern durch Täler und Höh'n. Aber endlich wird sie heimfinden zu ihrem Gott. Psyche — die irrende Sehnsucht nach dem Höchsten.“

Nur weibliches Empfinden konnte dies Bekenntnis deutschen Frauentums in solch kostbare Hülle der Worte und Gedanken legen, kostbar wie es verschwiegene Waldblumen und Gräser im Tau sind. Denn alles Geschehen, das diese Blätter geruhsam einfingen und bedächtig erzählen, es ist ja ein frischer Windgeflügel, der von den Bergen herab an deine Brust sich stürzt, — es ist ja der kühle, erlösende Trunk aus dem Wunderquell im dunkelsten Tann, — es ist ja Erfüllung jahrelangen, verschleierten Wunsches und entzaubernder Kuß jener innigen Stunde, da der Gott deiner Jugend gütig wieder sich dir neigt . . .

„Denn es gibt kein anderes Schicksal, das unüberwindlich wäre, als Gottes Wille in uns. Und der will immer das Gute.“ Erlebe diesen kargen Satz! Er reißt Säulen ein, wenn sie nicht in deinem Herzen wurzeln und einen lichten Dom tragen, in dem fern die blaue Glocke lobsingt . . .

Ich frage nur: Wie konnten nicht alle Stimmen dies Buch künden, so laut sie vermochten? Wie durften wir daran vorübergehen? Arm und häßlich liegt es herum, daß niemand sein achtet; das darf dich nicht ansehen dies eine Mal! Aber in dem Lumpengewand geht barfüßig die Fee durch nächtliche Straßen und bringt Sonnengruß dem, der ihren Blick erkennt.

Alle Stunden gehen brausend über dich hin, wenn du liest in diesem Buche, Kinderlieder klingen auf und Heimwehdonner, Vogelkehle blüht im Jugendland, und all deine Jahre harfen heilige Melodie; über den fernen Grund deiner Seele schreitet schmerzlich der Gott, Orgelklang setzt erschütternd ein, — alle Stunden gehen brausend über dich hin, wenn du liest in diesem Buche . . .

Das größte Geschenk einer Frau seit langer Zeit, in Liebe geworden, in Liebe gegeben, — nur in Liebe genommen. Das fraulichste Buch, schlicht, stark, deutsch. Unmöglich ist's, von dem Inhalt einen Abriß zu stottern, unmöglich, von den Schwächen kleinlich zu stammeln sich selbst beschämend: Reifes, volles Leben wandert vorüber, lichte Seele glänzt feierlicher denn alle Sonne, Ewigkeit und Erde runden sich zum Stierkreis menschlicher Güte, und aus tiefster Gnade Gottes spricht ein andächtiger Mund.

Es stünde schlimm, könnte uns ein einfaches Buch nicht einmal etwas blind machen, wie's Freudentränen tun, und uns so herzlich begeistern! Der täglichen Welt enthebe uns die Kunst, um so tätiger greifen wir unser tatsächliches Leben an. B.

Leo Weismantel, Mari Mablen, Roman aus der Rhön. Verlag Kösel, Kempten 1918. (5,— M. 6,50 M.)

Dies Buch ist unbedingt ein Ereignis, aufrüttelnd, mitwirbelnd und reich an seellichem Echo. Aus toller, dröhnender Melodie und wirrsten Dissonanzen steigt eine Vision auf: das innere Antlitz der rauhen Rhönberge, nächtig umschattet, umweht vom geisternden Mondlicht, ein so gewaltiger Spuk, daß sich ein Alb auf die Brust legt. Gespenstische Träume, taumelnde Gestalten, kostbare, fast biblische Legenden, blutige Sagen, zärtliche Kindermären leuchten jäh aus schwanker Nebelwand auf, bald irr verschwommen, bald in schwerer Farbenpracht. Hier gemahnt der hastende Zug der Gesichte an bunten Mummenschanz-Weigen, dort an groteske Holzschnittmanier eines Totentanzes; ferne Ähnlichkeiten dämmern auf in der atemlos fortreißenen Flucht der Gleichnisse: ewige Sucher wie Gsta Berling oder Faust, Peer Gynt oder Hermann Burtes Wiltfeber. Die Buchwidmung „E. L. A. Hoffmann, Hermann Löns und Selma Lagerlöf“ gewinnt lebendigen Sinn. All das Erleben Heinrich Löhmers, seine Heimkehr nach Teufelshausen und seine Liebe zu Mari Mablen, der menschlichen Seele, sein Wille zum Guten und seine Saaten des Bösen, alles Geschehen wird Symbol einer reifen Weltficht, die ausklingt in das Hohelied von der Erlösung durch den bitteren Kelch des Leides. Eine Lebensauffassung, auf Fichte fußend, an der romantischen Ironie geschult und im Feuer unserer spannungsgeladenen Lage gehärtet, wurde hier großartiges Dichterbekanntnis. So liegt der Werteswert nicht in der erschütternden Schönheit der tausend Einzelbilder dieses Höllenbreughels, nicht in der flatternden Handlung, die stets Mittlerin ist von gedanklichen Geschehnissen und Ideenkämpfen, — einzig und allein das stürmische Blut, der einende Geist des Buches schafft hier die Vollendung, die in der herrlichen Sprachglut und der tragenden, phantastischen Dennkraft gegründet ist. Das Wesen einer Landschaft wird geheimer Antrieb der Charaktere und allen Widerstreits und erhebt sich zum Gleichnis der Welt und höher noch: des urheiligen Willens, der über die qualvolle Nacht seine Sonnen und Sterne stellte und so dem Menschen ruhelose Gottsehn sucht ins Herz legte. R. B.

Müller-Rüdersdorf, Wilhelm, Schmied' uns, Leben! Spruchgedichte, München-Leipzig, F. Seybold 1918. M. 1,80 geb.

Mit einem neuen Spruchbuch voll tiefer, in eine edle Sprache gelleideter Gedanken beschenkt uns Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Fanden schon seine 1917 erschienenen Spruchgedichte: „Des Glückes Bräde“ allgemeine Anerkennung, so darf zweifellos die neue Gabe auf die gleiche Aufnahme rechnen. Diese Sprüche enthalten in wenig Zeilen viel Nachdenkliches und sind in engem Zusammenhang mit einem starken Naturempfinden innerlich geschaut und erlebt. Aus ihnen grüßt ein Starcker, der lebensmutig das Schicksal zu meistern weiß.

Dr. Raimund Steinert.

Gute Bücher / Empfohlen unabhängig von Einsendungen

Otto Buchmann, Marias Lied (Lischbeins Verlag, Hannover). Stefan George, Deutsche Dichtung, I: Jean Paul, II: Goethe, III: Das Jahrhundert Goethes (G. Bondi, Berlin). Oscar Ewald, Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart (E. Hofmann u. Co., Berlin). Paul Krißke, Hein Träumerslein, Roman (Schuster u. Loeffler, Berlin). Bernard Wieman, Er zog mit seiner Muse (Kösel, Kempten). Felix Sternheim, Die Geschichte des jungen Oswald, Roman in Briefen (Hyperion, Berlin). Helene Voigt-Diederichs, Aus Kinderland (Diederichs, Jena). Max Jungnickel, Aus den Papieren eines Wandertopfes (Fr. Schneider, Berlin-Schöneberg). Christian Morgenstern, Stufen, eine Entwicklung in Aphorismen und Tagebuch-Notizen (R. Piper, München).

Evoö, Eine Zeitschrift zur Förderung des modernen Theaters. (Adriaan Michiel van den Broede, Leipzig). Der Kämpfer, Halbmonatsschrift für Freiheit der Humanität (Essen).

Rainer Maria Rilkes Worte über Bettina wurden aus des Dichters Roman „Malte Laurids Brigge“ (Insel-Verlag) zur Verfügung gestellt.

Verantwortlich für den Inhalt Dr. Kurt Rod, Berlin NW 87, Elberfelder Str. 24a, für die Anzeigen E. Dffer, Charlottenburg 5. Verlag: Boll & Pöschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW 6. Druck: Oscar Brandstetter, Leipzig.

Berliner Romantik

Eine Vierteljahrsschrift

Herausgegeben von Dr. Kurt Vock / Verlegt bei Voll u. Pickardt, Berlin

Erstes Jahr

Heft 4

Juli 1919

Bezugspreis M. 3.— jährlich. Einzelnenpreis M. 60.— für die ganze Seite; bei Wiederholungen Vergütung

Nachdruck verboten

Die deutsche Aufgabe / Von Johannes Schlaf

Fruchtbarer wohl als an die romantische Dichtung wäre es in diesem gegenwärtigen Augenblick an die Denkarbeit unserer Frühromantik, an die „Fragmente“ des Novalis, an Fichte und Schelling anzuknüpfen. Zwar nicht bloß so aus einem bewundernd sichern, wärmenden allgemeineren Nachfühlen, auch nicht einer gewissen allgemeinen Steigerung unserer sittlichen und religiösen Regungen wegen, die wir von ihr, wie sie ihrer zeitlich bedingten, gegebenen Form nach sich darbietet, erfahren, da diese immerhin doch eine überwundene, nicht noch einmal in gleicher Weise zu erlebende ist: wohl aber aus allem drängenden Dilemma unserer heutigen geistigen, vor allem religiösen, Gegenwart und aus einem unertölich sicheren Unterbewußtsein einer bestimmten großen deutschen Geistesaufgabe heraus, die von Luther her über Goethe und Kant bis zu unseren frühromantischen Erkenntnistheoretikern vorgebracht war, zu erkennen, wie weit sie hier schon zu ihrem Ziel gelangt und worin andererseits ihr Problem noch ein offenes geblieben ist.

Seit einem halben Jahrhundert hat uns die preußische Vorherrschaft und ihre vorwiegend zivilisatorische Richtung in, wir lernten es jetzt erst recht verstehen, verhängnisvoller Weise daran gehindert. Trotzdem gewährte sie uns aber einen sehr wichtigen Vorteil: das durch sie erst geschaffene, von nun an unveräußerliche Bewußtsein unserer machtvoll national zusammengefaßten politischen Einheit und Kraft, von dem die Zeit der Klassiker und der Romantik nichts wußte. Das ist das Vermächtnis der großen preußischen Ara, und stets werden, gerade wir Geistigen, ihr das zu danken haben. Denn es gibt uns erst die rechte Möglichkeit, das, was ich hier die deutsche Aufgabe, unsere Aufgabe, die Aufgabe der Aufgaben nennen möchte, wieder aufzunehmen; nunmehr, wo uns ja, um es trivial auszudrücken, mindestens für absehbare Zeit überhaupt kaum noch was anderes übrigbleibt.

Also kein Zurück, keine Flucht und Zuflucht ins Gewesene, Unwiederbringliche, kein hineingefühltes, nachschaffendes Nachahmen und sich darin Vergessen, sondern ein eigenständig, tat- und triebkräftiges Wiederanknüpfen, das einzig heutige zeitliche Gegebenheiten und Nöte, sehr unheilvolle Nöte dieser Gegenwart, Menschheitsnöte beständig im Auge hat; nur ein unerlässliches Sichwiederaufdenwegfinden, um die Not der Zeit zu überwinden durch sich selbst, aber deutsch, deutsch!

Denn, wahrlich! eine große, positive Vorarbeit hat uns jener machtvolle, auf letzte religiöse Erfüllungen zustrebende deutsch erkenntnistheoretische Auftrieb geleistet und den einzigen Weg deutscher Geistesrasse (und Rasse ist ihrem tiefsten, auch ins Physische hinein schaffenden und mit äußeren physiologischen Merkmalen ausgestaltenden Untergrund und Wesen nach nichts anderes als ein primär Grundgeistiges!) klar abgesteckt. Im übrigen aber weist er uns mit aller Deutlichkeit über sich selbst hinaus zu unserer eigenen und einer künftigen, abschließenden Endleistung hin!

Der Weg aber? Kant hatte das, was er (uns muß heute erscheinen: recht unglücklich) das „Ding an sich“ nannte, den sogenannten „Grund der Erscheinungen“, unbestimmt gelassen; in der Meinung, daß sich aus dem Bereich der Erscheinung selbst auf verstandes- und erfahrungsgemäßem Wege nichts darüber ausmachen und über die Antinomie hinwegbringen ließe. Ungleich glücklicher aber sprach dann Fichte, da doch alles und das Primäre, das lebendige, fühlende, urteilende Subjekt ist, von dem absoluten Ich. Das war ein machtvoll unmittelbares, tätigstes Erleben und Erkennen, das dennoch aber auch seinerseits noch ein viel zu abgezogenes, noch unbestimmtes blieb. Doch den nächsten mit Notwendigkeit folgenden Schritt tat der heute viel zu übersehene Schelling, indem er das unbedingt primäre lebendige Ich wieder mit der Erscheinung füllte, die ja doch durchaus mit ihm in Einklang zu setzen war; indem er es als das eine umfassende, lebendig webende, in organischer Einheit und Abstufung seiner Zusammenhänge stehende Weltwesen nachwies. Denn es steht außer Zweifel, daß er diesen Nachweis tatsächlich geleistet hat. Doch eins blieb noch offen, was er wohl kaum schon mit Bewußtsein ins Auge gefaßt hatte: die unerlässliche Frage nach der Identität von makrokosmischem und mikrokosmischem Individuum, zu der wir trotz allem und allem wieder hingeleitet werden, weil uns vor allem die Tatsache des großen mikrokosmischen Ausnahme-individuums immer wieder auf den Weg sie zu lösen drängt!

Und noch ein anderer wichtiger Umstand bleibt zu beachten! Schelling vollbrachte seine Aufgabe nach Maßgabe ihres damaligen Standes durch eine erfahrungsmäßig wissenschaftliche Methode, die ja bereits mit Goethes

wissenschaftlicher Leistung eingesetzt hatte. Die Wissenschaft lebte ja erst damals wieder auf, und vor allem: sie schlug einen Weg ein, der weder Kant noch auch der wissenschaftlichen Bestrebung vor ihm, der Newtons, schon zugänglich gewesen war: den Weg des, wir erkennen heute: entscheidenden Entwicklungsgebankens!

Und hier springt dann der fruchtbare Anknüpfungspunkt, bei dem wir heute wieder einzusetzen haben, ins Auge; der offensichtlichste Hinweis auf den innersten, erst begeisternden, Kraft, Richtung und Zuversicht gebenden geistig polaren Grundzusammenhang und gottgegebenen Grundtrieb allen Erkenntnisstrebens seit der Renaissance bis zu Schelling her! Die Wissenschaft, und die das in der verwirrenden Überfülle seiner Erscheinung stehende Weben des großen Welt-Ichs seiner organischen Gliederung (vor allem aber — ein Begriff, der heute noch immer viel zu sehr vernachlässigt wird! — Abstufung) nach erst erhellende, auf seinen polaren Gipfel- und Inzidenzpunkt hin gerichtete Entwicklungs Idee! Sie waren, ungeachtet aller damaligen wissenschaftlichen Bemühung, vorerst noch allzu sehr blaß intuitiv und spekulativ geblieben, waren nur erst Naturphilosophie. Es sollte erst noch darauf ankommen, daß die erfahrungsgemäße Methode, und zwar bis zu einem Grade als solche sich ausbildete, daß sie als mechanistische sich von jenem intuitiv spekulativen Ausgang abband; bis zur Mißachtung, zur völligen Entfremdung. Das hat ja sicher die Geistigen unter uns bis zum heutigen Tage bedrückt, war all ihr Leiden (denn diese Abbindung war ja im letzten Betracht ein unmögliches). Und doch, wie wunderbar wäre es, wenn gerade die „exakte“, mechanistische Methode aus ihrer unsäglich verzweigten und angehäuften Fülle von peinlichster Kleinarbeit heraus ganz von selbst schließlich zu einem Ergebnis hinführen würde, das zwanglos sich wieder mit jener damaligen Erkenntnistheorie einte, ihre Vorarbeit zur Vollendung brächte, wieder Philosophie, ja mehr: Religion und religiöse Anschauung würde!

Die Wissenschaft von heute zwar (d. h. wohlzumerken: die mechanistisch bestimmte!) verzweifelt ja daran, sie hat ihr „Ignorabimus“ ausgesprochen. Doch sie vergißt dabei eins, das ihr doch alle Gewißheit geben sollte, daß sie wirklich berufen ist, die Erkenntnistheorie jener Zeit ihrer Vollendung entgegenzuführen und zu ihrem menscheitsbefreienden Abschluß zu bringen! Sie vergißt, daß, wenn sie es heute ablehnt, in religiöser Angelegenheit noch mit dreinzureden, wenn sie sich von dem religiösen Bedürfnis abbinden und dieses auf sich selbst und bloß so auf seine „inneren Gefühlswelten“ verweisen will, wir heute nun schon mal bis in unser Unwillkürlichstes hinein wissenschaftliche (das heißt

zurzeit noch (skeptische) Menschen sind, und daß wir als solche jene Inhalte unseres religiösen Gefühls, ob wir wollen oder nicht, auf das unheilvollste immer mehr untergraben und abtragen! Damit untergraben wir unsere Existenz aber als solche! Wäre der religiöse, so wäre auch der in seinem innersten Lebenspunkt damit vernichtete wissenschaftliche und der ganze Mensch in uns dem Untergange geweiht!

Dieses Dilemma, das in seiner Furchtbarkeit nicht nachdrücklich genug betont werden kann, kann offenbar aber nur noch in einer Weise zu seiner Lösung gelangen: daß nämlich die Wissenschaft tatsächlich unser innerstes religiöses Fühlen mit einer letzten wissenschaftlich-empirisch ermittelten unmittelbaren Tatsache in Einklang bringt, die ihrerseits erst wie das Problem der Wissenschaft, so auch sofort die brennende religiöse Krisis unserer Zeit zu ihrer Entscheidung bringen würde. Offenbar dann aber, dem Grundwesen aller wissenschaftlichen Methode gemäß endgültig!

Das wäre eine Lösung, die ein Kant sich noch nicht mal zu ahnen getraute, auf die der geistige Trieb Deutschlands aber mit Goethe, Schelling und den damaligen Naturwissenschaftlern, den „Naturphilosophen“, bereits hinaus war. Fürwahr! wir haben sie heute zu erwarten; denn die Not ist am größten, es handelt sich um das Alles oder Nichts!

Diese Zuversicht aber und den Anlauf zu diesem Vollbringen wollen wir uns aus einer erneuten Beschäftigung mit unserer romantischen Erkenntnistheorie holen, um im übrigen aber die große Aufgabe aus unserem eigensten und den gegenwärtig gegebenen zeitlichen Bedingungen (sie sind reicher und reifer, als man im Augenblick ahnt!) heraus zu lösen.

Also: Es steht bevor, daß die exakte Wissenschaft, trotz ihres „Ignorabimus“, zur letzten, alles erhellenden, unmittelbaren Tatsache gelangt, oder der allgemeine Kulturzusammenbruch wäre unvermeidlich!

In Erdentagen / Von Otto S. Diehl

Wie ist der Weltentag so tief —
Und immer wieder träum ich noch aus Stunden
In einen neuen Tag, der schlief
Schon in dem ersten Menschen mit den Wunden,
Die ich mir heut in Dornen lief.
Noch immer atme ich erstaunt dort unten,
Wo man nicht hört, was Gott, entbunden
Der Nacht, hinauf zur Sonne rief.

Das Märchen vom Vogel Singefang und der Prinzessin / Von Wolfgang Burghauser

Es war einmal eine Prinzessin. Ich glaube, in jedem Märchen kommt eine Prinzessin vor, so soll es auch in diesem sein. Sie hatte eine schlanke, feine Gestalt, seidenweiches Haar, das sich um den Kopf wellte, als müsse es diesen lieben Kopf umkosen, das sich in widerspenstigen Locken an den Schläfen und im Nacken einrollte, als wollte es jeden einfangen, der diesem seidenweichen Haare mit dem feinen, süßen Duft zu nahe käme.

Von wem ich das weiß? Vom Vogel Singefang. Aber davon später.

Eigentlich war sie gar keine Prinzessin, denn der Vater nannte sie eine wilde Hummel und die Mutter gar einen Strolch. Das kam daher, daß sie so blinkblank mit den grünlichen frohen Augen, in denen immer ein Glänzen lag, in die Welt sah und auf den festen, kleinen Füßen unentwegt durchs Leben sprang.

Das alles hat mir der Vogel Singefang erzählt. O, er ist geschwätzig geworden. Aber alles zu seiner Zeit.

Ja, diese Augen der Prinzessin! Ich will sie doch immer so nennen, da ich schon einmal ein Märchen erzähle. Diese Augen, mit ihrem frohen, feuchten Glanz! Bald glänzte drinnen die helle Sonne, wie sie am prächtigsten Frühlingstage nicht heller schimmern, scheinen und strahlen kann, bald saß darin der Glanz, wie ihn nur das Abendrot milde widerstrahlt, bald das Schimmern des traulichen Lichtes eines heimlichen Zimmers, wenn's draußen recht, recht kalt und drinnen recht behaglich warm ist, und die Lampe summt, das Holz knistert und die Flamme im Kamin gesprächig wird.

Das alles weiß der Vogel Singefang. Der ist überhaupt ein seltsamer Vogel. Wie viel Namen er hat: Liebesie, Sehnedich, Zimmertreu heißt er und noch anders. Am liebsten aber hört er auf den Namen Singefang. Also will auch ich ihn so nennen.

Nun aber kommt endlich das Märchen.

Denn die Prinzessin war eine wirkliche Hexenmeisterin. War es das seidenweiche Haar, war es der Glanz in den Augen oder das helle, frohe Lachen? Sie war eine Hexenmeisterin. Und am besten wäre es gewesen, man hätte sie verbrannt und die Asche in eine kupferne Urne getan, die man sonst Herz nennt. Denn alle Tiere waren ihr untertan. Der Bär tanzte, wenn sie ihn anlachte, der Marabu stolzierte vorbei mit noch steiferen Beinen, als er bei der allgemeinen Verteilung ausgefaßt hatte, der Hahn krächte sich vor ihr schier die Kehle wund und bekam davon vor lauter

Anstrengung den roten Kamm, den er noch heute trägt. Ehemals war dieser Kamm nämlich ganz rosarot, so wie die menschliche Haut.

Alle Tiere gebärdeten sich also wie toll, wenn die Prinzessin in ihre Nähe kam.

Nun kommt aber die Geschichte vom Vogel Singefang. Damals hieß er noch Haltandich oder Seiverzagt und Singnichtmehr. Das kam aber so: Er zog unstet durch die Welt. Früher hatte er einmal singen gekonnt. Aber er hatte es verlernt, weil er geglaubt hatte, die Welt müsse sich durch seinen Gesang ändern. Die liebe, böse Welt hatte sich aber nicht geändert und Menschen und Tiere blieben so gut und so böse, wie sie bisher gewesen waren. Man hörte schließlich lieber das Krächzen der Raben, das Schreien der Eulen und das Gackern der Hühner. Die einen fraßen ja das Mas weg, die anderen legten Eier, fraßen Schlangen und anderes unnütze Getier. Der Vogel Singefang sang aber bloß, kannte keine andere nützliche Kunst. Und so fand Singefang keinen anderen Vogel, ja kein anderes Wesen, das mit ihm gesungen hätte, so wie er sich's dachte. Und keines war so, wie er sich's dachte.

Da verstummte er und wanderte. Und so kam er in das Land der Prinzessin. Das war ein kleiner Garten hinter einem kleinen Hause. Die Prinzessin lag eben halb faul und halb vergnügt im Grase. Der Bär tanzte eben vor ihr so zierlich, als er nur immer konnte. Und das war plump genug. Der Marabu schritt ein steifes Menuett und verbeugte sich ein duzendmal hintereinander. Der freche Frosch quakte zum Steinerweichen. Die Prinzessin lachte, weil es ihr gefiel, daß sich alle so um sie mühten. Und anstatt daß sie selber als böses Herlein auf dem Scheiterhaufen brannte, brannte ein anderes Feuer lichterloh in den Tieren, die sie umtanzten. Oft wurden die Tiere plump zutunlich, der Bär schlug mit der Laze nach dem Prinzeßlein, um sie zu lieblosen. Da runzelte das Prinzeßlein aber nur die eine Braue oder machte das eine Auge etwas kleiner, und die Tiere gaben schon Ruhe. Das konnte nämlich das Prinzeßlein ganz vorzüglich: das eine Auge kleiner machen. Auch das hat mir der Vogel Singefang verraten.

Singefang hielt auf seiner Wanderschaft inne und setzte sich in den blühenden Holunderbaum, unter dem das Prinzeßlein im Grase lag. Mit ernstesten Augen sah er dem Spiele der Tiere zu. Dann sah er das seideweiche Haar, von dem er nun soviel zu erzählen weiß, er sah die schlanke, ranke Gestalt, die er nun nicht genug preisen kann, er sah den Glanz in den Augen, von dem er nicht viel erzählen will, weil er meint, der gehöre ihm ganz allein. Er sah auch den roten Mund. Aber von dem will er noch weniger erzählen. Wenn man ihn danach fragt, wird er fast ver-

stodt. Dann sah er wieder auf die Tiere und nun kam ihm deren Gebaren läppisch vor. Denn er sah noch etwas mehr.

Er sah, daß sich unter dem feinen Kleidchen der Prinzessin die zarte Brust langsam hob und senkte. Vögel haben manchmal gute Augen, und Singefang hatte ganz besonders gute. Denn er sah plötzlich ein kleines rotes Herz. Ja, die Prinzessin hatte wirklich ein Herz. Das wußten die anderen Tiere nicht. Singefang sah aber noch mehr. Er sah, daß der liebe Glanz in den Augen der Prinzessin nicht von der Sonne, nicht vom Monde und nicht vom Schimmer einer toten Lampe komme, dieser Glanz in den lieben, frohen Augen kam unmittelbar aus dem kleinen, roten Herzen der Prinzessin. Und er sah, wie das rote, warme Blut in regelmäßigen kräftigen Stößen durch dieses Herz strömte. Und plötzlich war es ihm da, als müßte er reden.

Und er sprach:

„Prinzessin, du hast ein Herz! Ich sehe dein Herz!“

Die Prinzessin erschrak, weil sie zuerst nicht wußte, woher die Stimme kam. Denn alle anderen Tiere redeten nicht mit ihr in der Sprache der Menschen. Da sah sie endlich zum blühenden Fliederstrauch hinauf und sah den Vogel Singefang auf dem äußersten Zweige sitzen. Es war ein ungelinker, dunkler Vogel, mit struppigem Haare, großem Schnabel und runden, aber klugen Augen, in denen es eigentümlich lag, wie — wie — nun, das wußte sie sich nicht zu sagen.

„Habe ich wirklich ein Herz?“ fragte sie nun ganz froh und verwundert.

„Ja, ich sehe es,“ sagte Singefang.

„Warum habe ich ein Herz?“

„Damit das Glänzen in deinen Augen nicht nur lockt und betört, damit es auch beglückt und erfreut. Dich und andere!“

Da richtete sich die Prinzessin rasch auf und rief:

„Erzähle mir mehr!“

Nun flog der Vogel Singefang vom Strauche herab, setzte sich auf die Schulter der Prinzessin und begann ihr zu erzählen, was er vom Herzen wußte. Wie er erzählte, weiß ich nicht. Es mußte aber viel und schön gewesen sein, denn die Prinzessin wurde ganz still und hörte ihm lange zu und das Leuchten ihrer Augen ging nach innen. Und gefallen mußte es der Prinzessin haben.

Denn sie lachte ihn plötzlich an mit ihren lieben Augen und sagte:

„Du bist ein lieber, schöner Vogel. Und wie gut und schön du erzählen kannst!“

Das hatte nun Singefang noch niemand gesagt, daß er ein schöner Vogel wäre. Er schämte sich oft seines ruppigen Außern. Er hatte auch schon

lange zu niemandem mehr gesprochen, weil er sich die Dinge zu sagen schämte, derentwillen er so oft ausgelacht worden war, daß er endlich das Singen darüber verlernt hatte. Er dachte daher einen Augenblick nach und sagte dann still und versonnen:

„Siehst du, ich wußte ja, daß du ein Herz hast!“

Die anderen Tiere waren inzwischen ungeduldig geworden. Aber weder die Prinzessin noch Singefang kümmerten sich darum. Der Bär schlug sogar einmal nach dem Vogel. Der achtete es aber kaum. Da trollten sich die anderen Tiere und ließen die beiden allein.

Das Prinzeßlein war ganz still geworden und lauschte. Denn sie vernahm wirklich einen ganz seltsamen Ton. Und wie sie näher hinhorchte, da hörte sie ihr Herz wirklich schlagen. Und plötzlich kam es auch Singefang so seltsam vor. Er ärgerte sich über die anderen Tiere und mußte doch wieder ihrer lachen.

Und das Prinzeßlein nahm plötzlich den dunklen, ruppigen Vogel mit ihren lieben, weißen Händen von ihrer Schulter, setzte ihn auf ihren Schoß und strich ihm langsam über die rauhen Federn. Und diese glätteten sich allmählich, daß Singefang nicht mehr so struppig und zerzaust aussah.

So war es Abend geworden, und die Prinzessin war müde. Sie legte sich ins Gras zurück, und bald fielen ihr die Augen zu. Singefang aber saß neben ihr im Grase und war glücklich und zufrieden. Die Nacht war lau und wunderbar, der Flieder duftete. Singefang flog wieder auf den blühenden Zweig, der der Prinzessin Gesicht überschattete. Da saß er still und hütete den Schlaf der Prinzessin. Und tausend Gedanken zogen durch seinen klugen Vogelkopf. Immer schneller und schneller folgten die Gedanken einander. Und es war Singefang, als könnte er sie nimmer bei sich behalten, als müßte er sie den stillen Nachtwinden erzählen. Und er sprach nun die Gedanken leise vor sich hin. Immer lauter und kühner sprach er seine Gedanken so vor sich hin. Und so in sich vergessen war er, daß er gar nicht merkte, wie das Frührot im Osten aufging, und wie die Sonne plötzlich selber ihre Silberstrahlen um den Fliederbusch, die schlummernde Prinzessin wob, und wie sein Gefieder selber ganz seltsam zu glänzen anfing.

Singefang merkte von all dem nichts. Er sprach vor sich hin, immer eifriger und eifriger.

Da wachte die Prinzessin auf.

Verwundert blickte sie um sich, und in ihren Augen lag der Abglanz eines jungen Tages.

„Wer singt so süß?“ fragte sie verwundert.

Da wußte Singefang plötzlich wieder, daß er singen konnte. Und nun jauchzte er sein Glück in den frühen Morgen hinein.

Die Prinzessin aber nahm den Vogel in beide Hände und küßte ihn auf den Schnabel. Und darum will Singefang vielleicht nichts von den roten Lippen und ihrer Süße erzählen.

Seit dieser Zeit weiß Singefang, daß er wieder singen kann und daß auch er ein Herz hat.

Das hat er mir selber gesagt — — — — —

Manche Leute glauben das nicht und zucken dabei nur mit der Achsel. Manche lachen dazu, manche unterhalten sich dabei. Ein Weiser aber sagte mir einmal:

Solch einen Vogel gibt es nicht, er säße denn im Herzen eines Menschen. Denn dann hätten sich zwei Herzen gefunden. Und wenn sich zwei Herzen gefunden haben, dann jubelt und singt es im Himmel und auf Erden.

Vielleicht hat der Weise recht.

Soll ich vielleicht einmal mein eigenes Herz fragen?

Glücksland / Von Mia Weil

Hoch von den silbernen Sternen
Kam ein Klang durch die tiefblaue Nacht
Und wollte Glücksland suchen.

Glücksland ist weit...
Manchmal erzählt ein Märchen davon,
Ein Märchen...

Die Puppe / Von Dietrich

Mitten in der kleinen Stadt wohnte die Puppe. Sie wohnte in einem alten, schwächtigen Haus, vor dem ein kleiner verkrüppelter Baum stand, vier Stiegen hoch in einer Dachkammer.

Der Amtsvorsteher mit der blauen Brille war ein entfernter Verwandter der Puppe. Daher erzählte er, auch im grünen Wirtshaus allerlei häßliche Geschichten von ihr. Dann lachten die Soldaten und Stadtschreiber und erzählten es wieder ihren Vorgesetzten. Da kam es, daß viele bei der Puppe ein und aus gingen.

Die Puppe aber dachte über all das nicht besonders nach. Nur einmal, als einer sie fragte, ob sie eine Seele hätte, wehrte sie sich gegen ihn und zeigte ihm den milchweißen Mond, draußen über der Gasse. Als er sie aber darauf wieder anrühren wollte, zerbrach sie ihm in den Händen.

Danach ließ der Amtsvorsteher mit der blauen Brille die Puppe begraben und die Soldaten und Stadtschreiber vertrannten die Leiche im grünen Wirtshaus.

Melancholie / Von Margarete Reichert

Blaues Weh
Überschattet die Abendmilde.
Meine Bäume
Neigen sich langsam
Und streifen das schwarze Wasser.
Verloren schluchzt ein Vogel.
Meine trostlosen Sterne
Weinen ihr Abendlied.

Schopenhauer der Romantiker / Von Paul Friedrich

Vor hundert Jahren vollendete Arthur Schopenhauer sein philosophisches Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung“. Schopenhauer erblickte das Licht dieser dunkeln Welt sieben Jahre nach der „Kritik der reinen Vernunft“. Seine eigentliche Zeit umfaßte das letzte Jahrzehnt seines Lebens (1850—1860), aber noch bis in die Mitte der achtziger Jahre reicht die starke Wirkung seines Erdenwallens, die in Julius Bahnsens radikalem Hauptwerk: „Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt“ in einem schrillen Nihilismus ausklang. Bahnsen führte mit scheinbar strenger Logik Schopenhauers Lehre von der Weltverneinung zu Ende und damit den Pessimismus ad absurdum.

Friedrich Nietzsche, Schopenhauers Schüler und Antipode, machte sich über den in seinem realdialektischen Circulus vitiosus befangenen „Brummenkreisel“ Bahnsen lustig und verkündete unter Übernahme des Schlagwortes aus den Schriften des blinden Aktivisten Dühring „Den guten Europäer“ und 1881 die „Gaya scienza“, die fröhliche Wissenschaft.

Und Eduard von Hartmann ließ seine frühpessimistischen Abwägungen von Lust und Unlust mit negativem Fazit fallen und bildete seinen „transzendenten Realismus“ in gründlichen und bedeutenden Einzelarbeiten aus.

In der Folgezeit galt Schopenhauer der neuen Generation nur noch als ein bissiger und ziemlich verrannter Eigenbrödlerr altfränkischer Art, den man wegen seines scharfen, sarkastischen Verstandes und seiner boshafte geistreichen Aphorismen zur Menschenkenntnis mehr als Skeptiker denn als positiv gerichteten Denker schätzte.

Heut aber will es mich bedünken, bereitet sich eine Wandlung zu einer gerechteren Bewertung des Überzeitlichen in ihm, das ihn zum Schreiben und Bekennen zwang, langsam vor.

Wer die jüngste Kunst mit offenen Augen betrachtet, kann sich nicht verhehlen, daß hinter all dem Krassen, Gewalttamen, der satanischen Freude an der Grimasse und der Verrenkung, der Vorliebe für Groteske und Polemik keine Lebensfreude, sondern Haß als spiritus rector steht. Die Politisierung der Jugend ist überreizt und äußerlich. Das innerste Sehnen nach einem archimedischen $\delta\acute{o}\varsigma \mu\omicron\iota \pi\omicron\upsilon \sigma\tau\acute{\omega}$ aus einem Gefühl der Entheimatung und des Entwurzeltseins in dieser chaotisch brandenden Welt wird deutlich spürbar. Die Übergewalt des Willens über das Erkennen fordert dies zum Widerspruch heraus. Alles gute Wollen und Können braucht ruhige Reife. Diese fehlt, und so wird das Fühlen zur Erstase, zum Schrei, zerhackt und augenblicksvergewaltigt.

Ist das nicht Schopenhauers Lied ohne Schopenhauers Worte?

Hat nicht auch er, ein Willensgepeinigter, wie wenige nach einem Aufatmen aus dem „Erdenäther der Bedürftigkeit“ gelehzt, ist er nicht staunend und bewundernd vor die reine Welt des zeitlosen Kunstwerks getreten, in dem er die Goethesche „Meeresstille“ fühlte, das Schweigen des ruhelosen Willens, den er haßte, weil er ihm nicht zu entrinnen vermochte? Und so wurde er zum Priester und Verkünder jener zwar pessimistisch fundamentierten, aber dann sich zu innerer Ataraxie erhebenden Weltüberwindung des indischen Geistes, der wie eine weiße Lotos in sich versunken und verschlossen in leidloser Nirwanaruhe träumt, weil er den Schleier der Maja erkannt und durchschaut hat.

Wohl wahr, es ist ein Zauberer- und Rattenfängerlied, das der Romantiker Schopenhauer Europa sang, aber es wirkte als ein Quietiv gegen eine allzu gesteigerte Unrast, die sich wie Euphorion immer höher schraubt und immer neue, letztlich unerreichbare Ziele sucht.

Diese aus mystischen Tiefen heraufklingende metaphysische „Stimme der Mütter“, die dem ewig unvollendeten Werden ein reines ruhendes Sein entgegengesetzt, gewinnt einen neuen berückenden Klang.

Abkehr von allem Zufälligen, Abwehr des von außen imperatorisch Anbrängenden, Einkehr in die durch die Nabelschau der Fakire symbolisierte Selbsterkenntnis, aus der die Erkenntnis des wahren Wertes der Dinge und des Unwertes der Erscheinungen fließt. Mich deucht, wir werden an dieser Sphinx mit ihren weltentgötterten grauen Raß- und Magieraugen nicht ohne weiteres vorüberkönnen. Wenn Theodor Lessing in seinem paradox anregenden Buch „Europa und Asien“ (Berlin:Wilmerdsdorf 1918, Verlag der Aktion), den „großen Weltverneiner“, den

Vorkämpfer Asiens, den er Dühring kontrastiert, einen der glücklichsten Menschen nennt, „die je über die Erde gingen“, so ist das ganz aus dem Äußeren äußerer Lebensumstände, nicht aus dem innersten Wesen gerichtet, das allein Glück und Unglück eines Menschen grundlegend bestimmt.

Aber Schopenhauer, der Romantiker, der Mystiker und Willensmensch, der leidgehegte Europäer, der sich nach den Opriaten Asiens sehnte, kannte die Seligkeit des Schlangenbeschwörers. Er besaß die Flöte, die die Schlange hypnotisch für Augenblicke versteinerte, die alte Schlange, die uns schließlich doch verschlingt. Seine Sehnsucht, sie für immer zu bannen, blieb unerfüllbar.

Als ich jüngst im Berliner Zoologischen Garten nahe dem Stadtbahnhof den mächtigen Elefanten in majestätischer Ruhe mit seinen flugelassenen Tieraugen über die gaffende Menge blicken sah, einen jener königlichen Heloten und Lastträger, denen der Hinduglaube den Himmel aufbürdet, wie er mit langsamen Tritten dahinwandelte, ein „Fels des Vertrauens“, während draußen aufgeregte dampfende Züge polternd hin und her fahren von West nach Ost, von Ost nach West und geschäftige Menschen vorübereilten „ihren Chimären nach“ — da fühlte ich die Seele des alten Frankfurter Misanthropen als einen Teil der kommenden Zeit, die friedlos ruhesuchende Seele dieses romantischen Weisen der „tristis hilaritas“ der trauernden Seligkeit des Seins.

Märkischer Dithyrambos / Von Erwin Reich

An Dich!

O Liebste, steig hinunter zu unserer Mark. Liebste, träume, sieh — —. Wir wollen nicht sprechen, — schweigen. Weine nicht — sieh sie hell und warm an, unsere Mark — — hell und warm — unsere Mark — —. Eine Stunde von Berlin, der alltäglichen, altgewohnten Stadt.

Stilles Wasser schwillt in weichen, breiten Falten und glänzt dort lachend im Sonnenblitzen — hier aber — sieh — hier ist es ernst und schwer und flächt sich dunkel. In der Woche denkt es und denkt es und wird nicht bewegt. Heute — Liebe, wir wollen mit der Hand leicht hindurchstreicheln. Es ist noch kühl, friert innen noch. Sehen wir ihm die Seele warm — —

Wie wir durch birkiges Maigrüngerwirr schreiten, springen und steigen, über Wurzeln und wenig Gräser. Ein Vogel will pfeifen, nachmittäglich und am Sonntag. So war es als — —

O wie unendlich wachsen die Kiefern in das Weiß-Blau des Dämmer-

wolkenshimmels. Wie unendlich und schlank. Und oben knarren sie, pfeifen sie einmal, wenn ein leises Wehen uns unten umschmeichelt. Wir stampfen über weiche glatte Nabeln. Holzstapel brummen streng duftig. Die Stämme tanzen unbeweglich um uns herum. Wir gehen und es ist Sonntag — —

Auf der Insel leben die Pfauen. Die ganze Woche, Tag und Nacht. Und Sonntag. Eine graue Henne wankt stolz dahin. Ein blauer Liebender folgt ihr. Einer auf der Seite. Und die Pfauen rufen klagend, sehnsüchtig, lang. — — Vom alten Dach, aus den Parkwegen, zwischen den Büschen. Ein tiefes Blau leuchtet von einem Baumast. Überall. Die Pfauen rufen. Wie mag die Nacht sein — — ? —

Dampfer. Alles nachmittäglich gedämpft. Vor Abend. Vorüber. — — Er stapft leise und zieht durch das märkische Wasser. Das schmale Kanalbett. Es riecht streng, traulich nach Lang und verspielten Wellen. Nur leise. Man fließt vorüber und spricht nicht. Landungsbrückchen. Menschen gehen in ihre Villa zurück. Sonntag vorüber. In die Woche. Es stapft weiter. Und es wird breit. Wir furchen vorwärts. Birkengrün und schweigende, traurig verwurzelte Weiden. Davor helles, trockenes Schilf. Und dahinter die hohen, schwarzen Kiefern, in einer steten Reihe. Von oben weich belichtet. Und dann Himmel, blau, kühl vertönt bis ins Helle, weiterhin weiß von Wölkchen besoffen. Wir fließen dahin. Bootschuppen. Steintreppchen. Segler. Eine Krähe mit großem, erhabenen unhörbarem Vogenflug. Dunkles Wasser. Ufer. Weite und Nähe.

Du starrst vor mir, neben mir, Liebe, mein liebstes Wesen. Ich fühle dein Schweigen. Gehe hinein. Fühle. Klar, rein wie Sonntagsseewasser. Tief — —

Wir fließen langsam — — langsam —
Liebste, hinunter. Hinuntersteigen — —

An eine Kokoko-Markgräfin

Altes Liedchen von Sophie Hoehstetter

Einst war das Wort von Tod und Untergang
Dir nur die Form für jungen Überschwang —
Einst war das Wort, daß nichts mehr bliebe,
Dir nur der Lockruf letzter Liebe.

Das Leben trug nicht deiner Träume Bild.
Es kam nicht sanft, es kam nicht hold und müß,
Es führt dich fort vom letzten Feste — —
„Rien ne nous reste“ — — —

Kennst du das Lied? Wo klang es einst?
Die blassen Lippen singen's, während du doch weinst,
Das alte Klingeln tönt mir leise im Gehör
„Rien ne nous reste que notre douleur.“

Wie ward dein seliger Tod und Untergang?
Kam einmal noch der Jugend Überschwang?
Ward jene Trauer, daß uns nichts mehr bliebe,
Dir noch zum Lockruf letzter Liebe?
Es grüßt mich wie ein Schatten in der Nacht
Der Seufzer, aus der Ferne mir gebracht.
Ich höre dich mit einem kleinen Lächeln sagen:
Einst wirst auch du es klagen:
„Rien ne nous reste.“

Bücherschau

Heimwege. Geschichten aus dem Erzgebirge und dem Vogtland von Kurt Arnold Findeisen. Verlagsanstalt Neuf u. Jtta, Konstanz a. B. 1918.

Stille kleine Geschichten sind es, die Findeisen erzählt. Sie handeln von dem großen Heimweh der Seele wie von einem „Lied, das im Abendrot gesungen wird.“ Der Verfasser lauscht dem geheimnisvollen Zusammenklang von Natur und Menschenherz und weiß uns die Wege seiner Helden zu führen, die heimwärts wandern. Er berichtet von dem Bauernsohn, der sich in der großen Stadt verloren hat und spät erst zurück findet, von dem armen Schulmeister, den ein blinder Zufall allzu früh aus dem Leben ins Jenseits führt, von dem Soldaten, der fern im Osten verlassen stirbt, dessen Seele vor dem Scheiden nochmals zur Heimat fliegt. Am schönsten vielleicht ist die erste Novelle „Das tote Kind.“ Hier klingen im Abschiedslied des Vaters an sein Töchterchen die Motive der Kindertotenlieder Rückerts und Eichendorffs wieder, in edler Prosa, schmerzdurchbebt und doch innerlich erhebend. Den Kennern der sächsischen Heimat des Verfassers wird die Liebe zu der stillen Landschaft dort zu Herz sprechen. Dr. P.

Max Jungnickel, „Gäste der Gasse“. Verlag von Franz Schneider, Berlin-Schöneberg.

Selbstverständlich gibt der junge Dorfdichter, den Kriegserleben wundersam reisend gehärtet hat, nach der einmaligen Gewissensentlastung, die sein starkes Mysterium von den „Müttern“ darstellt, wieder an rein romantische und romantisch reine Gefühlsmusiken sich hin; vielleicht ist sogar sein jüngstes Werk sein am erquicklichsten tagabgekehrtes, zumal da ja — vom Träumer — nie zuvor ein Tag so unbedingt, wie dieser grausamste, Abkehrung heißte. Gleichwohl schwingt Zeitproblematik, und zwar in überaus reizvoller Art, hinein: nicht wohl zufällig zeigt Jungnickel sich von zwei Gegenständen angerührt, die an derselben Wegwende zwei ganz andere, ganz anderswo verwurzelte Künstler behandelt haben. Läßt er die Nacht des vom Selbstwahn Befreiten gesteigert sich bewähren, so bekundet er sich als Mitweltgenossen jenes Georg Kaiser, der den Aberwitz aller seelenlosen Heßjagd „Von Morgens bis Mitternacht“ widerspruchstötend offenbart hat, und verheißt oder erweist er die Segnungen neuer, der trockenen Methodik entrückter Naturpädagogik, so spricht er als Daseinsgefährte der Fürstin Lichnowsky, die das köstliche Märchen vom heilandschaft leidenden „Kinderfreund“ schuf. Jedemoch ist und bleibt der hellläugige thüringische Bauernbursch gebührend fern so diesem naiven wie jenem raffiniert sentimentalischem Kul-

turspektizismus; und frohsinnig zehrt auch sein jüngstes Gedicht wieder von den zeitlos holden Rühr- und Freudseligkeiten aus Volkslied und Volksstück, indem es liebliche Arabeske seinen Wesenskern ausmachen, alles Substantielle dünn und gemächlos verharren läßt.

Musikvaganten-Poesie sein Inhalt; mit der Urweisheit als Lehre, daß der wahre Bettler doch allein der wahre König sei, und mit wundervoll dichterischen Zeileingebungen, wie denen, daß einem empfindsam Reisenden hörbarlich die Sterne knistern, daß Mondlicht kichert. Vom Genrebilde des Volksstückes aus, einer Alltagslegende, derengleichen Jungnidel früher schon bot, erschwillt — zunehmend phantastische — Balladit; mit dem Fabelgeschehen, daß einer einem „klugen Narren“, eben dem Vaganten, seine Erinnerung abläuft, in Gestalt von zuckenden Flämmchen aus alter Lat., bilderweisend, sie versprühen läßt, an ihrer Mißachtung die unverständige Herzenskälte und Seelenlosigkeit der Braut erkennt, seine Freiheit rettet, schließlich vom undachtsamen Verkäufer, der nun, ohne Frucht aus allen Wander- und Wunderjahren, erst recht arm ist, erschlagen wird.

Ohne jede peinliche Verfühlung starke Armenhauszsjenen, einen balladest wuchtigen Nacht-Mitt hat Jungnidel, der gewissenhaft sich Bereichernde, zu formen neu erlernt, seine alte Kraft, zarte Schönheiten schlichtesten Naturerlebens knapp auszuprägen, erheblich vertieft; und wiederum bezeugt er so sichere Fähigkeit zumal bildzwingender Wortschöpfung, daß gerade ihm ein paar arge stilistische Entgleisungen unschwer hätten vermeidbar sein sollen. Dieses Dichters Vorzüge: unverbildete Ursprünglichkeit des schöpferischen Empfindens; reine Unmittelbarkeit des naiven Gestaltens; unbedingte Gefühlslauterkeit; Reichtum an Gesichten; Fähigkeit zur Umsetzung der erlebten Visionen in klingende Sprachmusik. Auch sein neuestes Werk wieder, das ein Anspruchsvollerer als Jungnidel hätte „Roman in Romanzen“ überschreiben können, ist voll Leuchtkraft und Wärme.

Franz Graepel, Berlin.

Auf silbernen Saiten, Minden, J. E. C. Bruns 1918. 6 Hefte, je M. 0,80. Der verdienstvolle Mindener Verlag gab unter dem obigen Titel eine ganz ausgezeichnete Sammlung älterer deutscher Lyriker heraus. Die äußerst geschickte Auswahl, die Max und Margarete Bruns besorgten, enthält je ein Heft von Gedichten Bürgers, Höpferlins, Eichendorffs, Platens, Lenaus und Körtes. Nichts Wertvolles wird darin vermist. Der niedrig bemessene Preis wird namentlich manchem, dem größere und gesamt Ausgaben nicht zur Hand sind, eine tiefere Kenntnis besonders Höpferlins und Platens vermitteln können. Möchte sich der romantische Wanderer ihrer ebenso erfreuen wie der anderen Hefte, so daß er, angeregt von ihnen, dem Gesamt-schaffen der Dichter nachgehe.

Dr. Raimund Steinert.

Deutsche Romantik. Diesterwegs Deutsche Schulausgaben Bd. XVI. Bearbeitet von Edmund von Sallwürk. Frankfurt a. M. 1910 (1.80 M.).

Leider hat infolge allzubreiter Behandlung weiter zurückliegender Perioden der deutschen Literaturgeschichte, die deutsche Romantik im Deutschunterricht der Oberprima bisher nur wenig berücksichtigt werden können. Zahlen und Namen waren oft das Einzige, was vermittelt wurde. Diesem Uebelstand kann Sallwürks ausgezeichnete Zusammenstellung romantischer Dichtungen abhelfen, indem das Büchlein teils bei Klassen-, teils bei Privattektüre Verwendung findet. Einzelne Abschnitte führen in die Gedankenwelt der Brüder Schlegel ein. Daran schließen sich Novalis Fragmente und Gedichte in Auswahl. Lieds Lebensbeschreibung des früh Verstorbenen leitet sie ein und auswählte Dichtungen Lieds schließen sich an. Wackenroder, Achim v. Arnim und Clemens Brentano folgen mit Gedichten und Novellen (Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau. Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl). Ein Aufsatz des Literaturhistorikers H. Hettner über das Romantische und erklärende Anmerkungen rahmen die äußerst empfehlenswerte Zusammenstellung ein. —

Dr. Raimund Steinert.

Gute Bücher / Empfohlen unabhängig von Einsendungen.

Walter Colman, Die Religion der Freude (E. Matthes Verlag, Leipzig). Lothar Brieger, Die Neugeburt des religiösen Gefühls (Walter Probst Verlag, Eisleben). Karl Scheffler, Die Melodie (Bruno Cassirer Verlag, Berlin). Gustav Saß, Der Namenlose, Roman (S. Fischer, Berlin). Walther Eiblich, Der junge Sina, Geschichten (E. Reiß, Berlin). Jakob Kneip, Der lebendige Gott (Eug. Diederichs, Jena). Elisabeth Dauthendey, Erotische Novellen (Schuster u. Loeffler, Berlin). Hermann Stehr, Der Heiligenhof (S. Fischer, Berlin). Wolfgang v. Dettingen, Berlin (Klinhardt u. Biermann, Leipzig). Valerian Tornius, Salons (ebenda). „Medusa“, ein Lieferungswerk junger wertvoller Dichtung, mit einem Beiblatt „Die neue Literaturkritik“, Schwabinger Eigen-Verlag, München, Türkenstr. 58. Antiquariats-Katalog 5, R. Hönsch, Leipzig, G.-Freitagstr. 40: Romantik, Volkslied, Almanache, Bibliophilie, Autographen, darunter Körners Manuskript der Poste „Die Gouvernante“.

In Königsberg i. Pr. ist eine literarische Gesellschaft zur Förderung aufstrebenden Dichtertums und Pflege moderner Literatur gegründet worden. Die neue Organisation, die keinen örtlichen Charakter hat, will ihre Ziele u. a. durch Theateraufführungen in eigener Regie (Uraufführungen) und Herausgabe von Werken junger Dichter in einem eigenen gemeinnützigen Verlage verwirklichen. An ihre Seite stellt sich eine neugegründete Zeitschrift „Der Kothurn“. Schriftleiter: Worsdorff, Königsberg i. Pr., Tragheimer Kirchenstraße 30.

„Die Tribüne“. Die Versuchsbühne zur Schaffung und Durchsetzung eines dem veränderten Zeitbewußtsein entsprechenden neuen Stils für das Bühnenkunstwerk „Die Tribüne“, wird im Herbst dieses Jahres in Charlottenburg eröffnet werden. Unter Abkehr vom bisherigen Theaterbetrieb und Ablehnung nur formalartistischer Anberungsbewegungen wird eine grundsätzliche Lösung des räumlichen Problems des Theaters gesucht. „Die Tribüne“ steht unter der direktorialen Führung von Franz Wenzler. Erste Voraussetzung ist, die unaufschieblich notwendige Revolution des Theaters mit einer Umgestaltung des Bühnenraums zu beginnen. Aus der unnatürlichen Zweifelt von Bühne und Zuschauerraum muß die lebendige Einheit eines künstlerischen Raumes zur Vereinigung Schaffender — hingebend und aufnehmend Schaffender — entstehen. Gibt es etwas Sinnwidrigeres, als daß ein hochgestellter Guckkasten von Bühnenraum ohne vierte Wand vor einen langgestreckten Kasten von Zuschauerraum gesetzt ist, getrennt durch ein Proszenium? Wir wollen Beteiligte, wir wollen intensivste, unbeschränkte Wirkung des grenzenlosen Erlebnisses. Wir wollen kein Publikum, sondern im einheitlichen Raume eine Gemeinde. In diesem Raume sei die Bühne — ähnlich einer Kanzel, auf der zu unmittelbarer Wirkung mit der stärksten Methode, nämlich Handlung und Darstellung und Erzwingung lernbegieriger Mitahmung, mehr als nur gepredigt wird — eine Tribüne! Wir werden ohne Dekorationen spielen, werden die Shakespeare-Bühne nicht erneuern, sondern ihren Sinn aufnehmen. Die Dekoration war im Theater der illusionistischen Spielerei Selbstzweck geworden, das Drama zum Panorama — wir wollen die künstlerische Reinheit wieder erreichen: das Drama ist ein Dichtwerk, also aufs Wort gestellt, es wirke durch dieses sein Urelement.

Die „Berliner Romantik“ tritt mit dem nächsten Heft in ihr zweites Jahr ein und bittet alle ihre Freunde zu treuen Begleitern und um werbende Fürsprache.

Verantwortlich für den Inhalt Dr. Kurt Rod, Berlin NW 87, Eibelfelder Str. 24a, für die Anzeigen E. Offer, Charlottenburg 5. Verlag: Boll & Widardt, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW 6. Druck: Oscar Beaudouin, Leipzig.

R o m a n t i k

E i n e Z w e i m o n a t s s c h r i f t

herausgegeben von Dr. Kurt Vock / Verlegt bei Voll u. Pickardt, Berlin

Zweites Jahr

Heft 1

Oktober 1919

Bezugspreis M. 6.— jährlich. Einzelnenpreis M. 60.— für die ganze Seite; bei Wiederholungen Vergütung

Nachdruck verboten

Im zweiten Jahrgang wurde der aus literarhistorischen Gründen gewählte Titel „Berliner Romantik“ in „Romantik“ geändert, da er den Anschein weckte, als handle es sich um eine Veröffentlichung von nur örtlichem Werte. Der neue Name werde für unser Ziel, frühromantische Weltanschauung zu vereinen mit dem Epos jüngster Dichtung.

Blau-Blume und tätiger Geist!

Es gilt die Wiedergeburt des Herzens!

Der Föhn / Von Gustav Sadt

Der Atem stockt; denn schwer und trunken schmiegt
Sich heut der Lag der Erde an,
Und eines dummen Vogels Lied fliegt,
Fliegt, ein Ding, das noch nicht fliegen kann
Und immer wieder gleich zur Erde fällt,
Angstlich durch die wüstenwarme Welt

Und regt mich auf! Wie sich der Lag
Mit unerträglich weicher Schwere
Drängt in dieses jungen Vogels Lied!
Und himmelan mit Hast und Flügelschlag
Flattert in die kühle braune Leere!
Und ihn ewige Ermattung mit
Tausend Armen immer wieder niederzieht!

Doch auf den Bergen lauert schon der Föhn
Und wird noch über Nacht aus seinen Höhn
Und Wolkenhallen
Brausend in die Eb'ne fallen!

Predigt / Von Kurt Heynick

Das Jahrhundert der Seele ist angebrochen. Das Gestern ist zerschlagen, in die Wirrnis der Lage lächelt Licht, der ewige Traum steigt aus dem Himmel, der in uns ist, wenn wir Augen haben, ihn zu sehen. Aus der Hast, mit der wir unsere Stunden leben, ringt sich die Sehnsucht los, das sehrende Suchen nach dem einen, das allein ewig ist und das begraben war in dieser Zeit, die vor uns dahinwelken wird, wenn wir Wachende sind, Er-wachende!

Läßt uns gründen in uns das Reich der deutschen Seele!

Nicht den Trompetenton der Gewalt, welcher einer fremden Umwelt den Machtwillen eines materialistischen Gedankens künden will, sondern den leisen Ton einst süßer und doch nie gestorbener Musik wollen wir vernehmen.

In uns ist der Beginn! Wie brach liegt das Land unserer inneren Angesichte!

Wir verhängten bisher den Wald mit den großen Städten.

Und wir fanden die großen Städte nicht, weil wir die Fabriken anbeteten. Wir gingen fremd vorüber an dem Menschenbruder und enthielten uns des Handschlags der Gemeinsamkeit, der der Ausdruck unserer innersten Güte sein mußte.

Die Seele verkroch sich wimmernd in die Nacht, in Ballsälen und Kaffeehäusern zerrten wir an das künstliche Licht der Bogenlampen, was Geist sein sollte und doch nichts anderes war, als das zerbeßte, zerfetzte Angesicht einer Zeit, die uns zu erwürgen begann.

Nun aber laßt uns finden das neue Gesicht! Nehmen wir die Seele und entreißen sie der Zeit! Die unendlichen Gewässer der Weltseele sind klar genug, uns von Schlamm zu lösen.

Eins aber ist Erfordernis: der Wille!

Man findet das Ewige nicht, wenn man spielend dahinsingt und tanzt, das Ewige will erworben sein, denn nichts schenkt uns das All ohne Tat. Das erst kann die Wiedergeburt des nach innen gerichteten Willens zum All sein: Daß wir nicht Träumer sind, sondern Wachende, Erfüller eines inneren Gesetzes.

Wer da leuchten will, der muß Kraft haben.

Kraft aber ist ewiges Leben.

Unser Leib ist nichts. Ruhend in der unendlichen Bewegung blüht die Seele, erfüllt vom ewigen Rhythmus des Alls, bewußt wandelnd durch die Wirrnis der Dinge, verankert in der einen Tiefe, die wir selbst sind, wir, der Mensch, das Gleichnis der gewaltigen Seele Gottes.

Der Romantiker / Von Erwin Reich

Der bunt stäubende Begriff Herbert Eulenberg hängt mir wie ein Wunder in unster trotz Blut und Tränen häßlich grauen Zeit. — Ein Wunder, lächelnd und in ewig schauerndem Zucken, tief ruhend in sich selbst und menschen-, weltenweit verschwingend. —

Das Dichten des in unsern Tagen wie ausgelegt anmutenden Romantikers Herbert Eulenberg — wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen. — Darum saßen und sitzen ja graue, rennende Menschen vor diesen Falter- spielen völlig fremd und wie beim Anblick von tollen Marionettenkomödien. — Denn sie leben es ja nicht, das Wunder, das dieser Dichter als sein zweites, als sein tiefes Leben lebt. — „Immer und immer dieselben Figuren“ — „Er hat sich ausgeschrieben“ kritteln die — wie Schleiermacher sagen würde — Gebildeten unter seinen Verächtern —, schreiben es hin als Fremde, Ferne und ahnen nichts vom Hauche dieses Menschen dichtertums. —

Herbert Eulenberg hat Schwaches aus sich herausgedichtet. — Doch trägt alles, alles unverlöschbar den duftenden Stempel seines Innennamens. — Hier mag zerlegt, hier mag geurteilt werden: Es kann den Dichter Eulenberg nicht treffen, weil er über seiner Menschenhaut keine auszuwechselnde, leicht und blutlos abzuziehende Schriftstellerhaut hat. — Das Menschen dichtertum Eulenbergs macht es, daß auf keinen der Satz, man müsse Schöpfung und Schöpfer stets peinlich scheiden, so wenig (die andern werden sagen: so viel) angewendet werden kann wie auf ihn. — So tief, so unsagbar zart ist dieses Menschen dichtertum in sich ineinander geduftet und ineinander gewachsen, daß ich immer meine, ich hätte Herbert Eulenberg nicht zu innerst lieben und damit verstehen lernen können, wenn ich nie seine Sprache gehört, nie seine Augen gefühlt hätte. —

Der wehe Reiz dieses Organs, dessen rheinisches Schweben alles Leid und alle Süßigkeit des Lebens zu tragen scheint, singt dem Hörenden die weinende Seligkeit all dieser leichten, vogelarten Verse ins Innerste des Bluts. — Und der uns so im Vortrage sein Leben kündigt, sitzt da wie ein scheues, verflogenes Wesen aus andern Bezirken und nähert sich ängstlich, in der Kehle und in seinen Armen sein buntes Herz bietend, und will uns lieben. — Dann aber löst er sich, und lächelnd wie ein vorwichtiges Bambino schleift er kleine, grüne Scherze, lichte, trauliche, bunte Arabesken um Augen und Herzen. — Und wir sitzen, fließend erfüllt, still umkrönt, und leben nicht mehr auf einer grauen Welt. — Ich sah Leute, die nicht viel wissen von Kunst, nicht viel von Menschen, und sie saßen in der Flut dieses Vortragens selig und anders, wie von Mozartscher Musik durchspielt. —

Wie ein verflogenes Wesen sieht der Dichtermensch dort und hat uns verzaubert, nein, nein, nein, o ihr Menschen, Menschen, er hat uns entzaubert aus einem sogenannten Leben. — Er spricht, und seine braunen, tiefen Märchenaugen beten in verschleierter, träumender Liebe. — Geneigten Kopfes enthüllt er weh und leise Worte letzter Glückseligkeit in ihnen, und ihre Trauer ist die eines nackten Kindes. — Doch diese Augen singen auch tiefer, unaussprechlich. — Wenn dieser Dichter Wein, das Gut, das er nach den Frauen am höchsten ehrt und liebt, wenn er Wein in sich hineingelebt hat, dann werden diese Augen große, eigene Märchenwesen, voll Schauer wie der ewig schwarze Wald um des Blaubart Schloß, voll weinender Töne, und starrend und liebend blickt man in die düsteren, in die tanzenden Gründe der Dichtungen dieses Romantikers. —

Der Dichtermensch Herbert Eulenberg schwebt wie ein ewiger Stern über die trostlose Bühne unsrer Zeit. — Glücklich, die dieses in sich seligen, tiefliebenden Lebens einen Hauch fühlen und in sich bergen. — Er wird ihnen zur unwirdischen, luftwandigen, doch unsagbar festen Mauer werden, wenn die Wirrnisse und Schauer des Lebens, das in Ewigkeit nicht das Leben ist, anstürmen. — Er wird ihnen ein tief stärkendes, Steine abwälzendes Gefühl vom Nicht-Alleinsein, von Bruderschaft geben und wird sie zu Bürgern, Menschen jenes Lebens erheben, das uns Gläubigen das Jenseits und Diesseits ist. — —

Am Robalis / Von Johann Ludwig Lied

Wer in den Blumen, Wäldern, Bergestreifen,
Im klaren Fluß, der sich mit Blumen schmückt,
Nur Endliches, Vergängliches erblicket,
Der traure tief im hellsten Glanz des Maien.

Nur der kann sich der heil'gen Schöne freuen,
Den Blumen, Wald und Strom zur Tief entrückt,
Wo unvergänglich ihn die Blüt' entzückt,
Dem ew'gen Glanze keine Schatten bräuen.

Noch schöner deutet nach dem hohen Ziele
Des Menschen Blick, erhabene Gebärde,
Des Busens Ahnden, Sehnsucht nach dem Frieden.
Seit ich dich sah, vertraut' ich dem Gefühle,
Du müßtest von uns gehn und dieser Erde.
Du gingst: fahr wohl! Wir sind ja nicht geschieden.

Novalis / Von Herbert Eulenberg

Deutschland ist ein gewaltiges Buch mit zahllosen ernsten und manchen heiteren Bildern. Es ist noch lange nicht zu Ende, und es stehen noch viele leere Seiten darin, von deren künftiger Beschreibung kein Mensch etwas ahnt. Auch in unserer Vergangenheit sind manche Seiten, die leer sein könnten, weil sie die Mehrheit von uns selten oder nie anschaut. Auf einer solchen, die nur alle Jahre einmal der eine oder die andere anblättert und die derjenige, der nur auf das Unterstrichene, das in die Augen Springende achtet, kaum bemerkt, auf einer also verschwiegenen Seite, die mit schönen Buchstaben derart voll steht, daß noch sehr viel über den gewöhnlichen Rand geschrieben ist, kann man dieses lesen:

Es lebte einmal im mittleren Deutschland ein angesehenener, würdiger Mann von altem Adel und großer Frömmigkeit. In glücklicher Ehe mit einer Frau verbunden, die gleich ihm der Brüdergemeine angehörte und ein gottergebenes Wesen hatte, wuchsen ihm elf gute Kinder auf. Unter diesen aber war eines, der Zweitgeborene, ein Knabe, der von Kindheit an die Augen aller Menschen auf sich zog, die dem Eigenartigen zugetan sind. Friedrich zeichnete sich nicht etwa schon früh durch hervorragende geistige Eigenschaften aus. Ganz im Gegenteil, er verbrachte die ersten Jahre, da er in diese Erscheinungswelt unserer Sinne hineinwuchs, in einem dumpfen Dämmerzustand, so daß das Wissenswertes, das man einem Kinde zuträgt, an ihm vorerst wie der Anblick ferner Berge vorüberzog. Nur durch die Liebe zu seiner älteren Schwester, die um seinetwillen sich mit den Grundlogos der Gelehrsamkeit befaßte, ward er schließlich bewogen, sich jenen Gebirgen zu nähern und heimisch auf ihnen zu werden. Es erging ihm wie einigen zärtlichen Pflanzen, die nur in Gemeinschaft mit anderen aufwachsen und hierdurch sich nach außen entfalten können. Sein einmal aufgewecktes Gehirn, diese seltsam verschlungene Wurzel unserer Gedanken und Empfindungen, versenkte sich nunmehr mit allen Fasern so tief, wie es ging, in die Beschäftigung mit den Wissenschaften. Die Lehren von den Grenzen unserer Erkenntnis zogen ihn ebenso sehr an wie die Meinungen von den Grenzen unserer Freiheit und der Macht des Gemeinwesens über uns. Aber nicht nur in diesen rein geistigen Dingen fühlte der heranwachsende Jüngling sich bald zu Hause. Schnell wußte er sich auch alles das zu eigen zu machen, was die Menschen über das Wesen der Zahlen, der Stoffe dieser unserer Erde und ihrer Zusammensetzung, sowie über die Geschehnisse der Vergangenheit, über die Erscheinungen des Himmels wie über die Arten unserer Krankheiten und deren Heilung seit Jahrhunderten erfahren und gesammelt haben. Aus

der Fülle dieses ihn beglückenden Umganges mit den Erklärungen für die Welt, die uns umgibt, wies ihm der Wunsch und Wille des Vaters die ihm genehme Richtung in das tätige Leben. Er widmete sich nunmehr mit einer Inbrunst, ähnlich der, mit der ein Frommer sich der Gotteslehre in die Arme stürzt, allem, was man über den Bergbau weiß. Als Knabe war er einstmals mit dem Vater in einen Schacht hinuntergefahren. Seitdem trieb ihn eine heftige Sehnsucht, zu erfahren, was in den Bergen verborgen sein müsse, woher das Wasser in den Quellen komme und wie das Gold und Silber und die köstlichen Steine gewonnen würden, deren Gligern die Menschen hier oben zu entzücken und zu verwirren pflegte. Wie umgewendete Sternendeuter schienen ihm die Bergleute die Geheimnisse unter uns auslegen zu können.

In diesem seinem Beruf, der ihm also wie eine Braut entgegengekommen war, fühlte sich Friedrich unter der Leitung seines unermülich fleißigen Vaters geborgen und glücklich wie in einer Muschel. Gleichwohl verlor er sich nicht in dieser irdischen Tätigkeit. Sondern sättigte seinen Geist nach wie vor an allen Brunnen der Gelehrsamkeit und schweifte mit seinen Gedanken, die er jetzt anfangs als Blütenstaub abzustreifen und in Fragmente aufzeichnete, wie ein Entdecker kühn durch alle Gebiete. Und gleich dem Weltenschöpfer ward ihm, dem nachsinnend Nachschöpfenden, das Chaos zum Kosmos. Er war zu einem hohen, schlanken Jüngling geworden. Ein paar groß aufgeschlagene, schwarze Augen träumten in einem feinen, kindlich geliebeneren Gesicht, das von langen, lichtbraunen Haaren umkränzt wurde. Durch seinen Beruf war er, der Reiseselige, zu häufigen Fahrten nach benachbarten Bergwerken und Salzlagerstätten angehalten. Auf einer solchen Fahrt, die er mit einem gleichgestimmten Freund unternahm, der ohngeachtet, daß er sein Lehrer war, an ihm und dem Flug seiner Gedanken emporschaute, geschah ihm nun folgendes Wunder, das sein ganzes Leben und Sterben färben sollte:

Es begegnete ihm an dem Tisch eines Gastfreundes ein dreizehnjähriges Mädchen. Sie hieß „Sophie“. Und es dünkte ihn von Anbeginn ein ihn vertraut anziehendes Zeichen, daß sie diesen Namen führte, der in der Sprache der Alten nichts anderes denn „die Weisheit“ bedeutet. Ein Gefühl, zusammengeströmt aus allen hohen Empfindungen, die bislang sein Gemüt aufwärts gezogen hatten, ergriff ihn im Anschauen dieses Kindes. Die Liebe, die ihn bis zu diesem Augenblick nur in Flämmchen ähnlich den Grubenlichtern, die auf- und niederfahrend durch einen Schacht zittern, durchspielt hatte, wurde zum Feuer, darin er heller und heller loderte. Wenigen nur ist es gegeben, in solcher Weißglut zu sein, die das Licht hat, das nach der Meinung der Gläubigen um den Sitz der Gottheit leuchtet.

Und denen, die es nicht begreifen, wie jemand eine Sehnsucht nach der andern wie Kerzen in einer Krone anzünden mag, um sie der Einen, der Einzigen zu weihen, denen redet man ganz umsonst von solcher Aufwallung der Menschenbrust. Aber wer nur, und wär' es allein auf ein paar belichteten Stunden seines Daseins, einen Abglanz jener Nacht verspürt hat, durch die die Sonn' und Gestirne und selbst der schwärzeste, verkehrteste Wandelstern, die Erde, umgeschwungen wird, der wird des Jünglings wunderbaren Zustand als die Verewigung seiner kurzen Seligkeit, die ihm schnell wie ein Wohlgeruch entschwand, verehren.

Nur eine zweijährige Brautzeit mit jenem kindlichen Wesen ward dem Eblen vergönnt. Aber diese Spanne Zeit hat ihm ausgereicht, um mit ihr den Grund der Ewigkeit auszuloten. Der Tod, der sie ihm als feint erhabenstes Spielzeug aus den Händen nahm, vermochte sie nicht von ihm zu trennen. Ihre Vereinigung, die nie eine körperliche gewesen war, wurde durch ihr zeitliches Ableben nicht einmal unterbrochen. Was blieb ihm nicht von ihr außer der beständig wachen Erinnerung an sie, die selbst eine ungenügsame Phantasie wie die seinige mit aufgelebten Tönen, Gebärden und Worten mehr als jede Wirklichkeit anfüllen konnte? Da war zunächst ihr Grab, an dessen Stätte er gleich nach ihrem Sterben reifte. Tage und Wochen verblieb er da und hätte wohl am liebsten bis an sein Ende dort gerastet. Nicht daß er sich mit Tränen nach Art der Empfindsamen hier festgeweint hätte! Die Stelle, wo die immer Geliebte ruhte, berührte ihn mit ihrem Frieden vielmehr wie die Hand des Engels, der einen zur Seligkeit winkt. Nirgendwo sind duftendere Zärtlichkeiten, glühendere Gefühle verhaucht, als über diesem Rasen, der mit keiner geringeren Wollust gestreichelt worden ist, als die rosigsten Wangen der sinnlichsten Frau. Und keines Menschen und keines Gottes Ohren haben schönere Gelübde empfangen, als die waren, die er ihrem Grabe zugeflüstert hat. Es war ihm eine Wonne, noch eine Weile die Wunde offenzuhalten, die ihm durch ihren Verlust geschlagen war, und sich an den Schmerzen und selbst an dem Tode zu weiden. So wurde er zum Sänger der Nacht, die er in Hymnen als die Erlöserin pries, vor deren himmlischen Anflug die unselige Geschäftigkeit des Tages wie häßliches Gewölk zergeht. Am Grab der dahingegangenen Braut vermählte er sich mit dem Allherrschers Tod und bles aus seiner uns Menschen erlöschenden scheinender Fackel noch Funken hervor.

Ein seltsamer Schleier lag auch über jenen Abenden, wenn er die grauen Gewänder der Geliebten, die man ihm gelassen hatte, auf seinem Bett ausbreitete und mit der also Schlummernden Zwiesprache pflegte und die leere Hülle mit seiner lebhaften Vorstellungskraft ins Leben zog.

Freunde oder Verwandte, die dies eigentümliche Spiel belauschten, konnten sich seinem rührenden Ernst und seiner eindringlichen Liebeskraft nicht entziehen. Aber siehe da! Der Jüngling, der den von der Parze abgeschnittenen Lebensfaden der Braut aufgegriffen und weitergezogen hatte, verspann sich schließlich selber in dies Gewirr, das er weiterführte, trotzdem es längst dem Tod verfallen war. Will die Vergänglichkeit nicht, daß wir das Abgelaufene zurückdrehen in unser Leben, will sie nicht, daß wir mit Abgeschiedenen wie mit Gästen verkehren, die leibhaftig in unserem Haus aus- und eingehen, und daß wir die Schranke nicht achten, die so grauenvoll deutlich von der Verwesung aufgerichtet ist? Wacht der Tod eifersüchtig über die, welche er an sich riß, und duldet er nicht, daß wir uns über ihn hinwegsetzen und keinen Unterschied machen zwischen Frischem und Welkem?

Ach, unseren armen edlen Jüngling packte seine knöcherne Faust, an die jener doch Ring an Ring, einen mit noch funkelnderen Steinen als den anderen, gefestigt hatte. Sie rüttelte ihn unsanft, als sei zwischen ihm und dem Tod alles vergessen, was sie mit großartiger Leidenschaft verbunden hatte. Nicht achtete Thanatos der Buhlschaft, die der in seinen Anblick Versunkene mit ihm getrieben hatte. Denn eine schwer beschreibliche Angst begann den plötzlich der Braut auch mit seinem Leibe nachsterbenden Dichter zu ergreifen. Eine Angst, von der er sich in den Tagebuchblättern und Reisejournalen, die er führte, genau wie ein Kapitän über die letzten Tage seines sinkenden Schiffes Rechenschaft abgelegt hat. Er, der jahrelang gleichsam Arm in Arm mit dem Tod durch die Säulenhalle vor der Vernichtung gewandelt war, deren halbdunkle Nischen wir mit unseren verwegenen Gedanken auszulegen suchen, er erschrak mit einemmal, da es hieß: „Nun mußt auch du dich wenden!“ Nicht aus Todesfurcht. Wie konnte der vor einer Macht schaubern, der schon soundso oft mal die mumienhaften Umhüllungen um das Sterben wie eine Mutter ihren Säugling losgewickelt und sich das Enden in seinem Kern betrachtet hatte? Nein! Es war ein bloß körperliches Ermatten vor der Ausfahrt, ein Schwächezustand, durch den er wie ein Weltumsegler durch die Passatwinde hindurchkreuzen mußte, bevor er in die stille Zone kam, diesen längsten Teil unseres Lebens, mit dem die meisten von uns sich nie beschäftigen mögen. Kurz, bevor sein Leib zerbrach, überrumpelte er, um sich für seine jahrelange Mißachtung zu rächen, auf eine kurze Weile den emsig nur auf das Letzte erpichten Geist unseres Jünglings und jagte ihm seine vergänglichen Ängste ein. Nicht lange konnte diese Versuchung des Fleisches währen. Schnell reißt er die Zügel, die ihm unsere Sklaven, die Sinne, rauben wollen, wieder an sich und vertieft sich, wenige Wochen vor seinem

Heimgang, in Studien zur Gemütsbildung und zu einer höheren Lebenskunst. Sogar über den Schmerz um Sophie hat er sich zu schwingen versucht und sich mit einer anderen verlobt, der er freilich auch nicht mehr denn als Bräutigam zugesellt sein sollte. Es war ihm eben nicht beschieden, hier vollendet zu werden. „Das Engagement war nicht für diese Welt,“ steht an einer erschütternden Ecke seines Tagebuchs. Es könnte auch auf seinem Sarkophage stehen. An einem Frühjahrs-morgen, während man ihm auf seinen Wunsch Musik auf dem Klavier vorspielte, starb er, um sich mit dem, was er geliebt, neu zu vereinen und um Jakob Böhme, den im Geist verwandten, wiederzusehen. Harmonisch löste er sich vom Diesseits ab. So leise, so unauffällig, daß die Freunde, die in seiner Nähe waren, lange nicht wußten, ob er noch hier oder schon drüben im Dunkeln wohnte, wohin er gleich einem der Falter, die erst in den Abendstunden aufzusteigen pflegen und der Nacht entgegenflattern, seit seinen Jünglingsjahren gestrebt hatte.

Wenige würdigten damals noch die Kunde von seinem Scheiden. Nur seine Freunde, ein paar Dichter, weinten ihm wie der Schönheit nach. Er hatte den Künstler über alle und alles in dieser Welt gestellt und von seinem Reich auf Erden geträumt und von einer Einheit der Menschen durch die Liebe. Er wartete nicht die Enttäuschung ab. Er schwand vorher wie ein Geist aus seinem zusammengedachten Paradiese. Seine Worte verwehten in der Menge wie Weihrauch. Und wenn heute und in aber-tausend Jahren selige Schwärmer durch den unzerstörbaren Tempel Ger-maniens wallen, so grüßen sie einander — und Jahrhunderte fallen bei diesem Gruß wie schwache, bunte Theaterwände zusammen — mit dem Zauberwort: Novalis.

Ein Lied vom Tod / Von Toni Schwabe (an Novalis gegeben)

Sieh, wie zärtlich ist der Tod —
Kommt mit weichen leisen Händen,
Nimmt dir deine letzte Not,
Laß dich nicht vom Leben schänden,
Sieh, wie zärtlich ist der Tod.

Flammend rot sind seine Kränze,
Und du neigst dich seinen Küssen,
Und er führt dich zu der Grenze,
Wo du schweigst vor sel'gem Wissen.
Flammend rot sind seine Kränze.

Heimat ist für dich der Tod,
Heimatlos war dir das Leben,
Herz, zerbrich nun deine Not —
Darfst einmal dein Letztes geben,
Darfst — einmal — dein — Letztes — geben.

Die drei goldenen Fichten / Eine Marienlegende von Erich Worbs

Es war ein Maienabend ...

Der Abend fiel, Blut im Gesicht, auf die schwer atmende Erde ...

Dann waren sie eins ...

Nings war die Stille des Wunders ... Der Abendwind nur ging auf weichen Füßen ... geboren aus dem Seufzen der Liebe ... leis durch den Raum ... Aus letzter Umarmung ... aus dem Traum der Ewigkeit ... blühte die nächtliche Welt ... Langsam blühte sie empor ... heimlich und verzückt aus dunklem Schoß ...

Es war ein Maienabend ... ein Abend der Liebe ...

Am See ... von Schilf umkränzt ... wuchsen drei Fichten empor ins Licht. Drei arme knorrige Fichten waren es ... Sehrend zum Himmel streckten sie die gekralten Hände ... Denn hoch über ihnen hin zum nächtigen Mond zitterte einer Wildgans rosa Gefieder ...

Vergebens rangen flehende Hände ... Weit ... weit ... in unermeßliche Fernen trug der leuchtende Vogel das Licht ... Einsam im Dunkel krochen drei dürre Fichten.

Es war ein Maienabend ... ein Abend der Liebe ...

Aus dem gelben Mond stieg Maria hernieder zur Erde ... Golden glitzerte ihr blaues Gewand ... Als sie zu den drei armen Fichten kam, sah sie lange lächelnd in ihre Zweige ... Liebe schüttete sie funkelnd über sie aus ... Und als sie lange weitergeschritten, mit ihrem Fuß die Erde in milde Schleier hüllend, hing noch in den drei armen Fichten ihr Blick wie Gold ... hing darin die ganze Nacht ... bis die Erde errötend im Traume des Abends aus leisem Schlummer erwachte ...

Und als die Sonne kam .. (o Maienmorgen, o Liebesmorgen! ...) flossen drei goldne Tränen ... drei Tränen verschämten Glücks ... in das Wasser ... und drei goldne Bäume blühten ihnen nach ... ein jauchzender Morgenchoral ... Sie glühten über und über ... denn sie dachten an die bleiche Frau, die so lange in ihre Zweige gesonnen ... Ein goldnes Lor sangen sie in das Wasser ...

Und als Maria aus der Nacht zurückkehrte ... tausend Träume von Hütten

und Palästen in den feuchten Augen ... schritt sie durch das goldene
Lor ... beugte sich lächelnd vor den drei goldnen Türmen, die immer
stolzer in die Tiefe wuchsen ...

Die drei goldnen Türme bebten vor Glück ... schmolzen in die Morgen-
wasser in roter Blut ... schmolzen zu einem goldenen Herzen tief im
Grunde des Sees ...

Als die Wildgans ihr rosa Gefieder über das Wasser zittern ließ, waren
sie verschwunden ... Sie flehten nicht mehr nach dem Himmel, den sie
nicht finden konnten ... von dem der leuchtende Vogel nun auch zurück-
gekehrt zu den ewigen Wassern ... Sie klagten nicht mehr ... Ganz
in die seligen Gründe ihres goldenen Herzens hatten sie hinabgefunden ...
Und sie waren glücklich ...

Die drei armen Fichten ...

Wannsee / Von Manfred Georg

Die Küste jubelt abendbunt,
Dämmernde Fahnen die Wälder.
Gelb glühen sich die Kiefern zur Ruh,
Und die Segel der Boote träumen schlaff schon den Schuppen.
Der Dampfer stampft leise Traumlid,
Atmet bisweilen dicht Qualm, fröhliche Locke.
Bündelschwer wiegt er auf Deck,
Trauliche Müdheit von Menschen,
Denen der Tag lieblich verrann in Entspannung.
Traumlid! Kindergeschrei! Hundegeknurr!
Eltern haben weich're Gesichter, erhellt von Erinnerung.
Traumlid singt in uns. Geige vom Ufer spinnt sanfte Begleitung.
Welt ist gut, Mensch ist gut, Tier ist gut.
Fern sind deine Hände, Mädchen. Gott schläft in den Wolken.
Du flaggst am Bug schmal und hoch in sie hinein.
Wacht er auf, küßt er dich. Dann tanzen die Sterne.
Bohle knarrt. Stadt taucht auf.
Dunkel fluret ein Dom schon im Wasser.
Laternengeblin, Ankergelirr. Die Sirene schrillt. —
O du so tief aus deiner Sehnsucht Erwachte,
Wie schwer ist dein Schritt und das Blut in den Schenkeln,
Da dich der Steg an das Land wiegt, Suzanne.

Herbstwald / Von Ernst Ludwig Schellenberg

Rein Herbstwald loht.

Wellen ist in die Wipfel gesunken,

Abendglutrot.

Und der Wind stürzt vom Berg wie ein zündender Strahl

Und wirbelt der Blätter fliehbende Funken

Schreiend zu Tal.

Der Brunnen / Von Ludwig Bäde

Es ist kein „Schöner Brunnen“ aus dem alten Nürnberg, kein zweckloses Schmuckwerk in blinder Stilmachung, das mehr als eine moderne Stadt verunziert und immer wieder die Augen für die sinnbewußte, erdgewachsene Kunst vergangener Tage öffnet, es ist auch keine holzgefaste Quelle unter Glockenblumen und wippenden Haselgerten auf sommerlicher Wiese. Eine ganz einfache Lat begann der alte Steinmetz eines Morgens, als er aus der breiten Sandsteinschale einen pokalförmigen Aufsatz mit sechs wagrechten Röhren und dem Stadtwappen drauf emporwachsen ließ. Er wußte wohl kaum, wie schön sich seine Arbeit in den Winkel zwischen Kirche und Schule eingliedern würde; welche wundervolle Lösung das nagende Bergwasser dem heimischen Gestein geben könnte: Er schuf aus seinem zweckgeborenen Schönheitsgefühl heraus, und darum wurde es gut. Immer ist sein Brunnen der Brennpunkt meiner kleinen Stadt: Morgens kommt der Knecht aus dem Goldenen Engel verschlafen angeschlürft, seine Pferde zu tränken. Er taucht seinen Eimer tief ins Wasser und schimpft ingrimmig auf den naseweisen Strahl, der sich munter in seinem Muschelkopf verliert. Gemächlich wacht nun die Kleinstadt auf. Die Schornsteine blasen dem jungen Morgenwinde, der voll von zarten Träumen der Wälder und mondschimmernden Wiesen ist, ihre frechen Rauchfahnen ins Gesicht, daß er sich entsetzt in die blühenden Lindenzwipfel flüchtet. Der Gasthof öffnet seine Tore, ein Reisender zieht die Gardinen beiseite. Dann steigt langsam die Sonne auf. Kinder klappern zur Schule. Stillter wird der Brunnen. Der Tag löst seine feinen Melodien auf und läßt sie nun ganz leise in seinem Leben mitschwingen. Es wird wärmer, die Stunden wachsen. Das Plätschern scheint ganz einzuschlafen in der flirrenden Glut des Mittags, der unruhig über den grellroten Dächern und weißen Flächen der Häuser vibriert. Gespenstisches Leben wacht im hellen Sommertage auf und raunt geheimnisvoll von den Stimmen der fließenden Kornfelderbreiten, in denen der Windhauch aus

den Walbtiefen wispert. Ein weißer Falke taumelt durch das Sonnensirren wie der Geist der schleichenden, müden Stunde. Ein Glockenschlag. Muntere Kinder stürmen zum Brunnen, ihre Papierschifflein schwimmen zu lassen. Ein heller Trompetenton in den zitternden Bogenstrichen und weichen Flötenrufen des Mittags. Pferdehufe klingen auf. Eine Kürassierstreife biegt um die Ecke. Durstige Pferdewäuler tauchen in die Flut. Mine und Stine aber kennen das Mißtrauen der Lanzenreiter gegen unsre „lieben Frauen zum kalten Brunnen“. Ein Bügeltrunk, ein verwegenes Wort, dann summt das Wasser leise weiter. Schräger schon scheint die Sonne durch Baumkronen. Die Dächer verlieren ihr brennendes Leuchten und werden satter und tiefer im sinkenden Tagschein, der seinen bunten Teppich über die Stadt breitet. Schon spinnen die dunklen Glocken ihre abendlichen Träume und sprechen ihre weihenden Worte über die Arbeit der Stunden, über das reisende Brot der gelben Felber und verebben leise im Tone der umbunten Föhren an den Berghängen. Schon rumpelt der Postwagen von seiner Landfahrt zurück. Die Dämmerung sinkt in die grauen Gassen. Die Nachbarn beenden ihr Plauderstündchen und klopfen die letzte Pfeife aus. Das Licht in der Toreinfahrt des Engels erlischt.

„Nacht ist; nun reden lauter alle springenden Brunnen, und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.“ Goldmarie spannt hier ihr Garn und ging in seiner Tiefe über blumige Matten in ihren ersten frohen Tag, Undine steigt auf, und der alte Nickelmann deutet Rautendelein den schönsten Diamanten, an dem alle Pein und alles Glück der Welt funkelt. „Man nennt ihn Träne.“ Immer neue Bilder und Gestalten quellen empor, Genoveva und Gretchen, Hermann und Dorothea, Melusine und Graf Raymond, deren Leben Karl Ernst Knodt symbolisch in seinen „Fontes Melusinae“ faßte, der suchende Jakob, der heitere Hafis, der große Meister, der am Brunnen zu Sichar ewige Worte sprach. Die Kirche ragt ernst auf, von den Brennworten der Psalmen und deutschen Glaubensgefängen umspielt. Fern bläst der Wächter. Ein Fenster öffnet sich, und einem Stillen wird der uralte Sang der voll und tagbefreit durch Fliederdüften und Nachtigallensehnsucht flutet, zum silbernen Traumgebicht, in dem alles Erbiges sich löst in musikerfülltem Wohlklang und schreitender Empfindung seines Herzens, bis die Wasser „all das dämmernde Verklingen feierlich im Silberblau singen“. Brunnenleben, Brunnenkraft, Ewigkeit in Stundenhaft! -- --

Bücherschau

Die Insel. Ein Spiel von Herbert Eulenberg. Berlin, F. Ourlitt.

Dieses dreiaktige Spiel ist das Schönste, was der Dichter Herbert Eulenberg geschaffen hat. Er wird nichts Größeres schenken können.

*

Der Dichter Eulenberg, der sich heute lächelnd von einigen ... jährigen Lebensschülern belächeln läßt, ist ein wunderbares Wesen in unserer Zeit. Die ihn belächeln, können nicht glauben, daß dieser nicht nur ein Dichter, daß er ein Mensch ist. Heute ist man nicht mehr Mensch. Es gibt welche, die rasen besinnungslos hinter jagenden Geldscheinen her — und es gibt welche, die reißen sich melodisch heulend die Jünglingsbrust (die eigene oder eine andere, die sie in effigis vervielfältigt kennen) auf, weisen stürmisch auf Schweiß und Blut und schreien rhythmisch „ecco-ecco“. Und dann gibt es den immateriellen Menschen (dieses ist keine contradictio in adiecto, ihr Mitlebenden, sondern eine herrliche Gattung von menschlichen Wesen) — und dessen Dichter ist zugleich Herbert Eulenberg.

Seht diese Menschen, seht ihren Dichter. Sie sind nicht von dieser lauten und schweren Welt. Ihr Gehen ist Schweben. Durch ihre Körper blickt man hindurch und schaut doch in ihnen: klare, tiefe, duftende Bäche, Ströme, Leiche von Blut. Und aus der Brust, aus den Leichen und Strömen und Bächen tönt leicht, leise, voller, unendlich rhythmisch gestellt ein üppiges Gerant von Cello- und Violin- und Flötenstimmen. Die Menschen reden. Sie singen und leiden und leben. Wir aber wissen: diese anmutseligen Wesen, die so zart, o, oft schwach nur duften und blühen, sie sind Menschen und haben ein Leben — vielleicht haben sie in träumender, kindlicher Kraft es sich geschaffen? — und dieses Leben ist groß und tief und schrankenlos und — schön — schön. Das zweite Leben.

Der gleiche Dichter Herbert Eulenberg steht hinter allen diesen Menschen, diesen Werken. Steht auch in den schwachen, dünnerblütigen, deren es einige gibt. Er schreibt schwache Werke, und er weiß, daß sie schwach sind, und er schreibt sie, — ihr Leute, er muß sie schreiben, will sie schreiben, schenken; denn er ist ein großer Spieler, ihr Leute. Er schreibt nicht, um euer Urteil nachher lesen zu können — er schreibt — er ist — er ist nämlich ein Künstler — und er ist ein Mensch, dem eure Welt doppelte Wände und doppelte Decke hat.

Und nun hat Eulenberg die „Insel“ erschaffen.

Die Insel ist, und wenn ihr auf sie treten wollt, ist sie nicht. Dann ist sie in euch. Doch sie ist auch nicht in euch; denn sie ist das ewige Herz der Menschheit. Der Herr der Insel ist der hohe Greis Cosmo. Sein schwarzer Schatten Munk, der zwerghische Bruder, den er im Jorn einst zum Krüppel schlug und in edlem Leiden ein Menschenalter duldet? — nein, dem er sein Leben weiht, dem kalten, kleinsüchtigen Scheusal. An Kosmos Saum lebt, von ihm aufgerichtet, dem grauen, schmerzenden Leben entzogen, Sphye. Und sein leichtwiegender, duftender Trabant ist Alertes, des Scheusals Munk unähnlicher Sohn.

Von außen dringen zwei Menschen auf die Insel. Der eine ist ein helles Mädchen, blickt frischen, leichten Auges und geht zur Welt zurück — ist nur hingewandelt und kehrt zurück. Wild bringt Erwin, der Künstler, hinzu. Jäh, zerrwandert. Reißt Sphye die Seele vom zerlittenen Leibe und raubt den zerbluteten, mühsam geheilten, nun wild dem Menschenfresser-Künstler entgegenbrennenden Körper wieder in sich hinein.

O, und haben auch der Künstler und das kleine Scheusal den Tempel der Insel angelobdet, haben geraubt und vernichtet. Ein neuer, ewiger Tempel steht. Ewig. Cosmo, der Greis, ist der Herr der Insel. An seinem Saum lehnt betend Sphye.

Und der Trabant Alertes träumt in die Flöte. Versunken ist das Scheusal, ist der Polyp. Und ewig lebt die Insel auf der Erde — lebt die Erde in der Insel.

*

Im zweiten Akt steigt das Spiel riesenhaft zum Menschheitspiel. Synphe ist, blutroten, gestäubten Haares (o, das Wundenblut ist in die Haare gestiegen: entsetzlich —), die zerstoßene, zerrissene Menschheit. Zermartert, von Urwelt-Uranfangsgesichten durchgraut. Doch Alertes naht in der Gewandung seines zweiten Lebens, nicht mehr als dienender Fährmann, als freier, singender, verehrender Mensch. Und der schöne Jüngling entzündet die Seele und die Lippen der Menschheit mit den eigenen Löhnen zu herrlichem Weihegesang.

*

Es ist wunderbar, das Spiel in diesem Spiele. Und allmählich spielen sie im Tempel der Insel das ewige Stück: „Menschheit“. Spielen — spielen.

So spricht die edle Kunst die Menschheit an:
Die Rätsel kannst du deuten, nicht erraten.
Sieh dich in mir und nicht in deinen Laten,
Denn sie verzerren alle, Weib wie Mann.

Der Zwist, der sich in eurer Welt entspann,
Löst sich in meiner auf. Und eure Saaten
Und Hoffnungen, die dort nicht gut geraten,
Sind längst erblüht, wo meine Nacht begann.

Laß dich von mir aus deinen Wurzeln heben
Und fühle tief, dein Leben ist geträumt!
Dies Schauspiel, das dir deine Sinne geben,
Ist eine kurze Welle, die verschäumt.

Willst du dein Sein genießen und entsiegeln,
So such' es in den Künsten, die dich spiegeln! — —

Ihr Leute, sucht es im letzten Akt des Spiels; dort, wo Alertes Verse in allen Formen, die Dichter ersinnen können, über euch streut, bis ihr im Duft zugebedekt weinend und erkennend vergeht.

*

Es ist ein sinnloses Unterfangen, dieses Spiel zu umschreiben, zu beschreiben: wozu denn ist es gedichtet. (Herbert Eulenberg's Dichtungen zumal zergehen vor allen Worten Fremder, die sie einfangen wollen, zu Luft.) Es sei genug. Die Aufgabe, die ich in mir fühlte, ist nur die: Mitmenschen ein Land höchster, tiefster Humanität ankündigend zu erschließen. Erwin Reich.

Hans Merzmann, Havelgefänge. Berlin 1919, BOLL u. Picard. 2.— (3,—) M.
Ein liebes Büchlein märkische Heimatdichtung. Tiefe Andacht vor der verträumten Havellandschaft, über die jede Jahreszeit neue Schönheit ausschüttet. Ein reiner ehrfürchtiger Mensch erlebt Naturhingabe, junge Wehmut, sonnengoldenes Glück und überwölkttes Leid; stets leuchtet die innige Einheit von Seele und blühender Welt. Wie die farbensatten Bilder in einer inneren Melodie singen und aus vollem Gefühl befreit sind, so ist auch der Rhythmus rein visionär und fragt nicht nach altem Versgesetz. Die brennende Liebe gibt Melodie und Gesicht. Ein köstliches, ein menschliches Buch, — ein eindringliches Erlebnis. Bod.

Werneck-Brüggemann: Zwei Musikdichtungen: Die verlorenen Kronen. Die Totentrub. Edda-Verlag, Kassel 1919. Ppbb. 8,60 M. Luxusausg. 65,— M.

Als Dratorientexte gebichtet und innerlich geleitet von erlebter Melodie bilden diese lyrischen Gefänge etwas durchaus Neues: das dramatische Oratorium, eine Kammerkunst der Oper. Das erste Spiel ist gestellt auf das Motiv der erlösenden Liebe, die Erfüllung ist, das zweite klingt aus Grüften auf, jubelt eine large Frist in Sonne und inniger Lyrik und versinkt dann in düsterstes, atemraubendes Grauen. Sprachlich und rhythmisch eint sich die Form dem starken Gehalt, die voll und ganz innerlich geschauter Landschaft oder Szene löst sich stets aus dem Widerstreit der Stimmen und Gedanken in rauschender Harmonie, findet immer den allein gültigen Ausdruck. Das Wesentliche aber ist die altgermanische Naturmythik. Dichterische Phantasie hat solch farbenschwere Bilder geschaffen, daß es unfaßlich scheint, was doch wahr ist: sie sind gebichtet ohne Anlehnung an uralte Sagen. Die tragische Wucht, die Keuschheit des Gefühls, die Macht düsteren Schicksals haben ganz die naive, monumentale Leidenschaft der Edda-Epen. Bod.

Das Märchenbuch. 1. Deutsche Märchen mit Zeichnungen von Max Slevogt. 2. Hauff, Der Zwerg Nase, Bilder von Karl Walser. 3. Deutsche Volksbücher mit Zeichnungen von Walter Klemm. 4. Aladdin oder Die Wunderlampe, Zeichnungen von Karl Strathmann. 5. Deutsche Märchen, Zeichnungen von Graf Leopold von Kalckreuth. 6. Rubezahl, Zeichnungen von Max Slevogt. 7. Hauff, Das kalte Herz, Bilder von Karl Walser. Bruno Cassirer Verlag, Berlin. Geb. je 4 bis 7,50 M.

Ewig junge Schätze aus dem Traumland aller Völker für junge Herzen und reife Menschen zu neuem Leben erweckt. Künstlerhände verschiedensten Charakters halfen an dem frohen Werke, und so liegt ein gar herrliches Geschenk vor uns. Nicht Druck und Papier allein bewirken, daß wir mit Lust und Feuereifer uns über die altvertrauten Worte hermachen, nein, vor allem die kostbaren Bilder, die bald zierlich, bald grotesk, hier wuchtig, dort vergeistigt den ganzen Stimmungszauber der herzlichen Märchenpoesie ausatmen. Der Rubezahl Slevogts und der Zwerg Nase Walsers sind wahrhaft meisterlich. Bod.

Arthur Rehbein, Gedichte. Dritte Auflage. Berlin 1917. Boll u. Wiedardt, Verlag.

Schlicht wie der Titel gibt sich der Gehalt des lieben, schön gedruckten Buches. Die Begebenheiten eines starken Mannesherzens, das in dem Lakt voll erfüllten Tageslebens aufgeht. Keine Lüste aus fernen Welten, keinerlei strenger Wille, sondern einzig das eheliche gesunde Empfinden eines tätigen Daseins und erfüllter Pflicht. Aber Jugend pulst in den frischen Versen, das unbändige Jungsein der Natur, das sich auch lachend toll austobt, die übermütige Fülle rheinländischer Sonne strahlt aus einer offenen Seele wider. Rehbein hält's mit Goethe; in Gelegenheitsgedichten — fern von Absicht und Berechnung — verschenkt er das Beste, was er kann. Leuchtender Wein aber sind seine Wanderbilder und volle Blumen seine geruhsamem Glücke entströmten Gedichte: so gleicht das Buch einem heimlichen Zimmer in Sommerabendscheine, darin jeder gern aufliegend verweilt. Bod.

Preis aus schreiben. Der Edda-Verlag Max Ahnert, Kassel, gibt ein 1000-Mark-Preis aus schreiben für das beste Liebesgedicht bekannt. Preisrichter: Dr. Kurt Bod Berlin, Hermann Kiehne-Frankfurt a. M. Die Bedingungen sind unter Einsendung eines freigemachten, mit Anschrift versehenen Umschlages erhältlich vom Verlag, Kassel, Holländische Str. 159.

Verantwortlich für den Inhalt Dr. Kurt Bod, Berlin W 15, Ludwigstr. 7, für die Anzeigen E. Offer, Charlottenburg 5. Verlag: Boll & Wiedardt, Verlagbuchhandlung, Berlin NW 6. Druck: Oscar Brandstetter, Leipzig.

R o m a n t i k

E i n e Z w e i m o n a t s s c h r i f t

herausgegeben von Dr. Kurt Bock / Verlegt bei BOLL u. PICKARDT, Berlin

Zweites Jahr

Heft 2

Dezember 1919

Bezugspreis M. 6.— jährlich. Anzeigenpreis M. 60.— für die ganze Seite; bei Wiederholungen Vergütung

Nachdruck verboten

Du bist die Welt, und du allein,
und bist du Gottes, wird sie Gottes sein!
Eisar Plakaten

Das ewige Spiel / Von Otto Siegfried Diehl

Mädchen: So flieh'n wir hin, wo Nacht dem Fuß entgleitet —

Jüngling: Das Tal, o siehst du's, wo wir uns bereitet —

Mädchen: Wo uns im Atem blüht Posaunenton —

Jüngling: Und Edens Tor sich aufkränzt, Ros' und Mohn!

Rot leuchtet's! Brennt nicht ew'ger Jubel nieder

Vom Antlitz dir — ? — — schon atmet aus dem Becher

O deiner aller Lust entquollnen Glieder'

Der Krausch der Welt auf — o ich sel'ger Zecher!

Die Himmel grüßen auf in deinen Zügen —

Mädchen: Und Sterne wirfst du, Allen zu genügen!

Jüngling: O selig sind, die Blüten aufwärts tragen —

Mädchen: Und selbst sich aussä'n, Welt zu Gott zu wagen!

Jüngling: Dein ist die Krone: lächelnd hinzugeben,

Was ich mit Qual muß meinem Wert entheben!

Du bist die Kerze, daß ich Flamme werde!

Mädchen: Du brennst mich rein von aller dunkeln Erde!

Jüngling: Ich trage dich, die Heimat zu empfangen!

Mädchen: Ich trage dich, weil Welt in dir vergangen,

Um sie dir neu zu schenken mit den Händen,

Daß du sie schöner kannst zu Gott vollenden —

Jüngling: O zu verschenken sich ans Licht hinaus!

Mädchen: Das Heimatal, will es nicht Allen blühen —!?

Jüngling: Wer fühlt nicht stets sich stumm vorm andern Knien,

Denn Menschsein gießt ja Gottes Lächeln aus!

Vom Wesen der Romantik / Von Friedrich Märker

Die eigenartige Tatsache, daß der Dichter nicht mehr durch die Berührung mit der Erscheinungswelt, nicht mehr durch Laten und schöne Formen zum fruchtbaren Erlebnis erregt wird, daß er vielmehr über die Wirklichkeit hinweg ins Wesen der Dinge bringt, und so zu reinseelischen, abstrakten Erlebnissen kommt, ist die Grundlage aller romantischen Veranlagung, aller romantischen Kunst.

Keine Einwerdung von Seele zu Seele ohne die störende Wirklichkeit ist die eigentliche Sehnsucht der Romantik. Von ihr werden die Helden der romantischen Romane ruhelos durchs Leben getrieben, etwas im Leben zu suchen, was nur außer dem Leben zu finden ist: die absolute, hemmungslose Einheit mit dem All. —

Der rein geistigen Veranlagung entsprechend, ist die eigentliche romantische Kunstform: handlungslose, gegenstandbefreite Aussprache des Seelenerlebnisses, wie in dem Gedicht „hinüber wall ich“ aus der vierten Hymne an die Nacht, das von aller Anschaulichkeit der sinnlichen Welt gelöst ist. Es enthält nur die Wirkung des durch die Körperwelt vermittelten Erlebnisses, nur das Schwingen, und zwar das unmittelbar ausgesprochene Schwingen der Seele.

Das Wesen der Romantiker ist also wie Feuer, das aus Vulkanen bricht, und, flammend, sich selbst verzehrt. —

Bisher strömte es, in die Erde gebettet, sparsam zur geschlossenen Oberfläche, und befreite sich in den ewig-wandelbaren, ewig-vergehenden Körpern des Erdenlebens. Nun aber, aller Hüllen befreit, flutet die Seele aus ins Unendliche, schwingt auf den Flammen der gegenstandbefreiten Worte immer tiefer und weiter, bis sie, zu letzten Höhen gekommen, zum weißen, fast wärmelosen Leuchten wird.

Wie eine dünne Sommerwolke schwebt sie als unkörperlicher Gedanke zwischen Himmel und Erde, spiegelt, zur letzten Geistigkeit geklärt, beide in sich, und sieht nun: Ihre tiefste Zusammengehörigkeit:

Das zu vollkommener Klarheit vertiefte Bewußtsein erkennt, daß die Zweifelt von Körper und Geist im Grunde eines ist, daß es die Bestimmung der Seele, nicht einsam feindlich über der Erde zu schweben, sondern sich in Körpern eine Erscheinung zu setzen.

Nach dieser völligen Bewußtwerdung ist der geistige Klärungswille beruhigt, und der Dichter kann sich, von seiner Erkenntnis der Doppelseitigkeit alles Lebens bestimmt, zurückwenden zum Sinnlichen.

Wie das erwachende Bewußtsein in seinem Kampf gegen alles Undurchscheinende zur entmaterialisierenden oder gegenstandbefreiten Kunstform

kam (Novalis „Hymnen an die Nacht“, Hölderlins „Abschied“), so strebt das vollendete Bewußtsein zurück nach der sinnlichen Verkörperung. Doch gelingt sie den Romantikern um 1800 nur bedingt, denn ihre Kraft wurde auf dem Weg vom Erlebnis zur letzten Klärung ins Bewußtsein erschöpft, weshalb sie sich an die einmal errungene Stütze des Gedankens klammern, und von ihm, dem absolut geistigen aus, eine sinnliche Verkörperung suchen.

Aber wie die Pflanze nur Pflanzen hervorzubringen vermag, so ist der Gedanke nur fähig, Gedanken zu entwickeln. Nur im Sinne einer Kristallisierung kann er (wie in Hölderlins Gedicht „Der gefesselte Strom“) zum Mittelpunkt eines Körpers werden, der aber — wie das Kristall, des sinnlichen Lebens entbehrt.

Die letzte Einigung von sinnlichem Leben und geistiger Bedeutung hätte den Romantikern nur gelingen können, wenn sie — es wäre übermenschlich gewesen — nach vollendeter Bewußtwerdung noch genügend Kraft gehabt hätten, sich völlig vom fertigen Gedanken zu lösen und ein neues, gefühlsmäßiges Erlebnis durch die errungene Geistigkeit zum Letzten zu vertiefen.

Ihre eigentliche Leistung war einerseits: Die Seele aus dem Unbewußtsein zu lösen, die Erlebnis kraft durch die Klärung ins Bewußtsein unendlich zu weiten, das einzelne Wort durch die Formung der seelischen Schwingungen ohne Begrenzung in einen Körper in seinem Ausdruckswert ungeahnt zu vertiefen und den Sprachrhythmus von starrer Gesetzmäßigkeit zu unendlicher Wandelbarkeit zu befreien.

Andererseits brachten sie die Seele zur Erkenntnis von der Zweiseitigkeit alles Lebens als Körper und Geist und öffneten so der folgenden Zeit den Weg ihrer Entwicklung.

Der Wert dieser Wegbahnung ist bereits an Eichendorff sichtbar. Er konnte, ohne seine im Grunde rein sinnlichen Kräfte zu erschöpfen, den tiefgründigen Satz schreiben: „Die Poesie ist die sinnliche Darstellung des Ewigen und immer und überall bedeutenden, welches auch jederzeit das Schöne ist, das verhüllt, das Irdische durchschimmert.“

Er konnte seine reingefühlsmäßigen Erlebnisse zur geistigen Bedeutung vertiefen, ohne den gefährlichen Umweg über die letzte Bewußtwerdung zu gehen. So wurden manche seiner Gedichte, z. B. „Die Mondnacht“, wo das sinnlich gestaltete Bild des um die Erde gewölbten Nachthimmels zum Symbol der Einigung von Geistigem und Sinnlichem erhoben wird, in einem nicht allzustrengen Sinn eine Erfüllung der romantischen Theorie.

Zur vollkommenen Geltung entbehrt es jedoch der tieferen symbolischen Kraft, die eben nur auf dem durch die Romantik freigelegten Wege über das Bewußtsein, nicht aber durch bloße Übernahme von Gedanken erreicht werden kann.

In dieser mittelbaren Weise nützte Rainer Maria Rilke die Vorarbeit der Romantiker und erfüllte damit die ersehnte Einigung von Sinnlichkeit und Geistigkeit.

Sein Dichten ist nicht mehr wie das der Romantiker ein körperloses Aufplattern des Geistes, es ist ein ruhiges, plastisches Bauen am unendlichen Raume.

Sein Wort ist ein Brunnen, sauber gerundet, und zu allen Tiefen grundlos geöffnet.

Wie eine Allee sich, Baum hinter Baum, von Horizont zu Horizont über die Erde reißt, ist sein Satz, von Wort zu Wort zögernd, durchs Unendliche gebrückt.

Zwischen den Pfeilern der in sich gerundeten und doch verbundenen Worte: Fließt und ruht, wandelt sich und beharrt, die Pfeiler bindend und von den Pfeilern gebunden: — Das Meer unfaßbaren Sinnes.

Jeden Abend . . . / Von Hermann Hesse

Jeden Abend sollst du deinen Tag
Prüfen, ob er Gott gefallen mag,
Ob er freudig war in Tat und Treue,
Ob er mutlos lag in Angst und Reue;
Sollst die Namen deiner Lieben nennen,
Haß und Unrecht still vor dir bekennen,
Sollst dich alles Schlechten innig schämen,
Keinen Schatten mit ins Bett nehmen,
Alle Sorgen von der Seele tun,
Daß sie fern und kindlich möge ruhn.
Dann getrost in dem geklärten Innern
Sollst du deines Liebsten dich erinnern,
Deiner Mutter, deiner Kinderzeit;
Sieh, dann bist du rein und bist bereit,
Aus dem kühlen Schlafborn tief zu trinken,
Wo die goldnen Träume tröstend winken,
Und den neuen Tag mit klaren Sinnen
Als ein Held und Sieger zu beginnen.

Sternenfreundschaft / Von Peter Hamecher

Nicht nur Verdienst,
auch Treue wähet uns die Person.
Gausf. II. Teil

Zwei Seelen standen am Uferrande des unendlichen Meeres, in dem die Bogen der Zeiten steigen und fallen. Ganz nur ein Strahlen, ein lauterer Glanz war die eine, dunkel wie die Sehnsucht die andere.

So willst du mich verlassen, mein lichter Sternengefährte? sprach die dunkle Seele. Du willst wieder hinüber in die Zeit? Willst wieder Leid werden, der Schmerz und Lob kennt?

Mich rief die Glockenstunde der Ewigkeit, antwortete die lichte Seele. Ich werde zu den Menschen gehen und sein wie sie: Elend und Leiden tragen wie sie und endlich den bitteren Tod. Aber mein Tod ist des Todes Überwindung, und sterbend werde ich die Menschen mit mir emporreißen in Gottes Ewigkeit. Sie haben das Geheimnis des Wortes vergessen, und ihre Seelen sind dem Tode verfallen. Groß ist die Not. Mich sendet der Geist, daß ich die Gewalt des Todes breche, und die Verlorenen zu ihm zurückführe, der das Wort und der Sinn ist.

Noch sah ich Gott nicht, sprach die dunkle Seele; noch sah ich nicht das oberste Licht. Erdstoff schwärt noch in mir, und meine Sehnsucht ist kaum erst ferne Ahnung. Du aber bist der im Schauen selig befreite. Du bist der Wissende. Laß mich dir folgen, und du wirfst mich das Wort lehren, das auch mich vollendet.

Ich liebe dich um deiner Sehnsucht willen, antwortete die lichte Seele, doch das ist nicht deine Stunde und nicht dein Weg. Ich folge in Freiheit. Du aber bist noch in des Kreislaufs Gesetz, doch klammere dich an deine Sehnsucht, und wenn ich dich rufe, wird sie dir vielleicht zur Schwinge werden, die dich mir nachträgt, ins Menschenland.

Die lichte Seele entwand über dem Meer der Zeiten. Einen Augenblick noch stand sie als ein halber Stern in der Unendlichkeit, bevor sie niederging zur Erde. Ihr Gefährte sah dem Leuchten lange nach. Da ging es wie ein Erbeben durch die dunkle Seele, und in ihrem Innern löste sich ein Wort voll Erinnerung und Sehnsucht, ein Menschenwort: Freund!

An einem Abend verließ in einer großen Stadt ein Jüngling das Tor eines Hauses und trat auf die Straße. Einen Augenblick war er verwirrt und geblendet von dem weißen Licht der elektrischen Lampen und dem rastlosen Gewimmel der Menschen. Dann schlug der Gischt des breiten Stromes um ihn. Auf und nieder ließ er sich von dem ruhelosen Bogen tragen, und in ihm war eine suchende Unruhe. Er schaute

den Dahineilenden ins Gesicht, ob er aus ihren Augen eine Antwort ablesen wolle. Aber in diesen Augen war keine Antwort für die Frage seines Suchens. Sie bleiben leer und tot. Nur an den gepußten Gestalten der Dirnen flammten sie auf oder an den Auslagen, in denen Schmuck und Kleider prahlten und tausend Dinge für die Lust der Sinne.

Wo ist ihre Seele? murmelte der Jüngling. In ihnen wohnt nur die Leere, und all ihr Tun und Hasten ist wie Flucht. Sie neu zu schaffen, — wie werde ich das Werk vollbringen?

Und er ließ sich weitertragen von dem Strome, bis dort, wo am Ende der Stadt seine Spuren in Schlamm und Unrat versickern. Hier sah er das Elend und sah er den schmutzigen Abhub aus den Bechern der Lust. Er trat unter die Verkommenen, deren Gesichter vor Schande und Beruchtheit, von gemeinem Dienst und aushöhlender Sucht erzählten. Vor einer Tür brannte trüb ein rotes Licht. Er ging hinein. Rauch und widerliche Ausdünstung beizten ihm die Augen. Gewirr von Männer- und Weiberstimmen drang ihm entgegen. Auf unsauberen Tischen flirrte Gold, um das gefeilscht, um das gespielt wurde. Für einen Augenblick stockte das Gewirr der Laute und Geräusche, als er zwischen den Tischen hindurchschritt, und fragende, neugierig abschätzende Blicke richteten sich auf ihn. Er ließ sich an einem Plage nieder, von wo aus er den ganzen Raum übersehen konnte. Wieder wandten sich die Spieler mit dem Ausdruck mühevollen Ernstes ihren Karten zu. Wieder erklang das kreischende Lachen der Weiber und zersprang jäh, als ob ein Glas zu Boden scherbt. Aber etwas Erzwingenes, etwas Beunruhigtes lag über ihrem Tun. Sie wurden den Fremden nicht los und spürten hindernd seinen Blick. Die Weiber trauten sich nicht an ihn heran. Endlich trat ein Bursche an seinen Tisch und fragte ihn, lauernd, was er suche. Der Jüngling sah den Frager groß an. Er sah in ein Gesicht, in das frühe Verkommenheit und Laster seine Zeichen geschrieben, und in dem doch ein Paar reine, klare Augen standen, die jene Schrift Lügen strafen wollten. Was ich suche? sagte der Jüngling mit freundlicher Stimme. Dich suche ich. Deine Seele! Der Bursche lachte hart und höhnisch auf, sagte ein freches Wort und wandte sich wieder den Weibern zu, bei denen er gefessen.

Das Wort des Jünglings ging von Tisch zu Tisch. Alle sahen nach ihm hin. Erst war da ein Lachen. Aber die Unruhe wuchs, und als der Jüngling unbeweglich blieb, verzerrten sich die Mienen zu drohendem Haß. Gewalttätigkeit ballte sich in der Luft. Da legte sich der Wirt ins Mittel. Er forderte den Jüngling auf, zu zahlen und zu gehen.

Dieser hatte sich schon erhoben, um den Raum zu verlassen, als der

Bursche, der ihn vorher nach seinem Begehrt gefragt, aufsprang und ihn mit der Faust ins Gesicht schlug. Die Handlung wirkte in diesem Augenblick, da die Mienen sich schon entspannten, so jäh, daß sie alle betäubte. Mit einem Blick, in dem kein Zorn, nur grenzenloses Mitleid war, sah der Betroffene den Feind an, und als dieser zu einem zweiten Schlag ausholte, berührte er leicht den erhobenen Arm, und mit einem Klang wie aus Ewigkeiten mahnte seine Stimme:

Freund!

Betroffen sah der Bursche dem Fremden nach. Etwas war in ihm wach geworden: eine ferne Erinnerung, ein dunkel bewahrter Klang. Raub stieß er die Dirne, die neben ihm saß, von sich und eilte dem Jüngling nach. Er fand die Spur nicht. Aber er wußte, daß er ihn suchen mußte. Und etwas in ihm wußte, daß er ihn finden würde, noch in dieser Nacht.

Er schlenderte der Stadt zu, und plötzlich stand, aus dem Schatten eines Lozes herausgetreten, der Fremde vor ihm.

Wen suchst du? fragte er.

Dich! antwortete der Bursche; um dann, hinstürzend, gurgelnd: Sage mir, was Gott ist!

Lächelnd schaute der Jüngling zu ihm nieder: Gott ist — die Erneuerung. Glaube mir, und du wirst ihn finden!

Schluchzend umklammerte der Bursche die Knie des Jünglings. Der aber beugte sich zu ihm herab und küßte seinen Scheitel. Und in zwei Seelen wuchs in dieser Stunde, groß wie die Welt und unvergänglich wie die Ewigkeit, der Gedanke:

Freund!

Jahre vergingen. Da lief eine Unruhe durch das Land. Eine neue Verkündigung des Endes scheuchte die Menschen aus ihrer Stumpfheit auf. Manche hörten den Ruf. Andere aber ärgerten sich an dem Jüngling, der den Brand eines göttlichen Zornes in die Welt warf und das Bild des goldenen Stößen, Abbild und Idol der der Macht des sinnlichen Scheines verkauften Seelen, von seinen Altären stürzte. Sie nannten ihn einen Störer der Ordnung und riefen die Gewalt wider ihn auf. Aber er war selbst bereits Gewalt geworden. Das Schwert des Geistes, das Schwert Gottes war geschliffen und wurde in seiner Hand zur mächtigen Waffe.

So zog er von Stadt zu Stadt. Mit ihm aber wanderte sein Freund, der Bursche, den er einst aus dem Wegwurf der Gasse aufgelesen. Unzertrennlich waren die beiden, eines Geistes stark geschmiedete Lat. Der Verlorene, Gerettete war es, der das Wort des Freundes zu den Ver-

lorenen trug und die Tiefen mit der Verheißung des kommenden Reiches aufregte. Er wußte die Stelle, wo auch in den Verdammten noch ein letzter Traum, eine letzte Sehnsucht glüht, und der neuen Lehre ward der Glaube der untern Nacht. Die Diener des Abergottes erkannten immer bänglicher, wie der Boden unter ihnen riß und klappte. Da sprach eines Tages, da sie wieder der großen Stadt entgegenwanderten, der Jüngling zu dem Freunde: Es ist Zeit, daß ich das Letzte vollbringe. Was ist mir fürder die Lehre? Nur die Tat schafft Gegenwart. Es ist Zeit, daß ich das Begonnene vollende.

Was willst du tun? fragte der Freund.

Das wirken, was Dauer gibt: Das Bild! Das Wort verdirbt. Das Wort zerfällt. Ich will mich ganz in mein Werk hineinwerfen und in ihm verbrennen. Ich will das Zeichen schaffen und die ewige Auferstehung in der Seele der Menschen.

Das ist der Tod, den du suchst, antwortete der Freund.

Es ist der Tod. Aber dieser Tod ist des Lobes Überwindung und des Reiches schöne Geburt. In ihm wird der Geist Wahrheit.

Schweigend gingen sie weiter. Nach einer Weile hub der Jüngling wieder an:

Du warst mein erstes Werk, mein schönstes. Meines Herzens erste, eigenste Liebe bildete dich. Du warst auf meiner Sendung Weg meines Menschlichen menschliches Glück, und du warst meiner Berufung erste, köstliche Bestätigung. Jetzt gebe ich dich ganz meinem Werke.

Der Freund blickte auf, und in seinen Augen flammte die Erwiderung reiner Liebe: Wo dein Weg endet, endet der meine, ich weiß nicht, was mich an dich band. Aber ich fühle meine Liebe in mir wie ein wunderbares Licht, vor dem alles, was Erde in mir war, hinschmilzt, und eine Herrlichkeit, die unnennbar ist, strahlt mir entgegen. So laß mich der letzten Seligkeit mit dir teilhaftig werden, daß ich mich ganz in meiner Liebe erfülle.

Unfassbares glühte im Herzen des Jünglings auf. Er drückte des Freundes Hand. Dann gingen sie weiter, entgegen der großen Tat.

Als sie am andern Tage in die große Stadt kamen, war ein Furchtbares geschehen; ein Verbrechen, das ein ganzes Stadtviertel zerstört und viele Menschenleben vernichtet hatte. Der Sinn der Tat war deutlich. Sie war eine Ankündigung, eine Drohung, und die es anging, wußten, was sie bedeutete. Nicht die Lehre des Jünglings brauchte die Gemüter erst aufzuriegeln. Gewalt war überall und zeugte wieder Gewalt. Aber die Feinde des Jünglings hatten die Gelegenheit benützt, die Ursache des Geschehenen ihm zuzuschreiben und das Volk gegen ihn aufzubringen.

Ohne große Kunstgriffe war das auch gelungen. Selbst sonst Unzufriedne erschrakten vor dieser entsetzlichen That und verwünschten den Anstifter solchen Unheils. Als der Jüngling mit seinem Freunde zu dem Orte des Greuels kam, wollte er zu den Menschen, die hier versammelt waren, reden, um an dem schrecklichen Zeichen ihr Gewissen zu schärfen. Aber wie die Menge seiner ansichtig wurde, drang sie mit drohenden Mienen und Gebärden auf ihn ein. Der Freund suchte ihn zu decken. Aber die Macht der vielen überrannte ihn und stürzte sich auf den Jüngling, der unerschütternd dastand und sich der Wut der Sinnlosen ruhig darbot, mit einem Lächeln den tödlichen Streich empfangend.

Unterdeß suchte der andere, abgedrängt, sich zu seinem Gefährten wieder durchzukämpfen. Als er sah, daß dieser sank, brach er mit einer letzten, gewaltigen Anstrengung durch die dichte Ballung der Menge durch. Jammernd warf er sich über den Sterbenden und küßte ihm den letzten Atemzug von den blutenden Lippen. Die rasende Meute jedoch, noch nicht gesättigt in ihrer Mordgier, suchte ihn fortzureißen. Aber sie vermochte es nicht. Da griffen sie zu Stöcken und Steinen und erschlugen ihn. Aber er hielt den Körper des Freundes fest umschlungen, und die Lippen an die seinen gepreßt, hauchte er die Seele aus.

Da ging ein Klingen durch die Himmel, und aus den obersten Chören erschallte, Unendlichkeiten durchbrausend, ein jubelndes Ewigkeitswort:
F.r.e.u.n.d!

Zwei Seelen entschwanden über das Meer der Zeiten und standen einen Augenblick als zwei helle Sterne in der Unendlichkeit, bevor sie eingingen in die weit ergossene Herrlichkeit Gottes. Die Menschen sahen das Zeichen und Furcht befiel sie. Sie erkannten das Wunder und glaubten. Der Name der beiden Freunde aber wuchs in die Ewigkeit.

Esfenlied / Von Waldemar Bonsels

Meine Heimat ist das Licht.
Heller Himmel meine Freude.
Tod und Leben wechseln brüde,
aber meine Seele nicht.

Meine Seele ist der Hauch,
der aus aller Schönheit bricht,
wie aus Gottes Angesicht,
so aus seiner Schöpfung auch.

Expressionismus und Romantik ; Von Kurt Walter Goldschmidt

Wie Lord Byron nach dem bekannten Scherzworte eines Tages aufwachte und sich berühmt fand, so konnte sich der verehrte Zeitgenosse eines schönen Morgens die Augen reiben und überrascht einer funkelnagelneuen Mode zublinzeln. In Literatur und Kunst war über Nacht wieder einmal alles anders geworden; die beliebte Umwertung aller Werte schien sich auch auf die harmloseren Gefilde der Kunst erstreckt zu haben; eine wirklich oder scheinbar noch nie dagewesene Richtung war Trumpf. Die verblüffende Schnelligkeit dieses geistigen Geburtsaktes hatte kaum ihresgleichen; man mußte schon auf die fabelhafte Geburt der Pallas Athene zurückgreifen, um ein Seitenstück zu finden. Aber wenn man gewisse Äußerungen dieses jüngsten Stils ins Auge faßte, konnte man an diesem Vergleiche wieder irre werden: denn einem göttlichen Gehirn schien sie keineswegs entsprossen zu sein, mitunter kaum einem menschlichen — ja mit Hirnlichkeit hatten sie entweder überhaupt nichts oder — als Kunstwerke — leider nur allzuviel zu tun. Der verdubte Bürger schob sich ängstlich die Zipfelmütze aufs andre Ohr — diese neueste Kunst war ja in der Tat der reinste Bürgerschreck; das „*épater les bourgeois*“ stand ihr faustdicke ins Gesicht geschrieben; und feinnervige Naturen witterten allerdings unbehaglich darin die sehr fühlbare und darum stark verstimmende Absicht, alle alten Perücken wackeln zu lassen, alle Traditionen grobschlächtig zu überrennen und mit der roh-gesunden Jugendfrechheit des faustischen Baccalaureus die Welt sozusagen ganz von vorn zu beginnen. Ekstase wurde Dauerzustand; Wahnsinn wurde beschmunzelt und gezüchtet: dies gerade fiel besonders heftig auf die Nerven, daß es „Wahnsinn mit Methode“ war, bewußt gewollter und errechneter Wahnsinn — nicht die göttliche Mania des Plato, nicht „des Dichters Aug“, in holdem Wahnsinn rollend.“ —

Vielleicht war man aber nur darum so überrascht, weil man nicht Feinnervigkeit genug besessen hatte, die unterirdischen Zusammenhänge zuerspüren. In der Tat hatte es ja schon lange vor dem Krieg, der zunächst wenigstens die große Bruchlinie der Kultur bezeichnete, in den Künsten umstürzlerisch rumort. Eine allzu stark mit Historie und Tradition belastete, dazu technisch barbarisierte Zeit mußte einmal wie ein ungebärdiger junger Riese des Mythos die drückende Bergwucht von sich zu wälzen suchen. Der im Grunde ungeistige, ja wert-lose Latengeist der Zeit zähmte Naturkräfte, meisterte Lebensgewalten, überflügelte Zeit und Raum — der Geist der jungen Dichter und Künstler, der sich ihm mit jauchzendem Zuruf verbündete, beging im Grunde Verrat an sich selbst und am

Werte, den das Leben immer erst vom Geiste zu empfangen vermag; aber der unnatürliche Dumb wurde nun einmal Wirklichkeit. Das ganz auf den sinnlich-gegenwärtigen Augenblick gestellte romanische Temperament ritt eine heftige Attacke gegen den „Passatismus“ (nach Marinettis geschmackvoller Neuprägung) des historisch gelehrten, romantisch rückwärts-gewandten germanischen Naturells. Mit diesem Futurismus italienischer und französischer Herkunft tritt nun in seltsamer, freundsfeindlicher, fremdbrüderlicher Verkoppelung der sogenannte Expressionismus auf. Es wäre ganz falsch, ihn mit dem Futurismus zusammenzuwerfen, von dem er in vielen entscheidenden Punkten weit abführt. Zunächst hielt man ja auch ihn für reine Mode; man belächelte die Abwechslungssucht dieser zeitbefangenen Vogelgehirne, die etwas Großes und Neues getan zu haben glaubten, wenn sie — eine Präposition mit der anderen vertauschten und den Impressionismus durch den Expressionismus ersetzten. Nun konnten all diese raschwechselnden Flutungen in der Lat ihren großstädtisch-modischen Ursprung nicht verleugnen; der modische Beisatz dieser neuesten Kunst war oft sogar sehr empfindlich herauszumerken; aber mit einem ganz amerikanischen smarten Bluff, mit einer vom Eitelkeitskizel gehegten Originalitätssucht verband sich doch auch oft ein tragisch echter Krampf, den nahezu erschöpften Werten einer hochentwickelten Kunst die immerneuen Möglichkeiten abzugewinnen. Es galt zunächst einmal Futurismus und Expressionismus reinlich zu scheiden. Das war um so notwendiger und schwieriger, als ihre Grenzen eben gestaltlos ineinanderschwammen und die Tugend dieses neuen Geistes eher alles andere als gerade klare Begrifflichkeit war. Vieles war gemeinsam: beide rissen sich in wütenden Ekstasen vom Hergebrachten los; beide wähten nichts Geringeres, als gleichsam einen neuen künstlerischen Kosmos zu organisieren; beide verhöhnten und verwarfen den Naturalismus — nicht nur der letzten Jahrzehnte, sondern so ziemlich der letzten zwei Jahrtausende, von den Griechen und der Renaissance bis zu uns — der eine platt-körperhafte Wiederholung des Wirklichen mit Kunst verwechselte, für Kunst ausgab. Der Futurismus war dabei seinerzeit gerade von einem geradezu wüsten Wirklichkeits-hunger erfüllt; aber eben dieser Orgasmus riß ihn über Wirkliches hinaus, und so gab es trotz alledem doch einen gewissen Wesens-Zusammenklang zwischen ihm und dem Expressionismus, der gerade fanatisch von allem Wirklichen abstößt; und das Un- und Überwirkliche, das Hinterwirklich-Metaphysische bejaht. Nun ist der Futurismus in viel höherem Grade ein explosives Stimmungs- und Augenblickserzeugnis; den Expressionismus muß man immerhin ernster nehmen. Gewiß: auch er hat seine Zeit; auch über ihn fallen selbst heute schon Schatten der Dämmerung;

die Toten reiten schnell, und moderne Richtungen wirtschaften erstaunlich rasch ab. Es gibt heut sogar schon expressionistischen Kitsch und ein expressionistisches Mitläufer- und Epigonentum. Der Geist durchläuft heut eben die üblichen Phasen in filmhaft beschleunigter Abwicklung. Vielleicht hat Wilhelm Worringer darin nicht so ganz unrecht, daß die Zeit heut noch ebensowenig langfristige Kunststile wie jene riesigen Ungetüme der Urzeit gebären könne — und daß wir also „Moden“ für Stile eintauschen müßten. Eines aber leuchtet sofort ein: der Expressionismus ist nichts weniger als traditionslos. Er verleugnet nicht etwa die Tradition; er verneint nur eine bestimmte Tradition (die griechisch-klassische und nachklassische); er greift weit hinter diese in eine fernere, tiefere, urtümliche Tradition zurück — in die abstrakte, stilisierende Urkunst der Frühzeiten, des alten Orients, der Gotik. Dieses kosmisch-großen Zusammenhangs ist sich der Expressionismus in seinen besten theoretischen Köpfen auch wohl bewußt. In der Tat ist er ja geradezu im Zeichen dieser allgemeinen Umwertung hochgekommen, die das klassische Ideal sinken, das orientalisch-gotische steigen ließ. Über die zauberische Enge des Klassischen hinaus wurden uns in diesen Jahren neue, weltweit-berauschende Fernblicke aufgetan; der Expressionismus selbst ist nur Folge und Symptom dieser Geisteswende. — Aber wie alle überschwängliche Jugend mißt auch die expressionistische dauernd mit dem Ewigkeitsmaßstab; sie leidet eben auch an der nicht unsympathischen Jugendkrankheit geistiger Fernsichtigkeit. So hat sie einen sehr naheliegenden und sich gleichsam von selbst anbietenden Zusammenhang übersehen: den mit der Romantik. Bei näherem Zusehen ist in der Tat besonders in der älteren Romantik vieles vom Wesentlichsten vorgebildet, das der Expressionismus heut erstrebt. Daß die Philosophie des deutschen Idealismus in das Gesamtbild der älteren Romantik hineingehört, darüber sind wir wohl heut einig; Schellings System ist typische Künstler- und Romantiker-Philosophie; Fichtes Willens-Magie hat stark und tief auf Novalis gewirkt; Hegel vollends in all seiner Überlogizität ist der extremste Romantiker und Phantast der Logik. Wie diese ganze Philosophie, so könnte man insbesondere die seine eine ausgesprochen expressionistische Philosophie nennen. Denn mit einem kühneren Salto mortale ist noch niemals über die erfahrbare Wirklichkeit hinweggesetzt worden; mit größerer Selbstgenügsamkeit hat noch nie der Geist den ganzen bunten Knäuel der Erscheinungswelt aus sich herausgesponnen. Alle Bedingungen des Expressionismus sind hier erfüllt: der Rückzug des Geistes aus der Wirklichkeit und sein weltlegendes, welterschaffendes Tun zugleich. Ja, weit über das expressionistische Programm von heut hinaus ist hier Welt nicht nur er-

dichtet, sondern auch geudeutet und gemeißelt. Novalis hat aus dem kosmischen und metaphysischen Aktivismus Fichtes die praktisch-poetische Folgerung gezogen, wenn er seiner jungen Braut durch den bloßen Willensentschluß nachsterben wollte. Und seine Lyrik, die ein einziger großer „Hymnus auf die Nacht“ genannt werden könnte, wühlt sich mit einer Inbrunst und Innigkeit sondergleichen in die Wollust der Nacht, des Todes, des Jenseits, in die Süße einer unendlich wirklichkeitsfernen Innerlichkeit. Auch lyrisch katholisierender Mariendienst ist dem Dichter doch nur ein Ausdruck und Sinnbild, die letzten und süßesten Heimlichkeiten seiner Seele auszuschöpfen. Wenn etwas Romantik ist, so ist es die innere Welt dieses jünglinghaft schwärmenden und träumenden Dichter-Denkens, dieses in intuitiven Erleuchtungen philosophierenden Mystiker-Troubadours, der vom wiederkehrenden Urstand der Dinge träumte, da sich alle Wirklichkeit in Poesie, Träume, Märchen auflöst und man „in Fabeln und Gedichten erkennt die ewigen Weltgeschichten“. In höhere Überwirklichkeiten könnte sich auch der Expressionismus nicht schwingen; diese Romantik in Reinkultur ist seine vorwegnehmende Erfüllung — Erfüllung auch insofern, als sie über und gegen das befangene Wollen des heutigen Expressionismus hohe Kunst und bis in feinste Aderchen formdurchbildet ist — und zum Ausdruck des Un- und Über-Sinnlichen die Reize des Sinnlichen leiht. Die Harmonie dieser Sphären ist dem irdischen Klangorchester abgelauscht. Letzten Endes sind Innen und Außen, Sinnliches und Seelisches, doch unablöslich. Auch im Höchsten sublimiert sich nur die gleiche zeugerische Erdkraft, die dort als Trieb, hier als Seele und Idee erscheint. Oder auch umgekehrt: im Sinnentrieb wirkt auf niederer Stufe der gleiche erhabene Eros, der gottwärts weist und zur Idee emporflügelt. Dies ist gerade der Irrtum des modernen Expressionismus: daß er eindeutig-dogmatisch das Innere jenseits aller sinnenstarken Wirklichkeit vereinzelt und verewiget. Aber auch dort, wo sich die Romantik wie im Luftschiff des Gedankens am höchsten über Wirkliches erhebt — in der souverän spielenden romantischen Ironie Friedrich Schlegels etwa — behält sie doch dies Wirkliche unter sich im Auge. — Nur in einem einzigen Punkte führt der Expressionismus über die Romantik hinaus — mindestens über eine gewisse Neu-Romantik, die ihren impressionistischen Ursprung nicht verleugnen kann und passiv-schwelgerisch im Ich-Genuß, in Seelen-Räuschen, Innen-Orgien versinkt. Der Expressionismus ist ebenso aktivistisch, als diese Art Romantik passivistisch ist. Sein herber und spröder Wille zum Ethischen und Metaphysischen, der nichts Verschwärmtes hat, ergreift das Kernhafte hinter dem zerflatternden Reiz der Erscheinung. Alles an ihm ist Tatspannung; Willensstraffung; welt-setzende, welt-

schaffende Tätigkeit. Die Grundstimmung erweist sich der Fichtes merkwürdig verwandt. Der an das Erlebnis hingeebene Seelenrausch; der gerade das Ich auflösende wollüstige Selbstgenuß sind aber allerdings schon in der älteren Romantik angelegt, wenn auch noch nicht zu ihrer späteren Kernlosigkeit entwickelt. Insofern hat der Expressionismus die Notwendigkeit, aber auch die Einseitigkeit der Korrektur. Aber wenn wir die Romantik in ihrem weltweiten Sinn als polares Gegenspiel des Klassischen fassen, dann ist auch Orient, Gotik und natürlich auch ihr jüngster Ausläufer, unser moderner Expressionismus, von ihrem Jahrtausendbogen mit umspannt. —

Schicksalsstunde / Von Elisabeth Harttrompf

Es irtt ein Fittich um mein Dach,
 Ich kann ihn hören nicht noch sehen
 Und deutlich spür ich doch sein Wehen
 In wirren Rhythmen Schlag auf Schlag.

Dies ist mein Schicksal. — Wie Metall
 Spür ich das Blut den Kreislauf runden
 Und endlos dehnen sich Sekunden
 Und sinken lautlos in das All.

Und näher, näher kommt's heran —
 Muß ich es so gelähmt empfangen?
 O Schmach dem nebelfarbnen Wangen!
 Komme was mag! Ich greif es an!

Bücherschau

A. Bartels, Weltliteratur. 1. Deutsche Dichtung, Leipzig, Reclams Universalbibliothek No. 5997—99, geb. 1,80 M.

Es ist das unbestrittene Verdienst der deutschen Romantiker, namentlich der Brüder Schlegel, daß sie zuerst den Begriff „Weltliteratur“ scharf faßten. Eine Weltliteratur in gedrängter Darstellung und guter Übersicht bietet Adolf Bartels in der Sammlung, die vielleicht am meisten und Deutschen die unermesslichen Schätze der Weltliteratur nahe brachte. Der zweite Band wird die fremden Literaturen umfassen. — Eingehender behandeln sie die Werke von Paul Wiegler, Berlin 1914 (6 M.), Adolf Bartels, München, 3 Bde, 1913, Leizner, Leipzig, 4 Bde, Hauser und Bussé, die mit Ausnahme des an zweiter Stelle genannten Werkes eine Fülle von Bildern und Faksimiles bieten. Hermann Cardanus, Aus Luise Hensels Jugendzeit. Freiburg, Herber 1918. Auf Grund von neuen Briefen schildert der Verfasser das Jugendleben und das Elternhaus dieser Berliner Freundin des Clemens Brentano. Abgestoßen von dem Nationalismus des protestantischen Bekenntnisses ihrer Zeit begegnet sie dem einstigen Spötter auf demselben Wege zur alten Kirche, ohne ihm mehr als Freundin werden zu können. Fesselnd wird ihr weiterer Lebensgang dargestellt und Brentanos Anteil und Veränderung an ihren Gedichten aufgewiesen. —

Dr. Raimund Steinert.

Eugen Ludwig Gattermann, „Der bittere Weg“. Ein Roman. Verlag „Die Wende“, Berlin 1918.

Tiefinnerster Drang zur Wahrheit, Mut zur Bekennung eigenen Irrwahns und starker Wille zur Überwindung haben dieses sich etwas eigenwillig gebende Buch diktiert, das mit psychologischer Feinnervigkeit das seltsam anziehende Bild seelischer Verknüpfungen zwischen ungleichalterigen Freunden entrollt. Im Verlaufe der fast dramatisch sich aufbauenden Handlung greift der Verfasser die Philistermoral schonungslos an, bricht er mit den blutleeren Idealen spießbürgerlicher Scheinkultur und gießt er seinen Spott über die Allzuvielen, die nicht imstande sind, ihr eigenes Ich durchzusetzen. Aber jedes Übermaß an Ichbetonung ist verhängnisvoll. Es trübt den Blick für die Umwelt und läßt jenen krankhaft gesteigerten Individualismus erstehen, der letzten Endes zum Selbstverbrennungsprozeß führen muß, wenn nicht rechtzeitig das Schicksal mit schweren Schlägen gewaltsam zur Läuterung und Erkenntnis treibt und kategorisch vom einzelnen fordert, seine ganze Kraft für das große Ziel der Erneuerung des ganzen Lebens, für die gerechten Forderungen der Unterdrückten, der Verstoßenen und Verachteten einzusetzen, in selbstloser Hingabe der Allgemeinheit zu dienen.

Freilich dauert es recht lange, bis diese Einsicht bei der Hauptfigur des Gattermannschen Romans Platz greift. Aber sie kommt — leider nicht überzeugend. Sie kommt zu spät und in einem Augenblicke, da man nicht mehr an die Möglichkeit solcher Wandlung glaubt. Nichtsdestoweniger ist die Arbeit Gattermanns eine Leistung zu nennen, sie ist ein Werk, das reinen Tisch macht; sie ist ernsthaftes Suchen nach einem neuen Gott, einem Gott, der sich nicht in Kirchenmauern und Dogmen zwängen läßt, sondern überall lebendig ist, wo Erkenntnis und Liebe zur Tat schreiten. Und hier liegt der Schwerpunkt des Buches: Der romantische, meist fruchtlose Individualismus erfährt eine neuzeitliche soziale Erweiterung in der stillschweigenden Bejahung der Frage des Verfassers auf S. 225: „Glauben Sie, daß es unmöglich ist, die Menschen besser und gerechter zu machen als sie jetzt sind?“ Perspektiven eröffnen sich... Wohlthuend berührt an dem Werk, daß nirgends ein Hang zu Weitschweifigkeiten besteht und kein hemmendes Beiwerk die Einheitlichkeit des Ganzen stört. Unumwunden sagt der Verfasser stets, wie er denkt und was er will.

Trotz realistischer Ausprägung der äußeren Geschehnisse schwebt über dem Werk der tiefinnerst leuchtende Stern echter Romantik. Richard D. Koppin.

Robert Jacques: „Liebesabend in Besigheim“. Zeitbücher, Verlag Neuf u. Jtta, Konstanz a/D.

Spitzweg-Raabesche Siebelromantik in modern-individualistischer Ausprägung und mit reizvollen, seelischen Verknüpfungen. Die titelgebende Arbeit, die mit der Greifbarkeit ihres Inhalts und dem erotischen Einschlag schon als Novelle zu werten ist, aufgenommen, besteht das Bändchen aus Landschafts- und Stimmungsskizzen, die fast durchweg in der romantischen Dunkelheit nachts stiller Gassen auslaufen, und deren lautlose Geschehnisse die feinsinnige Ausdeutungskunst des Verfassers zu nachwirkenden Innenerlebnissen wandelt. Mit leise tastenden Händen bringt der Dichter unserem Herzen die trauten Heimlichkeiten all jener Dinge näher, die dem profaischen Menschen gleichgültig und leblos sind, und gibt uns bislang selbst unbewußten Empfindungen mittels seltenen, oft überraschend gedankentiefen Wortwendungen eigener Ernte die weiteste Auswirkung. Daß der Autor sich der Schönheit seiner so im Dahingehen aufgefangener Bilder bewußt ist und um ihre Wirkung weiß, läßt ihn häufig zu ihnen zurückkehren und sie streicheln wie Kinder, die mit verträumten Märchenmienen alten Sagen lauschen. Kurzum, ein Büchlein für solche, die am Wege suchen und in der Stille finden können.

Richard D. Koppin.

Georg Lehfeld, Der Platz an der Sonne. Roman. Leipzig, Quelle u. Meyer 1918. In das enge und winkelige Berlin aus der Zeit des Großen Kurfürsten führt Georg Lehfelds historischer Roman. „Einem letzten Platz an der Sonne“ will der Sieger von Fehrbellin seinem Volke mit Hilfe des vertriebenen Holländers Benjamin Kauls, des

Schöpfers der Kurbrandenburgischen Flotte, erringen. Die Zeitgenossen freilich haben für diese hohen Ziele kein Verständnis, nur Hindernisse. Alle scheint Kauls überwinden zu können. Da bricht die afrikanische Handelsgesellschaft, die er gegründet hat, zusammen, und dem Unglücklichen erschließt sich nach des Gönners Tode der Kerker von Spandau. In sein herbes Geschick ist die bittersüße Geschichte vom Lieben, Leiden und Werben der jungen Juliane verflochten. Historische Gestalten wie v. Gräben, v. Strumlow und Rat Meiners und ebenso gut erfundene Zeittypen beschränkten, aber selbstbewußten Altkölnischer Bürgertums fesseln den Leser. Das Zeitgemäße ist in allen seinen Einzelheiten, so besonders bei der Darstellung der Belagerung Stettins oder der Greiferbeschwörung wohl getroffen. Der warme, vaterländische Ton, mit dem vorahnend der Große Kurfürst für Deutschlands See- und Kolonialmacht eintritt, richtet ernste Mahnung an die Gegenwart.

Dr. Raimund Steinert, Glauchau.

Alfons Wegold: „In geruhigter Stunde“. Neue Verse. Zeitbücher, Verlag Neuf u. Itta, Konstanz a/B.

Reif und leuchtend in seiner Einsamkeit, gottzugewandt wie stets, schuf Wegold in geruhigten Stunden Lieder, die von Sehnsucht, Gott und stillem Sterben singen, und deren zwangloser Aufbau und natürliche Gebärde von neuem des Dichters Berufensein bestätigen. Aus an sich realistischen Momenten — dem Anblick hilfloser, hüstelnder Kranker, hungernder Bettler und der öden Verlassenheit einer stillgelegten Fabrik — erwächst dem Künstler jene große romantische Schau, die hinaushebt aus Werktag und Elend und befreiend hinweist auf All und Ewigkeit. Ihm ist der Tod kein schmerzhaftes Verzichten, sondern ein lächelnder Heimweg zum Ursprung alles Lebens. Stark im Pantheistischen wurzelnde Gedanken, in romantisch-mystischer Ausprägung, sowie die Erkenntnis, daß jedes Schaffen letzten Endes nur Täuschung, wahres Glück dagegen nur in der großen Stille, in einem zu Gott hinströmenden Leben zu finden ist, wurden auch dieses eigenstarker Bilder vollen Buches Leit motive. Als besonders überzeugend möchte ich die Dichtungen „Eroica“ und „Die Einsamen“ ansprechen, wogegen z. B. „Snee“ mit seiner gewollten Originalität gezwungen, „Am Morgen“ dichterisch matt wirkt. „Auf den Tod meines Graupapageien“ fügt sich mit seinem stark grotesken Einschlag nur schwer der sonst so fein abgestimmten Sammlung ein und hätte vielleicht besser auf gleichgeartete Nachbarn gewartet.

Richard D. Koppin.

Arnold Zweig, Novellen um Claudia. Kurt Wolff Verlag, München.

In sieben Spiegeln gleichsam hat der Dichter ein Schicksal von bezauberndem Farbenschmelz eingefangen. In diesem siebenfältigen Licht baut er eine Symphonie auf von dramatisch flutendem und rhythmisch gezügeltem Geschehen, so daß uns die Fabel nicht losläßt, sobald wir in ihr schimmerndes Bereich gekommen. Zweigs Wortkunnst ist voll sinnlich blühender, ineinander verwobener und beziehungs voll aufwachsender Wendungen, getragen von einem starken, immer wachen Naturgefühl, das des Dichters Werk mit wunderbarer Fülle und reifer Lebensträchtigkeit erfüllt. Der fünfte Spiegel dieses Romans aus Novellen zählt zum Stärksten heutiger Epik. „Die leusche Nacht“ ist ein mit jauchzender Weglichkeit geschriebenes Meisterstück und gehört in die Sammlung deutscher Meisterprosa.

Hans Sturm.

Erster Abend der Zeitschrift „Romantik“ Sonnabend, den 13. Dezember 1919, 7^{1/2} Uhr, im Deutschen Lyceum Club, Berlin, Lützowplatz 8: Fränze Koloff liest Dichtungen von Erwin Reich, Manfred Georg, Kurt Bod. Karten (5, 3, 2 M.) durch die Schriftleitung und an der Abendkasse.

Verantwortlich für den Inhalt Dr. Kurt Bod, Berlin W 25, Endwiggstraße 7, für die Anzeigen E. Dffer, Charlottenburg 5. Verlag: Boll & Weidert, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW 6.
Druck: Döcker-Buchdruckerei, Leipzig.

N o m a n t i f

E i n e Z w e i m o n a t s s c h r i f t

Herausgegeben von Dr. Kurt Vock / Verlegt bei Voll u. Pickardt, Berlin

Zweites Jahr

Heft 3

Februar 1920

Bezugspreis M. 6.— jährlich. Anzeigenpreis M. 75.— für die ganze Seite; bei Wiederholungen Vergütung

Nachdruck verboten

An eine Tote / Von Paula Ludwig

Es muß leicht sein
da wo deine Augen hingegangen sind.
Aber schwer liegen die Kränze
und trübe Spuren merkmalen die Wege.
Wie der Schnee fiel
und sich jäh schloß über deinem Lachen,
also sank das Unbegreifliche.
Nun wandle ich immer in deiner bangen Umarmung
und möchte, du kämest einmal im Traume
und würdest lächeln.
Laß deinen unendlichen Hauch
kreisen um meine Sinne
und gehe nicht fort mit deinen innigen Füßen.
Menschen kommen und legen
zärtliche Hände auf meinen Scheitel,
aber keines Liebenden Wärme
kann dich verdrängen.
Ich wandle immer in deiner Umarmung.

* * *

Die Erde ist mir lieb,
seit dein strahlender Leib
eingegangen ist in sie.
Von nun an werden die Blumen im Wind
immer flüstern von deinen behutsamen Händen.
Wenn durch stille Wälder
die Quellen ihre Wohltat vergießen,
werden sie nachsingen
die Metodie deines Mundes.

Siehe:

Mein Herz klopft,
wenn ein harter Wagen poltert über die Straße.
Ich kniee mich nieder zur Erde:
daß sie nicht laste auf deinem Lächeln,
daß sie mir wiedergebe in ihren Blumen,
in ihrem Dufte
dich keusches Empfängnis.

* * *

Du kanntest ihre Gestalt
und warest ihr nah,
die alles Leid wandelte in Gefänge.
Viele verworfene Melodien fand
sie in meinen schluchzenden Gründen,
und mit Händen, die waren
wie weiße Wolken,
hob sie empor meinen Ton
unter die Sonne.
Nun suche ich nach ihrer Spur
in den Wiesen des Frühlings,
die vorüberging wie ein Strahl,
und in zerfallenes Licht
trage ich meine sehnsüchtige Trauer.
Oh, laß mich verweilen bei dir
solange nur,
um zu finden einen Hauch, einen Traum,
der vielleicht entsprang
einst den Falten ihres Gewandes.

Der schmerzliche Weg / Für E. M. Von Karl Schönberg

Zwischen uns liegt die Stadt. Nicht mehr und nicht weniger als der graue Anger dieser Stadt. Das dünkt mir bisweilen eine unüberwindliche Trennung. Indem ich bedenke, was alles sie enthält.

Straßen, von ewiger Menschenwanderung erfüllt. Der dort trägt in kalter durchlöcherter Manteltasche die Waffe, um sie vielleicht noch heute gegen einen Menschen zu erheben. Jener Alte — du wirst ihn kaum noch erblicken, denn er schlägt sich schnell durch die Menge — will zu dem frankten Kinde, dem gestern die Mutter starb. An der Seuche. Nun pflegt der kindliche Bruder die Schwester. Der Arzt steht bedenklich am

Lager, schüttelt den Kopf: werden sie beide sterben? Aber die Krankenhäuser sind überfüllt. An der Straßenecke habert ein Mann mit einer Frau. Er blieb ihr irgendwie den Lohn schuldig. Schon ballen sich Fäuste. — Geschäfte winden ihre Arme aus den Häusern, pressen Menschen in ihren Fängen. Blut wird jeden Augenblick fließen, ist vielleicht schon geflossen. Ich will fliehen und bette mich in das hohe Haus. Einsam blühen brennende Kerzen über Altardecken; die Halle aber blieb leer. Einsamer blieb der Mann, der die Hände ausstreckt, sie dem Suchenden zu reichen. Er spricht; aber es sind tote Worte, die er spricht. Keiner wird sie hören. Verlassen wartet ein Tramwagen auf den Schienen. Die Bediensteten sind alle entflohen. Zum Lanz. In den Sälen, auf den offenen Plätzen. Aus einem Winkel tönt Klang, aber es hört keiner darauf. Sie drehen sich, überschlagen sich. Eine Frau zerreißt ihre Kleider. Männer mit Frauen, Männer mit Männern, Frauen mit Frauen. Ein Mädchen will schreien, schon sind welche dabei, ihr den Mund zu knebeln. Aber die Straßen dröhnt Gejohle; das endet irgendwie in Lob. In dem Abwurf eines Müllkastens tummeln sich Raben. Sie tragen Paragrafenzeichen auf den Rücken.

Bin ich vorwärts gekommen? Ich erblicke die Häuser, von denen ich ausging. Wie soll ich es dich wissen lassen, daß ich nicht zu dir kam? Keiner wird meinen Ruf dir zutragen. Feindlich steht das Haus, in das ich mich vertriebe. Die Wände der Stuben riechen nach Gefängnisnässe. Und die Worte, die einmal Tröster und Gefährten waren, lasten nun eine ewige Wiederholung.

Im Osten und im Westen blühen die Wälder. Wir wollen in die Wildnis fliehen, Geliebte! Vielleicht, daß die Wälder irgendwo ineinanderschlagen, im Osten oder im Westen. In einer Nacht, in der Sterne die Wege zeigen. Im Schuß des Felsens will ich mich betten. Am Morgen werde ich aus dem Bache trinken und mit Beeren den Hunger stillen. Dann muß ich wandern. Ich werde viele Tage wandern und werde nicht in jeder Nacht zum Felsen finden. Aber einmal werde ich bei dir sein. —

Seitdem Du fortgingst... / Von Elisabeth Reinhard

Seitdem du fortgingst bin ich wie ein Haus,
 an dem einer im Scheiden die Fensterläden schloß.
 Wilde Rosen wuchern darüber hin,
 und die Lauben machen Hochzeit auf dem
 weißen Gesims.

Manchmal fällt durch eine Ritze am Holz
ein Sonnenstrahl in die kühl gewordene Stube.
Und wie das Lächeln glücklicher Kinder im Traum
schleicht ein Erinnern vom Leben treppauf
und treppab.

Aber eine graue Wolke am Himmel legt
ihre schwere Hand auf die kleine mitleidige Spalte:
Das Leben schluchzt und stockt . . . Auf der
erblässenden Wand
gleitet ein Schatten bis an das Bett — und
erlischt.

Das Paradoxe in der romantischen Persönlichkeit

Von Bernhard Lamey

Der durchkältete Rationalismus des 18. Jahrhunderts hatte die leidenschaftliche Aufwallung der „Geniezeit“, des „Sturmes und Dranges“ erzeugt; die verfehmte Vernunft muß dem Allherrschner Gefühl weichen; mit dem Fanatismus der Jugend wird das Recht des Individuums auf höchste Freiheit proklamiert.

Die Hochklassik schuf sich dann nach der Antike das Ideal der harmonischen Persönlichkeit, die sich gelassen in schöner Ruhe ins Ganze einfügt und Welt und Menschheit mit harmonischen Sinnen zu einem Gesamtbild zusammenzufassen sucht und deren höchste Pflicht es ist, durch weise Selbstbeschränkung die Schönheit und Einheit des Kosmos zu erhalten. Diese Pole, zwischen denen das Geistesleben der vorangehenden Jahrzehnte schwankte, zu verbinden, war das Streben der Romantiker. Um es gleich zu sagen, es blieb Ideal. Kein Romantiker hat es verwirklicht. Ja, es gehört geradezu zu den Merkmalen dieser Menschen, daß sie paradox, zerrissen und daher unglücklich sind. Die „romantische Landschaft“ in der Malerei ist ein vollkommenes Sinnbild dieser Polarität: am Fuße stolzer, zerklüfteter, in Wolken gehüllter Felsmassen idyllische, sanfte und heitere Gefilde und über allem ein zart-mystischer und göttlicher Regenbogen.

Der Schlüssel zum ganzen Wesen der romantischen Persönlichkeit liegt in dieser Betonung des Gegensätzlichen in der Menschennatur. Hegels Lehre vom Widerspruch wertet diese Anschauungen philosophisch aus. Im ruhelosen Hin und Her zwischen Satz und Gegensatz, im Kaleidoskop dieser paradoxen Vielseitigkeit dennoch zum tiefen, das Ganze umfassenden, bewußten Erlebnis zu gelangen, bedeutet jedoch erst die Vollenbung der romantischen Persönlichkeit. Hierin liegt die Größe, aber manchmal auch

die Schwäche des romantischen Lebensgefühls. Dies Erleben, in dem die Widersprüche sich zu höherer Einheit verbinden, ist nämlich durchaus mystischen Charakters. Wie jener Regenbogen der romantischen Landschaft, so wurzelt das Erleben in den empirischen Erkenntnissen, um sich mit der wunderbaren Kraft der Intuition zu den Höhen der Mystik zu erheben. Aber allzu oft nur ist dieser Regenbogen schemenhaft, verbläsend.

Und wiederum — auch dem Erleben des Romantikers fehlt das Letzte, Kindlich-Primitive des Genialisch-Titanischen. Da ist nicht die restlose Hingabe an den Augenblick. Der Aufschwung kommt nicht über die Grenzen hinweg, die Kant der Erkenntnis gezogen hatte. Eine stets bewußte Vernunft hebt den Romantiker über sein Erlebnis hinaus, gibt ihm die Fähigkeit der Ironie.

In der Dichtung findet dieser paradoxe Charakterzug der Ironie oft seinen merkwürdigsten Ausdruck. In den lebensunfähigen Dramen der Romantiker wird jede theatralische Illusion mit Willen zunichte gemacht. Zahlreiche satirische Meisterstückchen — man denkt an Tiecks „gestiefelten Kater“, an Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ — zeugen von dieser ironischen Ader, die auch vor der eigenen Person des Dichters nicht halt macht. Der ironische Scherz, den Verfasser selbst unter seinen Gestalten auftreten zu lassen, wird endlich zur Manier.

Die Widersprüche im eigenen Ich suchen sich Luft zu machen im Widerspruch gegen die Umwelt. So auch bei der romantischen Persönlichkeit, der immer etwas Revolutionäres anhaften wird. Die ganze Ethik der Romantik — Schleiermachers, Heines „Gedanken zur Sittenlehre“ — ist auf einen neuen Menschentyp zugeschnitten. Im Widerspruch zur bürgerlichen Sittlichkeit der Aufklärung wird die Sittlichkeit des höchsten Individuums proklamiert. Und dieser Gegensatz zum Bestehenden reizt zu schärfster, kampffroher Prägung der neuen, freigeistigen, sittlichen Forderungen. „Lucinde“ und „Ardinghello“ wandeln das uralte Problem der Liebe von Mann und Weib in allen möglichen Beziehungen — sinnlichen wie geistigen — in kühnster Form ab. Der bürgerlichen Ehe, dem „Konkubinats“, wird die Ehe des einmaligen Sichfindens, der ewigen Liebe gegenübergestellt. Hand in Hand damit geht die Forderung der geistigen Hebung der Frau, und Schleiermacher stellt als zehntes Gebot seines „Katechismus“ den Satz auf: „Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre!“

Diese aus innerer Qual der Unausgeglichenheit geborene Loslösung vom Hergebrachten drängt auch zu einer Auseinandersetzung mit den religiösen Problemen. Die Kritik des Christentums ist der Anstoß zu einer großen Folge von Gedankengängen, die endlich zu einer mystischen Erneuerung,

einem „neuen Evangelium“ führen. Novalis „Hymnen an die Nacht“ sind der vollendetste Ausdruck dieser alle irdischen Kreise sprengenden Gottgefühle.

Hier, im Religiös-Gefühlsmäßigen, mündet also das paradoxe Menschentum der romantischen Persönlichkeit, findet seine Erlösung und Befreiung. Wie denn letztlich alles typisch Revolutionäre nie im Materiellen, sondern im Geistig-Evolutionären seinen letzten Ausdruck findet.

Das letzte Lied / Von Alfred Pralle

(Aus dem Taschenbuch des am 30. XII. 1917 gefallenen jungen Dichters)

O ihr, der Tage letzte Dämmerungen!
O ihr, der frühen Nächte tiefe Träume;
Ihr löst die ird'schen Fesseln, Zeit und Raum,
Darin sich meine Seele wund gerungen. —
Nun gleiten langsam die Erinnerungen
von mir; es klären sich des Lebens Schäume.
Im Schatten eurer hohen Zauberbäume
erbleicht der Wunsch, und was er je errungen;
und willenlos steh ich im Tempelgarten
des Todes. — Leiser kreist mein Blut, und leiser —
bis ganz es stockt.

Hoch, heilig tönt ein Rufen:

Kommt! die ihr müde seid vom langen Warten.
Verbrennt des Lebens letzten dürren Ruhm,
und bergt euch in die Arme, die euch schufen.

Die Romantik und der Persönlichkeitsgedanke

Von Alfred Ferd. Rabes

Der romantischen Philosophie hatte sich der Märchenwald des Unbestimmbaren geöffnet, und in ihm wandelten und wanderten die Herzen der Suchenden. Verstand und Gefühl forschten und schürften Hand in Hand, und das Gefühl erkannte dieses große Unbestimmte und Geheimnisvolle als den Wesensgrund alles Seins und Werdens. Überall ist es vorhanden, in jedem Wesen, jeder Persönlichkeit schlummert noch ein Rest und setzt sich um in Werte, in die Kräfte der poetischen Gestaltung und in die Persönlichkeit selbst, im Individualismus. Und diese Individualität ward zum Wesensgrunde der Romantik, untrennbar mit ihr verbunden. Der Romantiker ist eben eine starke, individuelle Persönlichkeit, die aus ihrem Innersten heraus Wesen und Geist des Zeitalters bestimmte. Die Suchenden

und Forschenden konnten sich kraft ihrer Persönlichkeit in das Leben hinein-
denken, es ausleben wie die Menschen der Renaissance, sie konnten sich
in das Sein einfühlen, und das zeigten sie in ihrem Vermögen, die Eigen-
arten des einzelnen, selbst ganzer Völker und Geschlechter dauernd fest-
zuhalten, aus ihnen das Leben zu schöpfen; deshalb auch die unübertreff-
liche Kunst ihrer Übersetzungen. Shakespeare ohne die Romantiker wäre
für den Deutschen, trotz der urgermanischen Zusammenhänge, unfaßbar
gewesen, die Übersetzungskunst Tiecks und Schlegels haben ihn erst zum
geistigen Besitze des deutschen Volkes gemacht. Fäden der Seele spannte
der Romantiker um All und Sein, und sie erzitterten in ihm und ließen
in ihrem Klingeln Werke des Lebens erstehen.

Auf Persönlichkeiten gründete sich das Zeitalter der Romantik, und es
mußte nun die individualistische Persönlichkeit zu nie geahnter Höhe er-
heben, ganz gegen den Sinn Fichtes, der im absoluten Ich das Höchste
erkennt und deshalb Gegner des Einzelwesens in seiner Philosophie war.
Die Romantiker erhoben das Individuum in imaginäre Räume und be-
stätigten seine Größe durch die Eigenwerte des einzelnen, die er dank der
im Innern ruhenden und nun entfesselten geheimnisvollen Kräfte, aus
den Tiefen der Seele an das Licht des Tages hob. Durch diese Erkenntnis
und Wertschätzung der Persönlichkeit reifte die Romantik zu einer, wenn
auch leider nicht dauernden und bleibenden Renaissance des deutschen
Geistes. Schlegel, Novalis und selbst Schleiermacher führten diesen Per-
sönlichkeitsbegriff noch weiter. In den Schöpfungen des geistigen Eigen-
wesens, den Offenbarungen der Künstlerseelen erklären sie, das Ewige
und Ursprüngliche im Menschen gefunden zu haben. In ihnen wird der
Mensch zum Genie, in ihnen reicht er über seine Zeit hinaus und be-
stimmt sie dadurch, in ihnen zeigt er seine Größe. Durch die Eigenarten
der Persönlichkeit bedingen sie auch das Werden, bilden sie die Wechsel-
wirkungen der Kausalität, die jeder Mensch im Leben sich aufbaut, und
dadurch wird auch die Individualität des einzelnen für ihn selbst zur
Schule des Verantwortlichkeitsgefühls. Der Mensch muß sich sittliche
Grundsätze aufbauen, muß Prinzipien gehorchen, die in seinem eigenen
Wesen begründet sind. Je stärker die Individualität, die sich ja in den
Äußerungen des Lebens, in der Poesie des einzelnen zeigte, je ungeteilter
seine Persönlichkeit, desto höher stieg auch sein Wert. Die Zeit reifte
einen wahren Enthusiasmus des Persönlichkeitsgedankens, und deshalb
mußte auch die Ethik sich mehr oder weniger in romantischem Sinne
für den einzelnen weiten. Die Sittlichkeit liegt in jedem Menschen, und
deshalb gilt auch, nach romantischer Anschauung, für jeden ein besonderes
ethisches Prinzip, dem er notgedrungen leben und folgen mußte. Sein

Mensch ist dem andern gleich, also auch keine Sittlichkeit, und der Alltagsmensch durfte nun nicht der Maßstab einer sittlichen Bewertung werden. Es war der Hauch des Sturmes und Dranges, der hier wieder einbrang und die Herzen in glühendem Feuer erschwellen ließ, und so konnte auch Novalis behaupten:

„Jeder Mensch hat seinen individuellen Rhythmus.“

Wenn Du doch schlafen könntest... / Von Milli Frank

In Sonne spielen den ganzen Tag
Verstecken und Kriegen und Märchenerzählen,
und auf die fernste Straße fliegen,
wo die schönsten Sterne gehen...

Und des Abends, husch husch,
war' Jung so müd
ganz sicherlich du,
meine riesengroßen Hände deckten ihn zu,
o du, ganz sicherlich, so Riesenhände wüchsen für mich,
wollt meinen, die deckten vieles Weinen.

Aber ich bin ein ganz kleines Mädchen
und kann gar nicht große Leute trösten
mit meinen hilflosen Händen.
Und wenn: du wieder das Wunder anzündest heut nacht,
zittere ich, dann das Wunder ist so nah, es fiel von unglaublichen Fernen
in deine Menschenaugen.

Wenn du wieder das Wunder anzündest heut nacht,
werden wir beide nicht schlafen können. —
Und ich möchte so bettelnd gern, daß du schliefst.

Die Sehnsuchts-Legende / Von Franz Alfons Gaida

Die Stadt war versunken in einem dichten, dampfenden Nebel; selbst die Konturen des Turmes von St. Marien waren seltsam verwischt, obwohl der Turm weit noch über die Dächer der Stadt hinausragte und in solchen Höhen der Nebel sonst schon durchsichtiger war.

In dem Turmstübchen, dicht am Glockenstuhl, brannte eine Lampe, an dem Tisch hockte ein junger Mensch und las in einem alten Buche, verwittert und vergilbt die Blätter, so wunderbar kraus die Schrift.

Von Zeit zu Zeit ging der Mann an das kleine Fenster und blickte in das brodelnde, wallende Grau, das oben — unten — zu allen Seiten war, nichts, als dies Grau. Nur in der Tiefe hatte der Nebel eine lichtere Färbung, dort, wo die Stadt war. Wesenlos alles; Himmel und Erde verschwunden, und der Lampe Schein ließ auch nur das alte Buch und ein begrenztes Stück der Tischplatte deutlich erkennen, sonst verschwamm auch im Turm alles im Nebel — — ward wesenlos... Und was aus den müden Augen noch hinausblicken mochte, war ein Rest jener Sehnsucht, die zu allen Zeiten — und in allen Menschen war... Und wieder las er im Buch, halblaut, die Sehnsuchtslegende...

Das erste Volk auf Erden lebte in einem paradiesischen Garten, der von den Ufern des Ganges sich zog bis zum Euphrat und Tigris. Und es lebte dort in jenem Glück, das schon so lange verschwunden ist von dieser Erde — und wonach die Geister und Herzen in Sehnsucht vergehen. Die Menschen dort kannten kein Fehl und Arg, kein Gesetz und keine Macht. Sie lebten der Liebe — zueinander — zu ihrem Schöpfer, der oftmals kam aus seinen Höhen, unter ihnen lebte und ihre Liebe teilte. Die Früchte an den Bäumen waren herrlich und die Quellen voll köstlichen Wassers. Eine milde Sonne lachte über dem Garten, und nie ward Winter in ihm. Die Tiere selbst waren in Brüderlichkeit beisammen, so daß alles ein einziger großer Akkord der Sympathie, eine gewaltige symphonische Dichtung der Liebe war. Alles Schönheit — Güte — Friede...

Und Sehnsucht gab es da nicht...

Aus einer andern Welt mochte zu einer Zeit ein böser Funken in dies ambrosische Bild hineingeflogen sein — man weiß es genau nicht —, nur daß der Zorn des Weltenerbauers über das erste Volk kam — so schrecklich, so übermenschlich grauenvoll war die Strafe, die der zürnende große Geist auf die Menschen lud: sie mußten hinaus aus dem Land der Sonne und des ewigen Mai, mußten ihre zagen Füße in ein Leben lenken, das sie nicht kannten, und Länder betreten, die sie vorher nie gesehen.

Hinter den Grenzen des göttlichen Gartens dehnte sich eine unendliche Wüste — woglos, ohne Grün, ohne Wasser, mit Steinen besät, staubbedeckt, lag vor den sündigen Menschen das Grauen — das Leben — Und Fehl und Arg, und Gesetz und Macht kamen in die Welt — Not und Sünde, Elend und Schmerz — — Sinnlos war alles, bis auf das, was in den zerstörten Herzen im Fieber glühte, was schmerzhaft die Menschen nicht losließ, wie sehr sie es auch betäuben, abschütteln wollten, was eine große Qual und harte Strafe war, die Gott im Menschen

hinterließ — die Sehnsucht . . . und doch im tiefsten Sinne ein engster Pfad, der jahrelang sich durchs Leben zog, um endlich im alten Paradies zu münden.

Und sie wanderten auf vielen verschiedenen Pfaden durch die Wüste, um wieder zu dem verlorenen Paradiese zu gelangen — doch — seltsam, das Paradies war nirgends mehr — noch waren die Wasser des Ganges, noch spielten die Wellen des Euphrat und Tigris, doch nirgends das Land, in dem sie einst waren — überall trockene Wüste. Und seltsam war es auch, daß sie sich keine rechte Vorstellung machen konnten, wie es denn eigentlich war, zu jener Zeit, da ihr Schöpfer noch zu ihnen kam, aus seinen Höhen — nur: daß es groß und gut und schön war — nur: daß die Sehnsucht trieb und quälte . . .

Sie suchten in der Wüste des Lebens die Dase, wo Schatten und klarer Quell, wo Ruhe und Glück, wo Gott war; wo die Erfüllung der Sehnsucht — das Ziel — —

Und konnten sie nicht finden . . .

Da kam eine Gruppe der suchenden Menschen an der Wüste Rand, und vor ihren trunkenen Blicken wogte in Bergen und Tälern smaragdgrün das weite Meer, das sie noch nie gesehen . . .

Und sie meinten in den brausenden Fluten zu finden — ein neues Leben — Erfüllung — Ziel — —

Doch auch dies trügerisch bewegte Leben, das Auf und Nieder der Abenteuer, die Hast und Jagd, der Kampf mit dem Elemente — es konnte alles nicht den Brand löschen, der lobend im Herzen glühte . . .

Wohl spiegelte sich weit hinten, wo Meer und Himmel sich gatten, eine Insel wider, und die Menschen schwammen verzweifelt, um dahin zu gelangen, zu der Insel der Glückseligen, wo festes, blühendes Land, wo Ruhe und Glück, wo Gott war, Erfüllung der Sehnsucht — Ziel — Die Kräfte versagten, die Sehnsucht blieb, nach dem Eiland, das da unerreichbar in der Sonne lag . . .

Die Menschen, die in jenen Zeiten auf den gemächlichen, einfachen Pfaden der Wüste, in Verborgenheit, sich zermürbten, zerquälten an dieser Sehnsucht nach der Dase, wo sie im kühlen Schatten auszuruhen gedachten, und die mit dem stürmisch bewegten Meer rangen, um ihren zerfahrenen Leib auf den Gestaden des Eilands betten zu können —

der Wüste, in Verborgenheit, sich zermürbten, zerquälten an dieser Sehnsucht, Erlösung von der Strafe des Schöpfers, suchten Sinn und Wert, Ruhe und Glück . . .

Und in einem Jahrhundert fand einer nur zur Dase, erklimmte einer nur die Ufer der lieblichen Insel . . . — — —

Der nächtliche Leser da oben im Turm ging ans Fenster, wesenlos war da ein Grau, das alles verschlungen hatte, Himmel und Erde, Gott und Menschen — — —

Besenlos klammerte sich ein Körper ans Fensterkreuz, und was da weinte, schrankenlos, war eine arme Seele, die den Weg nicht fand — — — nicht die Dase — nicht die Insel, keine Erlösung — kein Ziel...

Wahrheit / Von Richard Hirsch

Durch Schlucht und Gebirg, über Länder und Meer
fliegt der wahrheitsuchende Vogel daher,
durch Träume und Trümmer.

Ob zum Himmel hinauf er die Fittiche hebt,
ob hinab er zur brausenden Tiefe schwebt,
er findet sie nimmer.

Sie lebt in den Tälern und Bergen nicht,
dein eigenes Herzblut nur weckt sie zum Licht,
aus Nebel und Starrheit.

Wenn du sie nicht nährst mit dem eigenen Geist,
kein Nar, der vom Himmel sie niederreißt —
nur Liebe ist Wahrheit.

Ludwig Finckh / Von Erich Hermann Meyer

Kritischer Maßstab am Erlebnis, Wertmesser ist Sammlung und Tiefe. Neue Gesichtspunkte für Kunst und öffentliches Leben findet nur die in sich zurückgezogene Persönlichkeit. — Auch Finckh, der liebe schwäbische Dichter und Arzt, schafft so: Von sich aus betrachtet er die Welt. Seine fröhliche, schönheitstrunkene Seele erfüllt die geschaute Landschaft. Mit eignen, die Tiefe suchenden Augen betrachtet er das Leben der Tiere und den ewig neuen Wechsel der Jahreszeiten. Ihm, dem Persönlichen, sagen die schweizerischen Glocken, die zitternd über dem abgrundtiefen Bodensee herüberklingen, so sehr viel mehr, als dem bloßen Epiker. Glockenton, Auckuckruf, Wipfelrauschen, aus seinem Innern tönen sie doppelt beselig zurück.

Und wie interessant weiß er uns seine Eindrücke wiederzugeben! In knappen, beschwingten und doch so beziehungsreichen Sätzen plaudert er. Ein Samenkorn ist ihm Mittel, uns in die Wunder des Kosmos zu leiten. Historie und Sage und Volksseele dienen seinem Wink, das Reich des Geheimnisvollen, Unendlichen uns näher zu bringen. Das einsame Berg-

dorf, der große, so sonnig verträumte, dann wieder heimtückisch lauernde, dann sturmgepeitschte und schließlich in Eis und Schnee gefesselte Bodensee sind seine Lieblinge. Sie beschreibt er mit stets neuer Liebe, und von ihnen ausgehend unternimmt er seine ausdeutungsvollen Wanderungen in die ganze Welt, in alle Jahrhunderte, in alle Religionen bis zu dem Sonnenkultus unserer ältesten Vorfahren.

Und seinen Plaudereien gleichen seine Romane. Auch hier sind ihm einfache Verhältnisse, einfache Schicksale Untergrund für eine fröhliche Lebensphilosophie, die lächelnd tabelt, gütig warnt und ach, so gern, so gern der Freude, dem Gemüt Raum gibt. — —

Aber so herrlich schön die Welt da draußen auch ausschaut, so interessant es ist, ihrem Getriebe an den großen Pulsadern nachzurätseln, lieblicher und tausendmal schöner ist doch die Heimat. Ähnliches weiß er auch vom Weibe. So feurig die Spanierin, so tändlerisch auch die Französin sich gäbe, unendlich mehr gilt dem Deutschen die deutsche Frau! Sie ist ihm nicht Spielzeug, nicht lebendes Juwel, nicht Gegenstand unreifen Anschwärmens, sie ist ihm der tapfere, leidensmutige Lebenskamerad! Ihr Wert steigt mit der Einschätzung von seiten des Mannes:

„Wir sind so rein, wie ihr uns anzusehen vermögt; so gut, wie euer eigen Herz ist, und so schön, wie uns eure Augen sehen,“ so spricht die Frau im „Rosendoktor“. Ja, und „Fraue, du Süße“, so nennt er den schönsten seiner Gedichtbände. —

Das Wesentliche: Der Lyriker und Epiker, der liebe schwäbische Ludwig Finckh ist ein Eigener, ein Wertvoller, ein Bildner und Hüter der Volksseele, ein echter, ein nachdenklicher, ein zwischen den Zeilen mit seinem Herzblut glücklich philosophierender Romantiker, der uns in die Schule und in das Leben, in die Werkstatt und in den Feierabend treulich begleiten soll!

Paula Ludwig / Von Hermann Kasak

Wo der Mann schon zerbrach an Maß und Willen der Götter, wo seine Sendung auf der Ebene der Zeiten verschmolz wie Schnee: blüht das Dichterische, rein und ungetrübt von Wechsel und Verfall, in dem Magdum der Frau. Denn ihr Geist ist Werkzeug und Dienen, und so er erfüllt ist von der Gnade eines guten Daimons, erwächst ihrer Stirne Licht, und unbekümmert um die zerbrochenen Tafeln einer Kunst, unbeteiligt an dem Unseligen einer Zeit, hütet sie die teuere Empfängnis. Ihre Worte fügen sich nicht, wie willkürlicher Zeitstil sich gebärdet, ihre Sinne ahmen nicht nach, was den Ruhm der Zeitgenössischen sicherstellt,

ihre Gedanken spielen nicht wie literarische Bettler mit Bildern, um dem Zufälligen eine bekannte Wirkung mitzugeben.

Zu den weniger dichterischen Frauengestalten unserer Zeit in Deutschland, zu jenen, die wir in den Namen Else Lasker-Schüler, Regina Ullmann, Henriette Harbenberg umschreiben mögen, tritt, bislang nur Freunden bekannt, mit ihrem schmalen, doch einhellig gerundeten Gedichtband: Paula Ludwig. Es ziemt sich nicht, an dieser Stelle kritisch-lobende Sätze über einzelne ihrer Gedichte zu sagen: denn sie bedürfen nicht fremden Zeugnisses. Diese Worte, die zu schreiben so höchste Ehre wie Freude ist, können nur die lebendige Bejahung verkünden, die diesen Versen als einer erfüllten Sendung ureigener Frauen-Kunst zukommt. Denn worin anders liegt das über die Zeiten hinaus wahlverwandte Lebensgefühl der fraulichen Dichtung als in Dem, aus Liebe geschöpft zu sein? Aus einer Liebe, die selbst zum unendlichen Subjekt wird, und nach dem Du ruft. Mag das Du mystisch begriffen sein wie von den mittelalterlichen Nonnen, mag es erfaßt werden in dem Einen Geliebten wie von Elisabeth Barrett-Browning, mag es sich konzentrieren auf dieses oder jenes Wesen: stets wird das dichterische Ich der Frau das ebenbürtige Du verlangen, wird ihrem unendlichen Gefühl ein männlicher Kosmos entsprechen. Was gestaltend wirkt, ist das tiefe Bewußtsein von der Natur der Frau: bereitet zu sein als Magd vor dem göttlichen Herrn, als Kelch, der aufnimmt und sich vergießt, nicht feinet: um eines Höheren willen. Und dieses ist ihr gegeben, reiner und vollkommener als dem dichterischen Mann, der auch nur Werkzeug ist den Göttern, der Idee, der Kunst, da ihre Natur, ist sie wirklich und wesenhaft, jene innere Bereitschaft, jenes hohe Magdtum innehat.

Das Magdtum der Frau: Einfachheit und Einfachheit, nehmend und von allem benommen; Landschaft und Mensch, Mensch und Landschaft — es ist Eines, so es die offene Seele befällt; Atem und Tod, Warten und Demut, Sehnsucht und Mütterliches — alles ist Eines vor ihm, ist Güte, und gütig ist schwermütig. Das Wissen ist nichts, Hinnahme alles, und der Schmerz selbst ist noch milde, denn Schoß und Herz sind gleich bereitet: Magdtum der Frau, dessen Ekstase das Gedicht ist.

So ist auch die dichterische Gestaltung Paula Ludwigs elementare Umsetzung des Inhalts. Sie ist getragen vom gleichen Rhythmus, von der gleichen Hingabe an das wortgewordene Gefühl. Obgleich es selbstverständlich scheint — sind wir unbefangen genug —, daß hier die naive Natur der Frau, daß nicht „begabte“ Literatur, sondern dichterisches Vermögen sich ausdrückt, sei doch in einer Parenthese, die allein das private Leben einschließen kann, gesagt: Die Dichterin Paula Ludwig war ohne Kenntnis

einer etwa vorbildlichen Literatur. So verwunderlich die — in unserer Zeit! — erscheinen mag, aber in ihr wieder auferstanden spricht die einfache Stimme des Volkes, unberührt von fremden Dingen, allein verschwifft dem Wort. Um die Jahrhundertwende niedrig geboren, in Dienst und Arbeit großgeworden —: Und wandelnd durch den Tau der Wiesen mit bloßen Füßen, und verloren immer in die eigene Tiefe, die hinauswächst über die „spöttischen Dinge des Lebens“ und sich wölbt, bis ihre Tropfen fallen, Blut der Unendlichkeit.

Bücherschau

Elisabeth Reinhard, Aus singendem Herzen. Eine Ehe in Briefen. Verlag Edwin Runge, Berlin-Lichterfelde. 4,— (5,75) M.

Zwei Menschen und ein heiliger Herzschlag. Briefe wandern weit her und hin — Krieg trennte äußerlich, unwesentlich, — Briefe berichten, erzählen auch nicht, nein, hier sind die Stimmen aus den Höhen, da die Seelen über den Raum triumphieren und schon leuchtende Brücken hinüberwandeln aus Zeit in Ewigkeit. Im Einklang der Herzen erfüllt sich die heißeste Liebe. Was ist da der Tod, der aus Schlachtennebel zugreift! Die Liebe ist erfüllt, ihre Kraft bleibt ewig wirksame Erbsung, Läuterung, Befreiung. Dazu helfe — hilft dies schöne Buch der reinen Güte. B.

Elisabeth Reinhard, Maria. Gedichte. Verlag Edwin Runge, Berlin-Lichterfelde. 3,50 (5,25) M.

Die gellen Posaunen sind verdönt, das Furioso der Zeit will verklingen, noch brausen dumpf die klagenden Wäße unseres Erleidens, schrill höhnisches Gelächter der Pfeifen und Trommeln flackert wieder und wieder auf, aber das Chaos ist erlöst und aus milder dämmernder Höhe flutet die feierliche Welle der vox humana! Schmerz ward zu Güte; was ich Liebes lebte, sollst auch du leben! Wir sind uns alle nahe . . . Stille, versonnene Stunden fordern diese Verse, dann aber schenken sie unausschöpflich reinen Klang, Schwesterliche Liebe — ein ganzes Leben. B.

Richard Hirsch, Mensch sollst du sein! Verse. Verlag W. Härtel & Co. Nachf., Leipzig, geh. 4,—; Watilbd. 6,50 M.

Eines allzeit Frohzufriedenem romantische Reise durch ein ganzes, langes Leben klingt in diesem Buche wieder, in all den farbenbunten, singenden Versen, denen ein schmutzes Kleid von Sezer und Binder gegeben wurde. Ein nedischer Auftakt und das freie Wandern beginnt, Sonne strömt herab, ein Märchenvogel tauscht der blauen Ferne zu, Scholarenlieder tanzen led und selig voraus, innige Weltweisheit lockt zum Verweilen. Dann werden Landschaften zum seelischen Erlebnis, die Liebe schreitet durch die Abende und auf den drollig strammen Weinerchen stolpern Kinder über die Blumenwiesen, wandern, wandern — weit und lange Zeit, die große Not, flammende Begeisterung und Herzleid, greifen in das Lied. Dann tritt ein neues Säkulum auf den Plan mit dem Enkelkinde. Drei Generationen stehen hinter diesen Gedichten, von einem Herzen umschlossen. Die lyrische Lese aus diesem reichen Leben ist knapp und streng; darum auch ist jedes Gedicht klar und vollwertig, so verschieden die Bestimmungen sind. Und dieses macht das Verbuch so gut, so schön: Ein reifer Mensch spricht zu uns — im Abendfrieden. B.

Gedichte von Sophia Steinwatz.

Diese Dichterin, deren Gedichte schon 1914 bei Georg Müller, München, erschienen, jetzt aber in einer Ausgabe des Globus-Verlages, Berlin, uns neu geschenkt werden,

zählt zu den „Stillen im Lande“, auf die man mit doppelter Eindringlichkeit hinweisen soll, weil sie in ihrer leisen Vornehmheit überhört werden, weil sie es menschlich-künstlerisch verdienen — und weil sich nur dadurch die Brücke zu Ihesugleichen schlagen läßt. Diese ganz schlichte, ganz menschliche Kunst, die niemals nach Originalität und Effekt begehrt, sondern sich stets nur kausal, nicht final, nur aus innerer Notwendigkeit, nicht auf äußere Zwecksetzung und Wirkung hin ausspricht — diese Kunst stimmt mit echten und reinen Mitteln zu leiser Nührung und Ergriſſenheit. Ein Menschenleben, eine Menschenseele mit ihren Wirkungen und Klärungen liegt vor uns — von einem zitternd-feinen Tone religiösen Fühlens überschwebt. Geistgewordene Natur, die sich doch die Unschuld ursprünglicher Natur bewahrt hat. Nicht zufällig schlägt schon das Einleitungsgeſicht diesen Akkord des Einflangs zwischen Natur und Seele an:

„O laß mich tiefer schaun die ew'gen Werke,
Und hauch mir deinen reinen Odem ein;
Ich möchte, so wie du, in heil'ger Stärke
Und unverstellt der Gottheit Spiegel sein.

Und werd' ich ruhen einst in deinen Armen,
Und soll ich untertauchen in der Flut,
Soll ich zu reinerm Leben neu erwarren,
Was fürchte ich? — Ich bin in deiner Hut.“

Der Strom, der ihn sein nimmermüdes Lied in die vom Erdschlaf gebundene Seele rauscht, die das Ewige nur flüchtig und schattenhaft zu ergreifen vermag, — wird ihr zum Sinnbild der Unsterblichkeit.

„Kann nicht wirken, kann nicht schaffen,
Schlaf befängt die Seele schwer,
Doch du rauschest und vermählest
Schimmernd dich dem großen Meer.

Rausche, Strom, in meine Träume,
Sei von dir mein Schlaf geweiht,
Meine Seele hört gefangen
Sänge der Unsterblichkeit.“

Dieser priesterlichen Seele ist — wie Conrad Ferdinand Meyers Vestalin, die das heilige Feuer der Kunst zu hüten berufen ist — „Rusendienst“ Gottesdienst. Hier gelingen ihr bezeichnender Weise die reinsten Strophen voll zarter und tiefer Weiße:

„Hab' ich still das Heiligtum betreten,
Ruß ich zweifelnd ringen, glühend beten,
Ruß ich weinend zur Erkenntnis reifen,
Alles Eng' und Kleine von mir streifen.

Horch, der Vorhang rauscht! Tief hin zur Erde
Neig' ich mich mit flehender Gebärde
Und mein Herz erzittert in dem Wehen:
Wird sie segnen? — Wird vorübergehen?“

Dann klingen — doch stets in maßvoll-künstlerischer Dämpfung — stärkere Töne des Ringens mit Gott, Schmerz, Schicksal auf. Eins der einfachschönsten Gedichte malt

den Kampf mit dem Schmerz, sein allmähliches Ermatten in den Armen der Seele, seine Verklärung. Ein wehendes, brünstiges Gottsuchen löst sich in seligstes Seelenfinden:

„Wer ihn nicht kennt, dem wird kein Kampf geschlichtet,
Wer ihn erfasst, besitzt das Himmelreich.“

Behmut und Süße der Einsamkeit, Leichtigkeit und Unschuld des Volkslieds, Schmerz und Reife der Entfagung, selbst wohl ein Laut voll seelentiefem Schicksalstrog einen sich in den zarten, klaren Grenzen dieser einfach-reinen und -reichen Welt. —

Kurt Walter Goldschmidt.

Max Dreyer, *Nachwuchs*. Roman. L. Staackmann, Leipzig 1918, 336 Seiten, geh. 4,50; geb. 6,— M.

Der neue Roman Max Dreyers läßt aus seinem Titel nicht vermuten, daß er auch dem etwas zu geben hat, der auf den Spuren der romantischen Dichterschule wandelt. Ist er in seiner Hauptabhandlung eine Darstellung des nach jedem Kriege aktuellen Nachwuchproblems, so ist er darüber hinaus ein Zeitgemälde, in dem auch die Romantik nicht fehlen durfte. Magda, die Witwe Hennings, ist ihre Mittlerin. Und Novalis ist der in persönlichen Beziehungen zu Henning stehende Vertreter der romantischen Dichter. Im Roman selbst tritt er zwar nicht persönlich auf; aber sein Geist ist in Magda lebendig; seine Mystik lebt in ihr; ihr Verhältnis zu ihrem den Heldentod gestorbenen Gemahl ist das Verhältnis Novalis zu seiner gestorbenen Braut. Ihr Lebensziel ist auch in der neuen Ehe, die natürlich daran zerbricht, nur die Vereinnahmung mit Henning. Dieses Ziel gibt ihr, von starken Leben Emmerichs und Gustaves aus gesehen, etwas Unirdisch-Aufgelöstes, von ihr selbst aus: seligstes Glückseligsein. So spielen denn auch Novalis „Hymnen an die Nacht“ bestimmende Rolle in Magdas Leben. Sie sind ein Ausdruck ihrer „sinnlich-über sinnlichen Sehnsucht über die Grenze des Lebens in die einseitigen Gefilde“; in ihnen findet sie ihren Zusammenhang mit dem toten Henning restlos ausgedrückt. Es ist kaum zuviel gesagt, wenn ich Magda einen im Weibliche übersehten Novalis nenne. Genau wie Novalis' „Gemüt sein Schicksal und sein Schicksal sein Gemüt“ — mit Fr. Blei zu sprechen — war, so auch ist Magdas Gemüt ihr Schicksal und ihr Schicksal ihr Gemüt. Genau wie Novalis stirbt, als er sich zum Leben rüstete, ebenso kommt Magda nur zu Ansätzen eines neuen irdischen Lebens mit Emmerich. Im Roman steht sie einsam der Gestaltenmehrzahl gegenüber. Sie ragt — darin der Romantik im ganzen ähnlich — eine Säule ablaufender Zeit hinein in eine durch den Verlauf der Geschichte auf die irdische Wirklichkeit immer einseitiger angewiesenen Zeit und gibt dem Roman die Möglichkeit zu wirksamen Gegensätzen. Sie mildert, möchte ich sagen, die rauhe Luft, die von Gustaves Wirklichkeits Sinn ausweht. Sie gibt dem gleichsam winterlich klaren Bild zart verschleiendenden Duft. Ist Gustave Symbol für die Forderungen der Wirklichkeit und der Allgemeinheit, so ist Magda das der Geistigkeit und der subjektiven Freiheit. Es verkörpert sich also in beiden Frauen der Gegensatz: Realismus — Romantik oder Verstand und Herz. So bleibt Magda im Roman wie ein Ton, der ohne Widerhall im Weltall verschwimmt, den die anderen überdauern, weil sie im Zeitgeist stärksten Resonanzboden fanden. Auch darin also ist Magda ein Sinnbild der Romantik; denn auch sie verklang wie ein harmoniefremder Ton im siegenden Realismus. So darf Dreyers neuer Roman auch Freunden der Romantik empfohlen werden. Obwohl er das Wert eines entschiedenen Realisten ist, ist ihm doch als echtem Dichter ein Stückchen Novalisseele einzufangen gelungen.

Ernst Lemke.

Paula Ludwigs Gedichte „Die selige Spur“ erscheinen im Roland-Verlag zu München-Masing. Die Gedichte „Seitdem Du fortgingst...“ von Elisabeth Reinhard und „Wahrheit“ von Richard Pirsch sind den in der Bücherschau besprochenen Bänden entnommen.

Verantwortlich für den Inhalt Dr. Kurt Bod, Berlin W 15, Ludwigsstr. 7, Verlag: Boll u. Pöschel
Verlagsbuchhandlung, Berlin NW 6. Druck: Oscar Brandstetter, Leipzig.

R o m a n t i k

E i n e Z w e i m o n a t s s c h r i f t

herausgegeben von Dr. Kurt Vock / Verlegt bei Vock u. Pickardt, Berlin

Zweites Jahr

Heft 4

April 1920

Bezugspreis M. 6.— jährlich. Anzeigenpreis M. 75.— für die ganze Seite; bei Wiederholungen Vergütung

Nachdruck verboten

Ich liebe dich / Von Werner Peter Larsen

Es ist ein kleines Wort.

Früh sagt's der eine, der andere spät. Ja, Menschen sah ich, die es nie sagen wollten, es vergruben in Nacht und Rissen. Und andere wieder, die zu Gott darum flehten. Und andere, die es durch die Gasse zerrten... johlend, pfeifend...

Viele sah ich, alle verschieden.

Ich liebe dich!

Ein kleines Wort. Aber es regiert die Welt und einmal — das ist gewiß — sagt es ein jeder. Könige und Bettler beugen das Haupt. Einmal sagt es ein jeder. — —

Das Leben klopfte bei mir an. Es klopfte meist als Hunger. Nun kam es als Weib. Es kam im Frühling, es sang, es geigte. Da barst das Eis. Da ward es. Das Meer: Ich liebe dich!

Nun kann ich schon von ihr reden. Es ist noch nicht vorbei. Noch schmerzt es, wenn ich an sie denke. Als würge etwas das Herz. Aber besser ist es, — ja, das ist es.

Einst, die erste Zeit, war es ein Strom. Ein Sturzbach. Es kam und riß mit. Kam — urplötzlich — stieß in die Knie, peitschte den Nacken — —

Das ist nun anders. Stillter. Oft noch durchwandere ich jene Lage. Ich wandere und neben mir geht ein Mädchen, groß, schlank, lichte Augen... Das Mädchen lächelt... lacht. Da lächle auch ich. So wandern wir — stumm lächelnd — Lage und Nächte.

Wie war das doch? Mir ist, es war Nacht und ein Vogel sang. Ein kleiner Vogel — mitten in der Nacht. Oder ich ritt auf einem Stern durch die Luft. Es war ein goldener Stern. Oder ich saß an einem Bach, lachte und band Blumen — —

So war es: Wir gingen durch den Wald. Es war Abend. Die Föhren brausten. Wir hatten gelacht, solange die Sonne schien, — es kam die Nacht, nun sprachen wir leise.

Was ist das Leben, was der Mensch? Ein Gott oder ein Wurm der Erde?

Wo kommen wir her, gehen wir hin? Was ist die Liebe? Ja, was ist die Liebe?

Ich sagte: „Die Liebe?... das ist mir, wenn zwei sich umfassen — Körper und Geist — zwei Freie, und so, alles vergessend, emporzuheben — jubelnd — jauchzend — immerfort — in Ewigkeit.“

Ita sagte: „Die Lieb: — —“ Und brach ab. „Ich weiß es nicht . . .“ „Wirklich nicht?“ Ita schwieg. — — — Die Föhren brausten.

„Ich weiß es nicht,“ hatte sie gesagt. Und geschwiegen.

Mir war, ein Vogel sang. Ein kleiner Vogel. Mitten in der Nacht. Bleicher werden die Sonnenpfeile. Lämmerwolken kommen. Ein Stern blinkt auf. Ita und ich stehen im Garten. Es ist Abend. Es ist still. Nie noch, scheint mir, war es so still. Man hört sein Herz schlagen.

„Man hört sein Herz,“ sagt Ita und lacht.

Warum lacht Ita? Ich weiß es nicht. Und ihr glaubt, sie weiß es? Ita? Auch sie nicht. Niemand weiß es.

Ita ist Aprilwetter: Regenschauer — Sonnenschein. Sie kann Blumen welken sehen und dabei weinen. Und andererseits: ein Vogel entschlüpft dem Ei, der Bach rauscht oder sie hört ihr Herz schlagen — da wird sie händeklatschen, lachen und springen.

„Man hört sein Herz.“ So still ist's. „Haben Sie auch ein Herz?“ fragt Ita und kichert. „Man sieht und hört es nicht.“

So ist Ita. Sie lacht und es klingt, wie wenn Gold fällt, Gold in tönende Becken. Kichert und es purzelt daher: Kobolde, Gnome, trippelnde Wichte.

„Sieht und hört es nicht.“ So sagte sie doch? — So sagte sie. Und ich: „Mein Herz ist krank. Es haust als Einsiedler — seit Jahren — tiefinnen, Meilen von der Welt. Wie die Menschen verschieden sind, diese still, jene heiter, keiner dem andern gleich, jeder für sich, so auch die Herzen: keines dem andern gleich, jedes für sich.“

Ita lauscht und lächelt. Nie habe ich sie so lächeln sehen, als stöhne ihr Gesicht unter dem Lächeln. „Weiter,“ sagt sie.

„Weiter? Ja... Meilen von der Welt. Ein närrisch Herz. Aber so ist's gesponnen. Fürchtet die Menschen, die Krämer und Schreier, die Neider, glaubt ihnen nicht . . .“

„Weiter,“ sagt Ita. Ihre Stimme klingt gepreßt, zittert.

„Manchmal wohl überkommt es die Sehnsucht. In lichten Wogen. Ruft, lockt: ‚Die Menschen sind gut. Die Menschen sind klug. Erdengötter sind die Menschen.‘ Aber das Herz fürchtet sie, glaubt es nicht. ‚Du lügst,‘ sagt es. Und glaubt es nicht...“

„Glaubt es nicht...“ murmelt Ita tonlos. Ihre Augen sind groß, starren ins Leere. Was soll ich sagen? Was kann ich ihr sagen? Sie hat nach dem Herzen gefragt. Da habe ich erzählt. So, Fräulein Ita. So ist das Herz. Ob der Mensch es je kennt, sein Herz? Er kennt es nicht.

„Ich muß fort,“ sagt Ita. „Leben Sie wohl.“
„Leben Sie wohl,“ sage ich. „Fräulein Ita.“ Sie zögert, bleibt stehen. Ihre Augen starren mich an. Ich sehe nur die Augen. Fühle nur die Augen... fragen, suchen... bitten... Eine Feuergarbe sprüht, braust durch das Hirn. Etwas huscht, schmiegt sich an mich. Weich und fest. Die Augen sind fort.

„Oh...!“ sagt Itas Stimme. Da küsse ich sie. Mitten auf den Mund. Was sagte Ita doch? Ita sagte: „Bin ich es? Ich erkenne mich nicht. Nie war ich mir so fremd. Alles ist anders: Du, ich, Menschen und Dinge, die ganze Welt. Meine Augen sind strahlend geworden über Nacht, — nun strahlen alle Dinge.“

Alle Dinge strahlen. Das sind Tage, fürwahr! Licht wie die Sonne, rot wie Blut. Tage, wie Ketten schimmernden Geschmeides, wie Geigenlieder — ja, wie Flöten und Geigen. Sitzt da ein blonder Knabe, reißt auf Sonnenstrahlen Perlen von Morgentau. Die Perlen gleiten hinab, blißen, blinken. Der Knabe schaut ihnen nach, träumt ein Weilchen, lächelt... Oder es steht ein Mädchen im Walde, breitet die Arme aus, wirft Küsse in die Luft. Küsse in den Himmel. Das Mädchen träumt. Das Mädchen lächelt. Ein Lächeln die ganze Welt. So sind diese Tage. Sie gehen auf, wenn Ita kommt, versinken mit ihrem Gehen. „Soll ich morgen kommen?“ fragt Ita jeden Tag aufs neue. Und jeden Tag bitte ich: „Komm, Geliebte!“

— — Es ist Morgen, die Sonne geht auf. Ich warte. Sechs, sieben. Gleich muß sie kommen, gleich... Ich warte. Wo bleibst du, Ita? Schläfst wohl gar? Schläfst du? Es ist acht. Purzeln daher: Gnome, trüppelnde Wichte, Ita kichert. Fällt Gold in singende Becken — — Ita steht in der Tür und lacht. Wie Sammet die Wangen. „Habaha, acht! Um zehn wollte ich kommen...“ Ich springe auf, schaue sie an. So hell ist's. „Liebst du mich noch?“ fragt eine Stimme. Itas Stimme. Mein Herz stockt. Etwas flattert, rauscht. Preßt sich an mich, heiß, ungestüm — etwas wie Sammet und Blüten — — „Liebst du mich?“ Mir schwindelt.

„Ich liebe dich,“ sage ich und küsse sie. „So liebe ich dich! So... So...“ Und küsse sie. Heiß waren diese Lippen, heiß und rot. Nun strahlen alle Dinge. Die Welt erwacht, jauchzt, weiß es wohl zu schätzen. Die Vögel jubilieren: „Ita kam!“ Die Bäume flüstern und rauschen. Die alten Bäume wissen es wohl. Viel Liebende sahen sie. Flüstern und rauschen: „Ita kam! Ita kam!“

Ita stößt die Fenster auf, lehnt sich weit hinaus. „Herein!“ ruft sie, „nur herein!“ — Ja, herein, Herr Frühling! Willkommen von der Reise! Da kommt er: närrisch, trällernd, junges Grün im Haar. Wlgt uns an, springt aufs Fenster, zieht die Flöte — — schäkert, bläst, — lacht — ein Käfer surrt — Primeln, Weilchen sprießen — — —

Der Frühling bläst und lacht. Hahahaha! „Die Veilchen blühen,“ sagt Ita.

Wir gehen durch Wald und Wiesen. Die Menschen, die uns begegnen, bleiben stehen, schauen uns nach. Schütteln die Köpfe, lächeln. Einem begegnen wir, einem in der Kutte, der schlägt ein Kreuz, zieht die Brauen hoch. Was dachten die Menschen wohl? Sicher nur Gutes: wir gingen eng umschlungen...

Viel Blumen blühen im Walde, unzählige pflücken wir. Blüht auch eine auf Itas Mund. Ich pflücke sie wieder und wieder. — Tausendmal — —

Gott segne dich, Ita! Mein Gott, dein Gott — der große, gütige Gott, Gott der tausend Himmel, schirme und segne dich!

Es ist ein Gott. Nicht immer wußte ich dies. Es gab Jahre, da meine Seele finster war und wie Galle mein Mund. Mein Herz hauste Meilen von der Welt, war einsam. Nun jubeln Herz und Seele, wissen: es ist ein Gott. Nenn ihn, wie du willst, Jehova, Natur, Schönheit, bau ihm Paläste oder Hütten in deiner Seele, tanze, singe vor ihm, — das bleibt sich gleich. Es ist ein Gott, groß und herrlich sind seine Werke. Sein Herz ist ein goldenes Gefäß voll Weisheit und Güte, seine Hände Segen der Welt. Zu ihm flehte ich des Nachts: „Breite deine Arme aus, lasse deine Hände ruhen auf ihr, segne sie!“

Da lächelte Gott, segnete sie. „Ewig fröhlich dein Herz, ewig leuchtend dein Auge, ewig blühend dein Mund!“

Ita, Ita! Meine Seele kniet vor dir. Sei mir gepriesen in alle Zeiten, gesegnet fort und fort!

Meine Seele kniet und spricht: „Ich liebe dich! Ich lasse dich nicht. Ich liebe dich, ich liebe dich, — nun und für immer!“

Lacht der Frühling: „Für immer?“

„Für ewig,“ sagt die Seele. „Für ewig und immer!“ „Viel Glück!“ sagt der Frühling und springt davon.

Er wohnt nun nebenan. Wo, wissen wir nicht. Aber wir hören ihn die Flöte blasen, zuweilen des Nachts. Einmal ertappten wir ihn: er saß auf einem Ast, den Rücken am Baum, die Beine überschlagen. „Gott zum Gruß!“ riefen wir hinauf. Er blies und drohte mit dem Finger. —

Goldene Lage, blaue Nächte. Wie waren doch diese Nächte? Singende Brunnen, Edelsteine. Nie sah ich gleiche.

Kommt Ita durch die Nacht. „Mir war, du rieffst mich. Rieffst du mich? — ja? Siehst du, nun komme ich zu dir.“

„Ich danke dir,“ sage ich und verneige mich. „Ich danke dir.“

„Man kann nicht schlafen,“ sagte Ita. „Die Nacht ist heiß.“

„Die Nacht ist heiß,“ sage ich. „Ja, heiß, ich danke dir.“

Wir sitzen am Weiber. „Die Sterne baden,“ sagte Ita. „Am Tage schlafen sie, nachts stehen sie auf. Die schlechten müssen das Haus hüten, die guten baden. So ist es.“ „Ja, so ist es.“ „Laß sehen, wie viel schlechte. Eins,

zwei —“ Ita liegt und zählt. Viel schlechte Sterne gibt es. Zählt und seufzt. „Küsse mich!..“ Küsse ich sie.

Viel Sterne... viel... „Nie küssest du mich.“ „Stets küsse ich dich!..“
Nachtnebel ziehen. Wir liegen im Grase. Perlt der Tau, flattern badende Sterne auf? Es rieselt. „Die Sterne sind es,“ sagt Ita. „Fliegen nun auf. Sind noch naß, da fällt der Tau . . . Küsse mich . . .“ Küsse ich sie. „Sei mein,“ sagte ich. „Ita!“ Flüstert eine Stimme: „Dein!“
Ein herrliches Wort. Nie hörte ich es so, möchte es immer sagen. Wie klingt es doch? Dein. — Dein. — — —

Ita schlägt die Augen auf, schüttelt das Haar. Es rieselt... „Die Sterne...“ sagt Ita.

„Die guten Sterne,“ sage ich. Ich lächle.

Steht der Frühling da. „Oh!“ sagt er. „So?“ „Ja,“ sagen wir und küssen uns. „So. Und so.“

„Ihr liebt euch wohl?“ fragt er. „Ja,“ sagen wir und küssen uns. „Lieben uns. So... und so... und...“ „Viel Glück,“ sagt er und springt davon.

Was ist die Liebe?

„Die Liebe?“ sagt Ita. „Das ist ein badender Stern im Weiber, ein Kuß — ein geflüsterter Wunsch — Empfangen und Geben.“ —

„Die Liebe?“ sage ich. „Es gibt tausend Wünsche. Das ist die Liebe: Erfüllung für jeden.“

„Für jeden?“ „Für jeden.“ „Ich liebe dich!“ sagt Ita und weint und lacht. — —

Und wieder wird es Nacht. Wieder kommt Ita zu mir. Ita kommt alle Nächte. Der Mond scheint. Von weitem schon sehe ich sie kommen. „Ich hatte ordentlich Angst,“ sagt sie. „Immer läuft er mir nach.“

„Wer?“ „Na, der Mond.“ Ich lache. „Nichts zu lachen,“ sagt Ita. „Er stiehlt Kinder und Mädchen. Verspeißt die Kinder, küßt die Mädchen tot. Unlängst —“ Wieder lache ich. „Er wohnt da drüben.“ „Wo drüben?“ „In der Waldschlucht.“ So waren diese Nächte. Ita und ich. Und Mond und Frühling nebenan.

„Erzähle etwas,“ sagt Ita. „Eine lange Geschichte.“ Da erzähle ich. Von dem Ritter, der auszog, das Glück zu suchen, vom armen Gou, oder dem Rabenkönig im Walde. „Mehr,“ sagt Ita und schließt die Augen.

„Mehr? Ja, da war auch, glaube ich, noch ein Jüngling, Siebentreu hieß er. Der liebte ein Mädchen, das schönste der Welt. Das Mädchen hieß Rosenmund. Spricht Siebentreu zu Rosenmund:

„Ich liebe dich! Aber ich muß in die Welt hinaus. Sieben Jahre mußt du warten.“ Lacht Rosenmund: „Sieben Jahre? Was ist mir das? Sieben mal sieben Jahre warte ich auf dich. Die Liebe zwingt alles.“ Spricht Siebentreu traurig: „Sieben mal sieben Jahre mußt du warten.“ Lacht Rosenmund: „Siebenzig mal sieben Jahre warte ich. Die Liebe zwingt alles.“ „Siebenzig mal sieben Jahre mußt du warten.“ Die Jahre vergehen.

Kommt Siebentreu zu Rosenmund: „Ich liebe dich! Aber nimmer wirst du mich erwarten.“ Lacht Rosenmund: „Nimmer? Was ist mir das? Ich liebe dich.“ Spricht Siebentreu: „Wir liegen ja längst im Grabe.“ Lacht Rosenmund: „Im Grabe? Was ist mir das? Die Liebe zwingt alles.“

Ita schlägt die Augen auf, sieht mich an. „Schön war das. Glaubst du, daß es wahr ist?“

„Ich schwöre,“ sage ich. „Es ist ewig wahr. Die Liebe zwingt alles.“ Ita nickt. „Das sagt auch Magnus: sie zwingt alles.“

„Magnus —?“ „Ja, das ist...“ Ita sieht mich an und lächelt. „... nun, ein Mensch.“ „Ein Mensch?“ Das Herz horcht auf.

„Gewiß, ein Mensch!“ Ita springt auf und lacht. „Ein Mensch! Wie dumm du bist! Hahaha! Falten zwischen den Brauen! Fort damit, — so! Sag etwas, ich bitte dich!“

„Liebst du ihn?“ frage ich. Das Herz stockt. Und wieder lacht Ita. Gold und singende Becken. „Ich liebe nur dich allein!“

Der Mond sieht ins Fenster. „Die Kinder verspeist er,“ sagt Ita. „Die Mädchen — — küßt er tot!“ — — — — —

Ita ist frühmorgens gekommen. In weißem Kleide. Die Frühlingssonne mit ihr. „Will dir sagen, wer Magnus ist!“ ruft sie noch in der Tür. „Nun?“ „Warte,“ sagt sie, „warte!“ Ich warte. „Willst du mich küssen?“ fragt sie und sieht mich bittend an. „Ich will,“ sage ich und küsse sie auf den Mund.

„Nun höre!“ sagt Ita. „So lange ich lebe, neunzehn Jahre, kenne ich Magnus schon. Unsere Mütter hielten Freundschaft, wiegten uns in einer Wiege — Magnus und mich. Magnus ist älter, zwei Jahre, lief schon. Aber er wollte immer mitgewiegt sein. Da taten sie ihn hinein.“ Ita lächelt. Komisch ist Magnus in der Wiege. „Pferde hatten wir damals, unsere Pferde zogen einen Wagen. Unsere Puppen wohnten in einem Hause, waren Mann und Frau.“ Ita muß lachen. „Mann und Frau! Und machten den Schulweg zusammen und konnten beide nicht früh aufstehen, und beide den Lehrer nicht leiden, den alten Anasterbart. Ja... So war es. Jetzt wohnen die Puppen zusammen,“ sagt Magnus. „Jetzt ziehen die Pferde einen Wagen. Aber wenn wir erst größer sind, und du ein langes Kleid hast und ich lange Hosen, — da laufen wir einen richtigen Wagen und bauen uns ein Haus und da wohnen wir dann zusammen und sind Mann und Frau und ich heirate dich.“ „Aber das Haus muß ein goldenes Dach haben.“ „Ein goldenes?“ sagt Magnus. „Das ist nicht schön genug. Ich denke, es wird von Diamanten.“ „Ja,“ sage ich, „bitte Diamanten. Nur... wo willst du sie hernehmen?“ „Vom Riesen aus dem Urwald.“ „Du kennst den Riesen?“ „Ich habe eben mit ihm gesprochen,“ sagt Magnus und sieht sich ängstlich um. So war Magnus...

Dann kam er in die Stadt, wir sahen uns selten. Er war groß und wild, verlachte Puppen und Mädchen. Eins aber blieb: Wagen und Haus. Und

dann sind wir Mann und Frau,' sagt er. 'Ich will dich aber nicht.' 'Und der Wagen?' fragt er. 'Und das Haus?' 'Ich will das Haus nicht.' 'D,' sagt er, 'wirfst wollen. Die Liebe zwingt alles.' 'Zimmer wieder: 'Die Liebe zwingt alles.' 'Mich nicht,' sage ich. 'Auch dich!' sagt er, dreht den Rücken und geht davon.

So ist Magnus... Groß und stolz. 'Auch dich!' sagt er und geht davon. Ohne viel Neben.

Jetzt ist er wieder da. 'Das Haus steht bereit,' sagt er. 'Die Pferde warten.' 'Ich will dich nicht,' sage ich und weine. 'D,' sagt er, 'wirfst wollen.' 'Nimmermehr,' sage ich. 'Ich liebe einen andern.' 'Was ist mir das?' lacht Magnus. Groß und stolz. 'Die Liebe zwingt alles.'" — —
„Ich liebe dich,“ sagt die Seele, „— nun und für immer!“ Die Seele betet, die Seele kniet.

Lacht der Frühling: „Für immer?“ „Für ewig!“ sagt die Seele. „Für ewig und immer!“

„Viel Glück!“ sagt der Frühling und springt davon. Muß die Flöte blasen. — — —

Wir hatten ein Glück. Es trug Zepher und Krone, ein goldenes Diadem. Schön war es, jung und schön. Schatten wandelten vorbei, wir achteten ihrer nicht. Schatten glitten ihnen nach, sahen sich um. Wie Diebe in der Nacht. Wir achteten ihrer nicht. Sie reckten sich, stampften in die Erde und Tausende wuchsen auf. Wogten, ballten die Fäuste. Wir sahen sie und unser Herz erschrak. Erstarrte. — — —

Des Frühlings Lachen Klang voller. Er war nicht mehr so ganz Übermut, war ernster geworden. Man sah ihn jetzt seltener durch den Wald laufen.

„Viel zu tun,“ sagt er auf Befragen. „Packen zur Reise.“

„Zur Reise?“ „Ja. Ein anderer zieht ein. Muß die Wohnung räumen.“

„So?“ sagen wir. „Bald?“ „Nächstens.“

So sprachen wir mit ihm.

Eines Morgens kam er abschiednehmen. „Schade,“ sagten wir, „wirklich schade.“ „Ja,“ meinte er ernst, „so wird's nie mehr.“

„Nie?“ Aber er war schon fort. Hatte Tränen im Auge. Etwas ging kühl durchs Herz...

Nachts zog der andere ein. Er sang, daß es durch Wald und Feld schallte, bis zu uns herüber. Sang Tag und Nacht, ließ niemanden schlafen.

„Landarabel!“...

„Wer ist das?“ fragten wir. Jemand sagte: „Der Sommer.“

„So?“ sagten wir. Das dachten wir nicht. „Es war doch noch eben Frühling?“

„Ihr liebt euch,“ sagte jemand. „Die Zeit steht still.“ „Wir lieben uns,“ sprachen wir nach. Wie Kinder. „Lieben uns.“ Ganz wie Kinder.

Oft konnten wir irgendwo im Walde stehen und uns anschauen, ohne zu reden. Wir suchten einander in diesen Blicken, immer wieder des anderen

Seele, und lächelten, fanden wir sie. Stundenlang konnten wir so stehen und lächeln.

Unsere Seelen küßten sich. Schlossen sich in die Arme. Der Sommer sang. „Landaradei!“

Einmal sahen wir ihn, seltsam sah er wohl aus. Wir lagen im Mohn, er ging querfeldein. Ging und sang... Er hatte eine gestickte Weste an und ein helles Kleid. Die Schleppe war bunt — ganz mit Blumen bestickt — und streifte die Erde. So ging er und sang.

„Oho!“ riefen wir hinüber. Meinten, er würde stehen bleiben. Er schaute sich um und ging weiter. „Will die Bekanntschaft nicht,“ sagt Ita. „Sieh, liegen da zwei im Mohn — —“ Im Mohn, im Mohn... Die Sonne flimmert auf Brust und Nacken, knistert, lacht. Kommen und gehen die Blüten. Küsse kommen und gehen, rot wie Mohn... Singen die Blüten, wehen. Immer dasselbe, weit herüber.

Wie klang es doch? „Dein... dein...“

Wie Glockengeläut. Weit herüber. — — — —

So laßt uns denn, Brüder und Schwestern, die Hände einen und werben zum Ringeltanz, solange es Sommer ist! Sommer, Sommer!

Klingt es im Walde: „Landaradei!“ Die Glieder im Ringeltanz wiegen und schwingen — Sommer ist es! — ruhen ja später im Mohn! Heiß ist der Mohn, heißer die Küsse!

Künten die Blüten: „Landaradei!“ Das war der Sommer. Trafen ihn im Korn, badeten zusammen. Einmal auch: baden wir im Weiber, steigen ans Ufer, liegen auf der Wiese. Sonnen uns. Liegt einer da und reckt sich. „Hören Sie,“ sagt Ita, „Sie... ich glaube, Sie sind nackt?“

„So?“ sagt er und sieht erst sich, dann uns an. „Ich glaube, Sie auch?“

„Allerdings,“ sagt Ita. „Wir sonnen uns.“

„Ich auch.“ Sonnten wir uns zu dreien. — — —

Ein andermal wieder. Wir laufen über die Wiese, schlagen Ball.

Seltsam war Ita an diesem Tage. Sie sann und sann. „Wie weit fliegt dein Ball?“

„Bis zum Walde.“ Ita denkt und schweigt.

„An was denkst du?“ Sie lächelt nur.

„Ita —?“ „Magnus wirft ihn weiter,“ sagt Ita in Sinnen. „Oho!“ ruft jemand.

Wir sahen uns um. Der Sommer ging von uns mit langen Schritten.

— — — — —

Kommt Magnus vorgefahren. Blaue Augen, blonde Locken.

Die Pferde bäumen sich, halten an. „Ita!“ ruft Magnus hinauf.

Ita erscheint am Fenster. „Höre,“ sagt Magnus, „kleine Ita! Das Haus steht bereit. Ein Kranz weht vom Giebel. Eile dich, die Pferde warten!“

„Und das Dach von Diamanten?“ „Das Dach ist da.“

„Warte,“ ruft Ita, „ich komme!“ Die Pferde scharren. „Psch!“ macht Magnus und strafft die Zügel.

Kommt Ita aus dem Haus. „Wilst du mich in den Wagen heben?“

„Ich will,“ sagt Magnus und hebt sie auf die Arme. Heida! rollen sie davon.

Kleiner wird der Wagen, ein Spielzeug, ein Käferlein. Eine Krümmung des Weges. Nun ist er fort. Da bricht es aus meiner Brust, meinen Augen — — —

Ich erwache. Ich habe geträumt. — — — — —

So ist es.

Kennst du das Glück nicht — und seist auch noch so reich —: du bist der ärmste Mann. Kalt dein Herz und freudenleer, kalt und ruhig. — Kennst du es aber — wehe dir, kennst du es! —: du bist der Reichste der Reichen, dein Herz tanzt, schafft Hymnen und Lieder, — nie aber wirst du die Ruhe mehr finden, stets bangen, es zu missen.

Kennst du es nicht, — die Seligkeit bleibt dir fremd. Kennst du es, — dir drohen tausend Qualen.

Ich fühle einen Druck auf meinem Herzen. Noch jetzt, da ich dies erzähle, fühle ich ihn. Ich fühlte ihn das erste Mal den Tag, da Ita nicht kam. Er blieb mir für alle Stunden.

Ita kam nicht. Ich wartete den ganzen Morgen, ging auf und ab, blickte nach der Uhr, mochte nichts denken. „Still!“ sagte ich zu mir. „Gleich muß sie kommen!“

Ich ging ans Fenster, sah auf den Weg hinaus. „Gleich muß sie kommen!“ Es kreiste im Kopf, jagte durch die Adern, quälte das Herz. Machte die Augen brennen, benahm die Sinne. Trieb mich hin und her, treppauf, treppab — —

Es schlug zwölf. Ita war nicht da.

Es schlug drei. Ita war nicht da.

Die Schatten wuchsen, kam die Nacht. Ita war nicht da.

Diese Nacht war schrecklich. Gott allein, der des Menschen Herz kennt, weiß, wie sie war. Gott allein hat gesehen, wie ich kämpfte und rang, ja, kämpfte und rang, — mit mir, mit der ganzen Welt. Gott — —

Ich kann es nicht sagen, nicht denken. „Warum, Ita, hast du mir das getan? Warum? Warum?“ So fragte meine Seele. Die Seele schluchzte. Sie rang die Hände.

Kommt Ita durch den Wald, lacht: „Mein armer Junge!“ ...

„Ita!“ sage ich nur. Mehr kann ich nicht. „Ita, Ita!“ Alles vergessen. Alles, Ita! Warten und kämpfen.

Was war es nur? Ein Abdruck, ein Traum? War die Welt nicht soeben noch Qual und trübe? Trübe — die Welt? Wer fragt so, ein Tor? Ein Blinder? Sieht er denn nicht die Sonne flimmern, den Tau auf den Gräsern? Blind muß der Mann sein. Sieht er denn nicht: Die Welt ist

ein Gottesparadies, ein Garten blühenden Geschmeides, ein Teil vom Herzen Gottes, voll Weisheit und Güte. Die Welt ist ein Lied von Engeln, ein jubelndes Lied, brausende Hymnen — —

„Ja, Ja! Du das Lied, du die Welt. Meine Seele betet zu dir. — —
Geh! Ita neben mir, die Augen zu Boden. „Wiel zu tun,“ sagt sie. „Die Mutter schilt. Arbeit in Keller und Haus.“

„Gut, daß du nicht kamst,“ sage ich. „Wohl wartete ich auf dich. Aber es ist gut so. War nicht wohl auf, hätte dich gelangweilt.“ „Oh!“ sagt Ita verlegen.

„Wohnt nicht ein alter Bote in eurer Nähe?“ „Der Bote ging andere Wege.“

„Hättest du nicht die Magd schicken können, die mit den flinken Weinen?“ „Ihre Weine sind nicht mehr flink,“ sagt Ita. „Hatte einen Liebsten im Steinbruch, eine Meile ins Land, lief zu ihm jede Nacht. Jede Nacht! Mußte hin und zurück über lauter Geröll. Hat die Weine roud gelaufen.“

„Ja, ja...“ „Niemanden konnte ich schicken.“

„Du kamst selbst,“ sage ich. „Ich danke dir.“

Aber Ita ist noch nicht ruhig. „Ich weiß wohl, wie sehr du gewartet hast...“

„Ich hatte Fieber,“ sage ich. „Kopfschmerz und Fieber. Aber nun ist's vorbei. Es ist gut so.“ Ita sieht mich verstohlen an und schweigt. Sie hat einen Zug um den Mund, den ich bis jetzt nicht gekannt habe, fast ernst sieht er aus.

Wir kommen an den Weiher. Das Schilf weht, Enten schwirren auf.

„Wollen wir baden?“ frage ich. „Der Tag ist heiß.“

„Heute nicht,“ sagt Ita, „ich bin müde.“

„Oh!“ ruft jemand. Aber wir sehen ihn nicht. „Wir wollen uns in den Schatten legen. Komm dort zur Buche.“

Liegen wir unter der Buche. Der Wald rauscht. Ita drückt die Hand auf die Augen. „Erzähle etwas.“

„Was möchtest du hören? Von den Hirten und der Wasserfrau? Von den sieben Nebelkringen? Vom wandernden Haus?“ Schüttelt Ita den Kopf. „Vom Köhler Tausendleid?“

„Nun, von Tausendleid.“

„Ja... War da ein Köhler, der hauste bei seinem Meiler fern im Walde. Er kam fast nie aus dem Walde heraus, kannte die Menschen nicht. Darum war er auch froh und guter Dinge. Er schürte den Meiler, pfiff bis in die Nacht und dachte nur manchmal mit Neugier: ‚Warum heiß ich wohl Tausendleid?‘ Zu gern hätte er das gewußt. Aber niemand konnte ihm Antwort geben. Denn seine Eltern waren längst tot und seine Ruhme desgleichen. Tritt eines Nachts, da der Köhler schläft, ein Mädchen an sein Lager, schön, wie der Engel im Gebetbuch. ‚Bist du ein Engel?‘ fragt der Köhler. ‚Das bin ich.‘ ‚Wie heißt du denn?‘ lächelt das Mädchen:

„Liebe.“ „Liebe?“ sagt der Köhler. „Nie gehört, den Namen. Aber schön klingt er.“ „Ja, schön klingt er.“ „Höre,“ sagt der Köhler wieder, „die Engel wissen doch alles. Ist's nicht so?“ „So ist es.“ „Sag mir denn, warum heiße ich Tausendleid?“ Lächelt das Mädchen. „Weißt du es?“ „Ich weiß es. Ich sage es nicht.“ „Sagst es nicht?“ „Wirst es sehen,“ sagt sie und ist verschwunden. — — Geht der Köhler umher und summt, kann ihn nimmer vergessen, den Namen Tausendleid. Trifft er zwei Eulen. „Grüß Gott,“ sagt der Köhler. „Grüß Gott,“ sagen die Eulen. „Wohin des Wegs?“ „Zur Liebe.“ Lachen die Eulen. „Und ihr?“ „Zur Kindtaufe. Im Anhaltischen. Gevatter stehen.“ „Sinnst der Köhler.“ „Hört,“ sagt er, „die Eulen sind kluge Vögel. Ist's nicht so?“ „So ist es.“ „So sagt mir denn, warum heiße ich Tausendleid? Möcht es blüßschnell wissen.“ Lachen die Eulen. „Wißt ihr es?“ „Wir wissen es. Sagen es nicht.“ „Sagt es nicht?“ „Wirst es sehen,“ rufen die Eulen und fliegen davon. — — Geht der Köhler durch den Wald und sinnt, kann es schier nicht erwarten. Kommt er an ein Haus, lugt ins Fenster. Sieht er: sitzt die Liebe und spinnt. „Grüß Gott,“ sagt er und tritt ein. „Grüß Gott,“ sagt die Liebe. „Du bist es?“ „Ich bin es. Zog aus, dich zu suchen. Konnte sie nimmer vergessen, die Namen Liebe und Tausendleid.“ „Es ist ein Name.“ Das verstand der Köhler nicht. „Wirst es sehen,“ sprach die Liebe. — — Ein Jahr verging, es schien ein Tag. Der Köhler war nicht heimgekehrt, der Meiler verglommen. Noch immer aber spann das Mädchen, noch immer sah der Köhler sie an. „Du frierst,“ sagt er einst. „Kalt sind deine Küsse.“ „Kalt meine Küsse.“ „Bist du die Liebe?“ Lächelt sie traurig. „Die Güte bin ich. Die Liebe ruht längst im Grabe.“ „Nun weiß ich es,“ sagt der Köhler — Der Köhler wandt heim. Trifft er zwei Eulen. „Grüß Gott.“ „Grüß Gott. Wohin des Wegs?“ „Heim von der Liebe.“ Lachen die Eulen. „Und ihr?“ „Zum Totenschmaus.“ — — —

Lange schweigt Ita. Der Wald plätschert, rauscht. „Alles was du erzählst, ist traurig. Das aber ist das Traurigste: die Geschichte von Tausendleid.“

„Oho!“ sagt jemand. Wir haben ihn nicht. — —

„Blieben noch liegen im Schatten der Buche.“ „Magnus ist wieder da,“ sagt Ita und lacht. Oft spricht Ita jetzt von Magnus, zu oft fast.

„Spaßig ist er, das ist wahr. Kommt, stellt sich hin, guckt mich an: „Nun, Ita, das Haus steht da, die Pferde warten!“ „Ich will dich aber nicht,“ sage ich. Ich muß lachen. „Unbesorgt,“ sagt er. „Wirst wollen. Die Liebe zwingt alles!“ Dreht den Rücken und geht davon. So ist er...“

Lange spricht Ita von Magnus. „Was hast du?“ fragt sie plötzlich. Habe ich geschrien, gestöhnt? Nein. — „Nichts,“ sage ich lächelnd, „nichts, Ita...“

Mein Herz aber war traurig von Stunde an. Mein Herz kniete vor einer Frau, der herrlichsten der Welt, es sprach: „Ich liebe dich! Sieh, es ist die Stunde der Abendröte —“

Spricht die schöne Frau: „Reitet mein Duhle zu mir!“

Spricht das Herz: „So höre doch, ich allein ja nur liebe dich!“ ...

Lacht die schöne Frau und gießt Öl in ihr Haar: „Reitet mein Duhle zu mir!“

„Nun muß ich heim,“ sagt Ita. Der Wald dunkelt. Es ist Nacht, und Ita geht von mir. Das erste Mal. „Und fürchtest dich nicht?“ Ich versuche zu lächeln. „Der Mond lauert im Walde.“ „Er will mich nicht,“ lacht Ita, „läßt mich laufen“ ...

Der Wald plätschert. Etwas tappt durch die Kronen. Etwas krächzt... „Nun, leb wohl!“ „Leb wohl, Ita!“ Ita verschwimmt im Dunkel.

Mein Herz war traurig von Stunde an. Ich gehe und sinne. Viel Trauriges gibt es. Das aber ist das Traurigste: die Geschichte von Laufendeleid. — — —

„Warum hast du mir das getan?“ So fragt meine Seele.

Diese Seele hat Worte gekannt, Laufende an der Zahl. Schöne, gute und hohe, heilige Worte für Feiertage, Worte wie Psalmen zu hören, und andere wieder — feichte, alltägliche Worte. Viele Worte sprach die Seele. Flüsterte und lachte sie, jauchzte und grollte, zu guten und bösen Menschen, Dingen und Tieren. Meine Seele war reich.

Kam das Leben, zerschlug die Worte. Zerprangen wie Glas. Scherben, Scherben... „Warum hast du mir das getan?“ fragte die Seele. Dies nur blieb ihr. Fragt es immer wieder. — —

Ita kam nicht.

Ich wartete einen Tag, zwei Tage. Ich stand am Fenster, sah hinaus. Ich ging aus dem Haus, in den Wald, durch die Felder. Das Korn war eingefahren, die Stoppeln knirschten. Brombeeren reiften an Hecken und Gräben.

Ich spähe aus. Eilt ein Bote daher, leucht. Die Haare flattern im Wind. Die Augen suchen...

„Herr!“ ruft er und stürzt vor mir nieder. „Herr!...“

Rief nicht jemand? Ich wende mich um. Das Feld liegt leer. Fern nur eine Herde, ein Hüterlarren.

Sonst nichts, niemand. Der Bote geht andere Wege...

Springt nicht die Magd durch den Wald mit behenden Beinen? Schnellen nicht ihre Zöpfe wie schwarze Schlangen? Rief nicht jemand?

„He! Ho!...“

Niemand, Freund. Der Wind geht. Hatte einen Liebsten im Land, die Magd, lief zu ihm jede Nacht. Hat die Füße wumbgelaufen... Niemand kommt...

Kam das Leben, zertrümmerte alles. Alles in Scherben.

„Warum hast du mir das getan?“ fragt die Seele. Dies nur blieb ihr. —

Einer geht daher, überholt mich. „Grüß Gott!“

„Grüß Gott!“ Er setzt über den Graben. Kommt auf mich zu, barhäuptig, in braunem Wams. „Wollte nur Lebewohl sagen.“

„Schade,“ sagte ich, „schon?“ „Ein anderer zieht ein.“

„So...“ „Aber schön war's doch, nicht?“

„Oh, ja...“ „Kommt nie wieder.“ „Nie?“ will ich fragen. „Niemals?“ Aber er ist schon fort. Spricht dem Hirten zu, segnet die Herde. Dann geht er weiter, der Sonne nach. Mit langen Schritten.

„Landarabel!...“ — — Der Wind singt hohler. Blätter fallen. Kommt das Sterben. — — — — —

Der Herbst lehnt stolz an der Tafel, im Purpurmantel, Weinlaub im Haar. Der Herbst spricht und alles lauscht.

„Mit der Stunde, da ich König war, König in Purpur und Krone, kam die goldene Zeit. Gold werde alles, Purpur und Gold! Schmückt die Kelche mit goldenen Weinen, mit Blutlaub das Haar! Auf zur Jagd, auf zum Langel!“ Jubeln die Spießgesellen: „Auf zum Langel!“

Der Herbst sitzt beim Prunkmahl, braun die Brust, braun die Lenden. Kerzen flammen, tauchen den Wald in Feuerschein. So ist der Herbst. —

Kommt ein Mann daher, einen Brief in der Hand. Der Mann klopft an, tritt ein. „Ein Brief für Sie.“ „Nicht möglich,“ sage ich, „nicht gut möglich, Freund.“ „Es ist so,“ sagt der Mann. „Gesagt und geschrieben.“

Ich will mich erheben, aber ich schäme mich. Wir schlattern die Knie. „Gebt ihn her,“ sage ich heiser. Der Mann reicht den Brief und wartet. —

Ita, Ita! Alles vergessen! Kämpfe und Warten, alles! Die Welt treibt Knospen, blüht auf — funkelt, flimmert — — schenkt den Dichtern Lieder. „Mehr!“ sagen die Dichter und strecken die Hände aus. „Mehr, mehr!“ Können nie genug singen...

Ich reiße den Brief auf.

„Viel zu tun,“ steht darin. „Die Mutter schilt. Aber ich komme.“ Mehr nichts. Ich komme, ich komme!...

„Ein guter Brief,“ sagt der Mann. „Ja, ein guter Brief. Und hier, Freund... für die Mühe...“ Der Mann befeht das Goldstück und lacht:

„Lange nicht gesehen!“

„So?“ Ich sehe an ihm herab. Sein Rock ist fadenscheinig, die Stiefel zerrissen. Muß ein armer Mann sein. „Hört,“ sage ich. „Ihr könnt mir einen Gefallen tun. Ich habe einen Rock, den ich nicht tragen kann. Hängt nur da und nimmt Platz ein. Desgleichen ein Paar Stiefel. Sie sind neu, aber zu weit. Möchtet Ihr das nicht mitnehmen und verschenken?“ Der Mann nickt. „Ich danke,“ sagt er, „ich danke.“

„Nichts zu danken,“ sage ich, „Ihr tut mir den Gefallen. Weiß nicht, wohin damit. Ihr aber trefft wohl einen...“

Die Tür knarrt, der Mann geht davon. Mit frohen Schritten. „Hört,“ rufe ich und laufe ihm nach, „wartet ein Weilschen! Wartet! Ich habe da Wein stehen, alten Wein. Mein Urahn pflanzte ihn. Ist zu schwer

für mich. Wollt Ihr ihn mitnehmen? Seid so gut! Könnt ihn wohl eher trinken." Der Mann verneigt sich, dankt. „Nichts zu danken," sage ich. „Der Dank ist auf meiner Seite."

Ich sehe ihm nach, wie er davon eilt. „Glück auf den Weg!" rufe ich. Meine Stimme ist klar und schallend. Der Mann schaut sich um, er zieht den Hut.

Hinaus, hinaus! Ein Mann eilt durch den Wald.

Sieht und staunt: sitzt der Herbst beim Prunkmahl, braun die Brust, braun die Lenden. Ringsum Feuerschein...

Ein Liebespaar kommt daher, eng umschlungen. Der Mann springt in die Büsche. Der Mann späht aus. Kommen die beiden näher.

„Willst du mich nun?" spricht der Jüngling. „Ich will," sagt sie und schmiegt sich an ihn.

„Siehst du wohl!" lacht er. „Die Liebe zwingt alles!"

Der Mann im Busch wankt.

„Küsse mich!" bittet das Mädchen. „Küsse mich!" küßt er sie, mitten auf den Mund.

„Sieben Jahre ließt du mich warten."

Schweigt das Mädchen, erbleicht. „Liebte einen anderen derweil"...

„Und nun?" „Dich allein."

„Und der andere?" „Wohl tut er mir leid. Er liebt mich noch. Ist gut und edel"...

Spricht der Jüngling: „Ich allein nur liebe dich!"

Schmiegt sie sich an ihn an: „Meine Lippen sind Feuer, mein Blut wogt. Niemand sieht uns. Küsse mich — Küsse mich — — —"

Liegt ein Mann im Busch, das Gesicht in der Erde. Der Mann sieht und hört nichts.

Spricht der Mann zu Gott: „Mein Herz bricht, gib mir Tränen!"

Gott schweigt. Gott hört ihn nicht.

Es kam der Tag. Der Tag mußte kommen.

Geht Ita durch den Wald daher. „Grüß Gott! Komme nun zu dir!"

„Ich danke dir," sage ich und verneige mich. „Ich danke dir!"

„Bist du krank? Du siehst schlecht aus?" „Ein wenig Kopfweg," sage ich. Ich versuche zu lächeln, ich kann nicht.

„Herbst ist's nun," sagt Ita. „Ja, Herbst." Ich blicke zu ihr auf.

Strahlend schön bist du, Ita! Wie die Wairwolke am Himmel — an unserem Frühlingshimmel —, wie der goldene Engel im Gebetbuch. „Wie der Engel im Gebetbuch," denke ich. „Beim Köhler Taufendeid."

Gott selbst segnete dich ja: „Ewig fröhlich dein Herz, ewig leuchtend dein Auge, ewig blühend dein Mund."

„Kalt...“ „Ja, kalt.“
 „Hast du den Brief bekommen?“ „Ich habe ihn bekommen...“ So sprachen wir. Es dunkelte.
 „Nun muß ich heim,“ sagte Ita. „Leb wohl...“ Sie machte einen Schritt auf mich zu, streckte die Hand aus. Da trafen sich unsere Blicke, krallten sich ineinander, erstarrten.
 „Bist du es, Lieber?“ „Bist du es, Ita?“
 Die Hüllen fielen. Unsere Seelen standen da -- nackt -- traurig -- in ihrem ganzen Jammer.
 „Du weißt es?“ fragt Ita und sieht zu Boden. „Ich weiß es.“
 „Und zürnst mir nicht?“ „Wie könnte ich...?“
 „Du bist gut.“
 Etwas schlürft daher... bleibt stehen. Schlürft weiter... bleibt wieder stehen... lauscht... „Die Nacht,“ sagt Ita. Sie schauert.
 „Und weißt du wohl, wie wir die Sterne zählten... am Weiber?“ „Ich weiß es.“
 „Und weißt du auch noch, wie der Frühling blies? Nächstelang...“ „Alles weiß ich.“
 „Schön war das.“ „Ja...“
 „Ober wie wir badeten und uns sonnten... alle drei, du ich und der Sommer...“ „Ich werde nichts vergessen...“
 „Mein, vergiß es nicht. Vergiß es nicht!“
 „Hilf mir!“ sagt Ita. „Ich muß fort... Sei gut zu mir! So hilf mir doch!“
 „Ich segne Euch --“ „sage ich und breche in Tränen aus --“
 Eine Hand sucht die meine. Ich fühle zwei Rippen darauf.
 „Nichts werde ich vergessen... nichts...“
 „Und nochmals Dank,“ sage ich. „Tausend, tausend Dank für alles --“
 „Mein, ich muß dir danken!“ „Mein, nein --“
 Die Hand verläßt mich. -- Ita läuft davon. -- Ita weint laut.

Es lebt ein Mann in einem einsamen Garten; er hat weißes Haar. Ich kenne diesen Mann. Der Mann ist krank.
 Er sieht die Sonne steigen und sinken, er nickt, er lächelt...
 „Ita!“ sagt er. Er verneigt sich. Der Mann ist krank. Er hält mit dem Ostwind Gespräche, wunderliche Gespräche, die kein Mensch versteht... der Wind zerzt seinen Mantel, sein Haar...
 „Ita!“ sagt der Mann. Ita überall. Der Mann verneigt sich. -- --
 War da ein König mit brauner Brust, im Purpurgewand, hielt Prunkmäbler im Walde. Brannten die Fichter herab, wellte das Reich...

Müde sind die Tage. Müde und grau. Der König ist Bettler geworden,
Bettler im eigenen Lande. Wandt durch die Nacht von dannen...

Eine Stimme sagt: „Der Winter kommt!“

„Sprich mir nicht vom Winter,“ sagt der Mann. „Er kommt vom
Grabe.“

„Er kommt,“ sagt die Stimme. „Er ist da.“ „... ist da,“ knarrt der
Nordwind.

Flocken gleiten. Flocken fallen.

Müde die Tage. Müde und grau. — — — — —

Nein, nicht trauern will ich, nicht krank, nicht müde sein! Herrliches ward
mir zu teil.

Ich weiß von Frühlingsnächten, von Sommernächten, — von einem kleinen
Wort. Hört, wie es klingt: Ich liebe dich!

Ich weiß von Sternen im Weiser, Stunden im Mohn... von Sommer-
sonne, von Blütenläuten, — von einem kleinen Wort: Ich liebe dich!

Ich kenne zwei Lippen, zwei Augen... Augen, die es mir oft verrietten.
Das kleine Wort.

Das Wort Tausendleid.

Das Wort: Ich liebe dich.

Dank, Dank, Dank!

Viel ist es, wenn der Mensch dies erlebt.

Ich habe ein Schneeglöckchen gefunden, früh am Morgen. Die Sonne
sahen, sie lachte.

Es will Frühling werden...

Nicht trauern will ich, nicht müde sein!

Ita, Ita! Ich betete zu Gott, er segnete dich.

„Segen, Segen, tausendmal!“

Es ist ein Gott. Wohl weiß ich dies.

Als Gott ein Gott war, in seiner glücklichsten Stunde, da schuf er dich:
die Frau der Frauen. Mein Leben ist eine Hymne auf dich. Sei mir
gepriesen in alle Zeiten, gesegnet fort und fort!

Es war ein Frühling, das Leben klopft an. Da kamst du.

Es war ein Herbst, und ich sagte: „Dank!“

Nur dies eine Wort: „Dank!“

Nicht trauern will ich, nicht müde sein.

Ich glaube an die Jugend, an eine ewige Schönheit, an das Leben als
Traum, — an die Liebe.

Meine Seele wohnt in den Sternen. Du zogst sie hinauf. — —

Du. —

... ich liebe dich.

Verantwortlich für den Inhalt Dr. Kurt Rod, Berlin W 15, Ludwigsstr. 7, Verlag: Boll u. Wehner,
Verlagsbuchhandlung, Berlin NW 6. Druck: Oscar Brandstetter, Leipzig.

R o m a n t i k

E i n e 3 w e i m o n a t s s c h r i f t

herausgegeben von Dr. Kurt Vock / Verlegt bei Vock u. Pickardt, Berlin

Zweites Jahr

Heft 5

Juni 1920

Bezugspreis M. 6.— jährlich. Einzelgenpreis M. 75.— für die ganze Seite; bei Wiederholungen Vergütung

Nachdruck verboten

Beschwörungen / Eine Tafel-Folge von Alfred Richard Meyer

Gottfried August Bürgers Tod

Mit Lamarinther Molken wochenlang zu Lob kuriert,
Magres Skelett, das Bürger heißt, ins Leere stiert.
Ein Medikus spricht was von Quasia, Eisen, Stahl.
Noch einmal wird ein fernes Frauenbildnis fahl.
„Die Nachtfeier der Venus“ — noch nicht gut genug.
Von Lethes dunkler Quelle weht ein kalter Zug.
Elysium — wie an Elise das anklingt!
Elysium — Matthissons Vers in ihm aufschwingt:

„Psyche trinkt und nicht vergebens!
Plötzlich in der Fluten Grab
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgesicht hinab.“

Die Kinder — Das Skelett bäumt sich. Der Mund versagt.
Ein letztes Gurgeln möchte Stimme sein, die klagt.
Um Stift und um Papier müht zitternd sich die Hand.
Der Freund entzündet hastig zweier Kerzen Brand.
Die Augen wenden sich. Die Lippe lallt: „Mein Sohn —“
Ein Ruck. Und eines Menschen Seele ist entflohn.

Bettina von Arnim, Brief an den Fürsten Hermann Pückler-Muskau, 25. Sept. 1833

Gehirnsinnlich! Wer? Ich! Die Briefe, Fürst, retour!
Ich mich in Rasereien bacchisch hochgeschraubt,
die selbst ich Achtundvierzigjährige nicht geglaubt?
Mein Herz ein Labyrinth — und deshalb Psyche-Hur?

Den Kopf an deiner Schulter, Kuß der Hände nur,
du — einzig Lauscher nach der Uhr, die dir erlaubt
bei Schinkel den Besuch. Wem hab' ich dich geraubt?
In Muskau nun der bösen Stunde schleimige Spur!

Daß mich in Vetschau grüner Schwindel noch befiel.
Der Fürstin Eifersucht war mir kein Pappentiel.
Dein Wort, das mich aus Semilassos Park verwies,
brennt seine Schwefelsäure. Freund, das war zu viel!
„Gesellschaft“ — bei der heiligen Theresia lies —
„ist freundlich Feindschaft, höflich Schmach.“ Schluß! Ich verzieh's.

Bismarck und Liliencron

Göttingen. Bürgerstraße. Korpshaus Hannovera.

Da oben irgendwo die Silhouette:

Otto von Bismarck.

Detlev von Liliencron hebt hellen Auges den Pokal voll kalter Ente:

„Daß du da bist, gibt meinem Trank besonderes Aroma!

Deine Spitznamen: Kindskopf, Kassube, Barribal

Knistern aus jeder Perle meines Schaumweins.

Eine Leiter her!

Ich muß hinauf zu dir, um dir ganz nah zu sein.

Jaja, es ist des alten Hardevogtes alter Mantel!

Er wirft dir eine wunderbare Welle deutsches Meer entgegen,

Duftige Musik von Immortellen, tausendfach von hohen Ufern.

Möwen kreischen silbernen Fluges aus Tiefen auf.

Gewimmel von Strandschwalben hebt mich über die letzte Leiterstufe.

Hurra! Rest weg! Fiduzit!“

Scherben. Schweigen. Andacht.

Niemand wird aus diesem Glas mehr trinken.

Der sterbende Conradi

Würzburg. Kapuzinergasse sieben, zwei Treppen.

Der Dichter Hermann Conradi im Bett.

Repetiert sein piget, pudet, paenitet,

läßt seine Menschen- und Welttschleimerei steppen.

Auf dem Tisch die Broschüre: „Wilhelm II. und die junge Generation“,

für „Adam Mensch“ die staatsanwaltliche Konfiskation.

Es ist zum vor die Hunde gehn!
Soll man mal nach dem Wetter sehn?
Ein Schoppen Wechenheimer bei Treutlein? Vielleicht
macht der, daß man den Doktorhut endlich erreicht.
Oder ob man das doch überhaupt lieber läßt,
besser verreckt? Hol' es die Pest!

Arthur Rimbaud

Charleville. Der Abendnebel wirft mich in ein dunkles Haus.
Aus dem ging einst der Mensch und Dichter Arthur Rimbaud heraus.

Aus Liebe und aus Enge in die Liebe weitester Welt geboren,
Verflucht, verlästert, verlaust, verkommen und verloren.

Du Flucher jeder Lyrik, wollüstig einst selbst gefesselt im Sonett.
Aufstrom des Herzens, das Verlaine hieß. Hermaphroditisches Bett.

Gott gleicherweis' wie Tier du. Flibustier. Afrikanischer Handelsmann.
Mit schwarzem Menschenfleisch, Elfenbein, Gold kam dein Schiff in
Marseille an.

Dennoch glückhafter Hafen deiner letzten Sehnsucht war das nie.
Erst verachtetest du das Leben und wußtest dich reicher in den Wundern
deiner Phantasie.

Dann spießt du jene an und wolltest im Wirbel des Lebens untergehn.
Das Leben zerbrach dich Lachenden lachend. Rimbaud, wir haben uns im
Abend tief in die Augen gesehen.

Georg Heym

Auch du der Frühen einer? Dunkles Wasser
Des Wannsees, der den Mund dir fest vereist,
Hobst du nicht eben noch den Namen Kleist?
Nun bargst du aus den Städten diesen Hasser.

Gleißt nicht ein nasser Stern als Irlicht blasser
Den Weg, den hell dein Werk gekreist und weist?
Die nackte Not, die du aus Tiefen schreist,
Schwillt unsern Ohren das Entsetzen krasser,

Mit dem dein Rhythmus Stadt und Stein bespie,
Noch Häßlichstem der Schönheit Lichter lieb,
Daß Rosen blühen aus kaltem Sarkophag.

So heilig, heiligend durch Poesie.
Die Straße dröhnt. Wer sprach vom Sterben — wie?
Dumpf dröhnt Berlin in seinen ewigen Tag.

Romantik von Einst und Heute / Von Elise Deipser

Romantik! Du Unbestimmte und doch ganz Bestimmte! Du ewig Vorhandene und nie zu Fassende — und darum so Reizende! Drängt uns heute nicht die Fülle der Erscheinungen und Ausdrücke, als wolle sie uns überwältigen? Möchte man dann und wann nicht eine Einheit festhalten, um sich darauf zu besinnen, wie Leben und Kunst fortschreiten? — Romantik! Untertauchende! Überschlagende! Bist ja nicht das Kind bestimmter Jahrhunderte, bist ja in allen Zeiten zu greifen! Wie war man damals romantisch? Wie ist man's heute? Wie genoß man damals sich und die Welt bis in die heimlichen Tiefen — wie tut man's heute? Denn Romantik ist ja ein verschwenderisches Beschauen seiner selbst und aller Umgebung, und wo immer ein reiches Leben zusammenblühte, da hat es sich ausgegossen in jene Appigkeit, die wir Romantik nennen. Anders nur immer ist sie je nach dem Weltgefühl, in welches sie sich einstimmt. „Mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält, wundervolle Märchenwelt, steig' auf in der alten Pracht!“ — Diese Zeilen möchte ich über die Dichtung jener Zeit setzen. Haben wir die Phantasusklänge nicht längst gehört? Sind jene Geister uns nicht alte Freunde? Raunen uns ins Ohr von versunkenen Herrlichkeiten aus Dämmerungen — strecken Hände aus in Fernen, die sie nie erkennen wollen, trinken sich in die Welt hinein und bekränzen ihre Abgründe — umschlingen Wald und Tal zärtlich und dennoch bloß von ferne, schattenhaft zugleich und beziehungsweise, spielen ihre Meistertöne naiv und verückt, sich selbst genießend und kindlich sehnsüchtig, nie ganz beschloffen und doch tief ergriffen.

Du aber, moderne Weltseele, mit deinem tollen Suchen und Finden, du Wissende, vor lauter Gegenwart Flammende, kannst auch du noch romantisch sein? „Wundervolle Märchenwelt, steig' auf in der alten Pracht!“ — Das sagen deine Dichter nicht? Warum nicht? Verlangen sie nicht mehr nach dem Einst? O nein! Sie suchen nicht mehr die Tiefen der Zeit, aber die Tiefen des Weltalls. Sie berauschen sich nicht mehr an vergangenen Jahrhunderten, sie schauen hinein in die letzten Wunder der Seele, des

Leibes, des Menschen — und Weltorganismus. Sie sind fest verwachsen mit allem Reichtum, den die Erde gab, aber sie kennen die Abgründe und gehen nicht an den Rändern vorüber mit sorglosem Augenaufschlag. Und wenn sie Hände ausstrecken, so wollen sie etwas greifen — und die Betten, in die sie sie strecken, sind durchleuchtet von der Macht des zu Hoffenden, nicht des gefällig zu Vermissenden. Die Sehnsucht von einst war wollüstig, weil absichtlich unbefriedigt, die von heute ist streng, weil erschreckt vor ihrer durchschauten unvermeidlichen Größe. Und der Wald? und das Tal? Haben sie keine Geheimnisse mehr? Liegen die Sterne nicht mehr auf den Bergen? Wachsen die Gipfel nicht mehr über uns? Kinder nennen gern Namen. Je jünger sie sind, um so mehr bedeuten die Namen. Je älter sie werden, um so flüchtiger werden sie in Bezeichnung der Dinge, um so unflüchtiger aber im Begreifen des Sinnes aller Dinge. In unserm Denken und Ausdrücken vollzieht sich stillschweigend eine dauernde Verbrennung und Neuentstehung — von Geschlecht zu Geschlecht — und unsere Lage umduftet schon Aufgangsfrühe, in die ein Vergangenseits-schimmer noch bunte Schatten wirft. Wir sind älter geworden. Wir verhüllen mehr, weil wir mehr zu sagen haben. Aber wir sind auch jünger geworden: Wir stammeln, weil die Glut neuen Bodens unsre Zunge erst unsichere Formen bilden läßt. So romantisch wie jene sind wir nicht mehr und doch viel romantischer. Wir haben uns beruhigt, um uns nur tiefer zu erregen. Denn wir stehen an der Grenze einer Welt, die wir schrittweise durchmessen und erprobt haben, voll Müdigkeit zugleich und flügeljunger Sehnsucht. Unser Verwandlungsdrang ist größer denn „Stern und Blume, Geist und Kleid“, so groß, daß er sich neue Namen schaffen muß — und unsere Dichter müssen einen Ton finden, einen Ton — Kühner und geistiger, erde- und rauschtrunkener denn je zuvor. Ich weiß einen, der alle gesungenen und ungesungenen Töne moderner Romantik in seinem Herzen trug, das ist Richard Dehmel. Und sein Spruch heißt der „Freudenruf“: O freue dich, Mensch, deine Welt erschallt! Überall ist Frühling, wo dein Herz nachtigallt! Menschenlieder, ihr schwanken Meer- und Himmelsgedanken, Berg-, Fluß-, Flurenträume, Wolken- und Wellenschäume, Waldversunkenheiten, Sternentrunkheiten — Bis hinauf zur Sonne — Ja: ihr wiegt uns in Sonne!

Eden / Ein Psalm von Franz Alfons Seyda

Ränder und Völker entstehen und vergehen — Glanz und Macht verwehen — der Menschen Wollen und Trachten strauchelt trostlos. Der Menschen Sein ist Fließen hierhin und dorthin —

Ewig bist nur du und unabänderlich dein Gesetz und dein Klang —
Eben!

Unantastbar jedem Gesetz und aller Macht und Zeit schwebst du, seligstes
Traumbild, am Himmel der Sehnsucht, mein Eden! Garten, von dem
aus das Leben ging und zu dem hin wieder das Leben muß, das Erfüllung
sehnt und sucht.

Doch du blaußt in Fernen, — Stein- und Erdwege führen zu dir nicht,
nicht der Pfad am dünnen, kurzen Seil der Vernunft — und da ich
sann und dachte um dich, verloren in Tagesmühsal, Kleinmut und immer
wiederkehrendem Herzverlangen nach dir —

Wies mir ein Licht von dir, daß unser Leben der einzige Weg ist nach
Eben.

Eben, schönstes Bildwerk des Gotteskünstlers, wo unter blühendem Sonnens-
himmel, unter Rosen, Früchten, unter Tieren der Mensch geschwisterlich
wohnet, wo alles Sein ein einziges Ja zum Leben ist, das noch nicht um-
grenzt von Mauern der schwersten, unlösbaren Fragen, dessen Zeit nicht
erfüllt ist mit Irren und Fehlen —

Eben, da der junge Mensch schon im Glücke haust, und die gleiche Sonne
scheint dem Kinde wie dem Manne —

Eben, auf dessen blumigen Pfaden Gott geht und mit seinen Menschen
spricht und lacht und glücklich ist —

Von deinem Blute ist uns manche Ader erfüllt — ruhelos wandern wir
auf den Wegen, suchend und sinnend; sehen wir doch inmitten des grauen,
unbeständigen Gewordenen und Vergehenden — dich in blauer Ferne —
Eben — Traum!

Doch wer nicht erkennt, wer nicht weiß, daß sein ganzes Leben zusammen-
gefaßt der einzige Weg ist zu dir, Gottesgarten, Menschheitslenz — der
geht in die Irre — der nur auf dem Wege seines Geistes, der nur
auf dem Wege seiner Vernunft, nur auf dem der Sinne, nur auf dem
des Gemütes geht.

Eben leuchtet den ganzen Menschen — nach Eden gelangt nur, wer sich
aus allen Kräften seines Menschturns Weg und Brücke über Erde, Meer
und Wolken hinweg gebaut.

Lied an eine Heimat / Von Erwin Reich

Des Lebens Heimat ist im stillen —
Dort fern von vieler Menschen Ton —
Da braust kein Stampfen schwer von Willen —
In leisen Ahren schwebt der Mohn —

Ein Duft Klang heute mir ins Herz
 Aus edlem Polifanderholz —
 Und innen zog ein süßer Schmerz, —
 Ein Windessehnen heimatwärts —
 Auf Heidekrautes Rippen liegen
 Ganz hoch hinein in Himmelswehn —
 In einer weiten Wiege wiegen
 Und ahnungslos ins Ew'ge sehn —
 In wilden Schreien schweigt die See
 Und ist der Weisheit letzter Schluß —
 So fern zuckt meiner Stunden Weh,
 Unspürbar schwacher, fremder Gruß —
 Ich bin ja, bin ja — weiß nicht wo —
 Ob ich nun lebe, weiß ich nicht —
 Es war einmal so eng, so froh —
 Jetzt ist vielleicht — ich weiß es nicht —
 Ich bin der Duft, ich bin das Fliegen —
 Ich bin der Grille strenger Traum —
 Ich bin ein winzig weites Siegen,
 Die Ewigkeit, nicht Zeit und Raum —
 Ich lebe nicht — ich bin verbunden
 der brausend stummen, tiefen Welt —
 Ich sinke dort in klaren Stunden
 Und strahle auf zum heil'gen Zelt —
 Es ist — es ist — Ich bin nicht, bin — —
 Und fliege unbeweglich weit —
 Denn nichts und alles ist der Sinn —
 Des Sterbens Leben Seligkeit — —

Robert Walser / Von Paul Friedrich

Gibt es noch glückliche Menschen auf diesem vielbeweinten Stern? Kann es in dieser Welt noch so etwas wie glückliche Menschen geben? Man glaubt es kaum, und doch ist es wahr. So wahr wie eben nur Märchen sind. Aber man muß dazu geboren sein. Dann sieht man noch im tiefsten Wetterschwarz ein neckisches Zipfelchen Blau, das sich von den bösen Geistern nicht fortscheuchen läßt. Dann hört man noch auf Gräbern die Stimme des Kleinen Zaubervogels, der das Lied von der ewigen Wiederkehr der Sonne singt. Unser Jungnickel ist so ein Sonntagskind noch im

Schlamm des Schützengrabens gewesen, einer, dem seine Tabakspfeife mit ihrem blauen Rauch all das Elend der bösen Welt auflöste in ein seliges Kindergefühl, der Erde treu zu sein, der großen Mutter!

Und da lebt in der freien Schweiz noch so ein Träumer und Anbeter der wunderreichen, unerschöpflich tiefen, trotz allem ewig-schönen Welt — ein Dichter nach dem Herzen Eichendorffs, mit dessen seligem Taugenichts er Blutsbrüderschaft getrunken haben muß: Robert Walser. Schreiben ist ihm nur ein Mittel, das Leben doppelt und dreifach zu leben. Sein Simon Tanner ist ein großes Kind, aber in seinem Sichhingeben an die ewig neue, nie sich gleiche Natur und ihr geheimnisvolles Wesen weiser als so viele, die da glauben, das Leben ergrübeln oder erschwingen zu können. Walsers Menschen sind keine Landstörzer — im Gegenteil, sein Jakob von Gunten nimmt es mit dem Dienen blutig ernst. Aber bei allem bleibt als Letztes eine große freudige Gelassenheit, und jede Seite spricht ein Dankgebet der „süßen Gewohnheit des Daseins“. Der wahre, unverbildete Mensch ist nur eine äußerlich disziplinierte Natur, aber er hört auch in der widernatürlichen Enge des Stadtlebens nicht auf, Natur zu sein, ohne es nur zu wollen. Seine Romane sind nicht von ihm beschworene beklemmende Zustände erhitzter Leidenschaft, er läßt sich innerlich vom Leben führen und weiß, daß Sonne und Wind, Frühling und Winter es immer gut mit ihm meinen. Und Unendliches hat ihm das Leben zu sagen; er braucht nur zu lauschen, und die Muschel tönt, und in ihr singt die ganze Schöpfung wie ein Meer. Er läßt sich von ihm überraschen und tragen, selig geborgen am Herzen der süßen, heiligen Mutter.

Und so ist er eines frohen und starken Glaubens voll, immer bereit, ein neues Schiff zu besteigen und mit ihm auf neuen Lebensströmen zu fahren. Allem Lebendigen tief verschwifert im Engen und Weiten, liebt er den wilden Bergwald zur Nacht wie den Weihnachtsschnee, der die Enge des Dorfes noch traulicher enge macht. Und in allem liebt er, ein ewiger Träumer, das schönste Märchen, das Märchen der Wirklichkeit, das da jubelnd beginnt mit den jauchzenden Worten, „Es ist!“

Nieder von Liliths Gnade / Von Franz Graepel

I

Im hohen Mittag ängsten sich die Blüten:
 Weiß dörrt sie pralles Licht und wie verzehrend.
 Sengt so Dich Wachheit, Deinen Traum begehrend:
 Laß mich -- und fürchte Nichts! — Dein Fest behüten!

Lockt, helle Drohung, herrisch Brand aus Sonnen,
Wölbt jeder Stern ob Dir sich ins Zenith:
Der Tag, der Dich an meinen Traum verriet,
Ist nicht mit seiner Dämmerung verronnen.

Er stieg uns, Bangen, aus Magie und Mythen
Und bleibt uns tief verwurzelt im Geheimen.
Im hohen Mittag ängsten sich die Blüten;
Doch Gnade glüht, verkannt, er allem Reimen.

So ist uns Gipfelung des Lichtes Gnade
Und Gnade das vergeudende Zenith:
Der Tag, der Deinen meinem Traum verriet,
Steigt saumlos steil und trägt uns ganz gerade.

II.

Mir ist, die wehe Stirn an Dich gelehnt,
Du könntest auch die Vogelsprache deuten
Und alles Dämmernde, das je ersehnt:
Gott, Urwald und Binetas Glockenläuten.

Und wollest nur den Zauber fürder hüten,
Weil noch der Lichtprall tapfrer Tage rauh;
Und werdest erst in letzter Abendschau
Dich lösen aus der Haft des Unverglühten.

Und ahne hinter Deinem Blick Verliese
Für jede Wehmut, die, ihm einverleibt,
Den Weltlauf weit aus seiner Hürde wiese...
Und weiß, daß mir Dein Lächeln Gnade bleibt.

Franz Graefer / Von Hans Sturm

Versuch einer Deutung

Unsere letzte, tiefste Erkenntnis: menschliche Urein-samkeit.
Hineingestellt in ein Menschengeschlecht, in eine Zeitepoche, ist ein jeder von uns, dennoch letzten Endes allein. Viele fühlen, ja ahnen die Schauer der Einsamkeit kaum, manche erst zwischen Leben und Tod, und dann nur mit halbem Bewußtsein. Die sich des inneren Alleinseins klar Bewußten dulden tiefer, leiden leidenschaftlicher, ringen zäher, um zum Einklang ihres zerspaltenen Wesens zu gelangen.

Zu ihnen zählt Franz Graefer. Er ist Phantasie und Realität, Wissen und Gefühl, Künster und Könner, Deuter und Dichter. Zwei Pfeiler ragen aus seinem Innern auf aus durchahnter Nacht und verstandener Not. Der eine trägt das Wissen des Menschen, der andere das Träumen des Dichters. Und wo sich der Bogen Schwung berührt, hoch im Licht, blitzen blausilberne Funken auf.

Graefers Wesen ist eine stete Wechselbeziehung von Verstand und Gefühl, ohne Kompromiß. Hineingestellt in seines Daseins zielumzirkten Ring; gestützt durch das Erbe der Geschlechter, Erziehung und Amt, durchmischt er die Entwicklung seines Menschentums gipfelwärts. Sein kampfumklungenes Wandern ist seines Künstlertums Werden, unsere Freude. Sein Blick sucht durch die Oberfläche den Grund der Dinge, die tiefsten Probleme durchzittern seine Ureinlichkeit. Mit der Verstandesschärfe des geschulten Geistes, mit der Leidenschaft künstlerischer Intuition sucht er nicht den Widerschein, sondern die Wahrheit selbst. Ohne das Gefüge eines festen Kultes, ohne den kindergleichen Glauben ist er durchdrungen von dem Unerfaßbaren, dem Unerlösten.

In den Tagen, die erfüllt waren vom großen Leben und Sterben, gab er uns sein erstes Gedichtwerk, die „Heroischen Silhouetten“. Und dieser starke vibrierende Klang zittert zurück zur Seele deren, die sich tief verbunden fühlen den natürlichen Mächten der Landschaft und des einen großen Geschicks überlieferten Lebens, das Graefer begreift und bezwingt. Seine Gestaltungsgabe wird mit dem Worte „plastisch“ nicht ausgeschöpft, könnte eher noch mißdeuten. Er sieht viel, man möchte manchmal sagen, alles, das er mit fast peinlicher Deutlichkeit wiedergibt. Nicht in wohlangeordneten, sorgsam konturierten Bildern. Sein Blick hastet von Eindruck zu Eindruck, seine Sinne raffen in rasender Eile Erleben um Erleben, und mit erstaunlichem Formgefühl baut er vor uns Bilder von seltener Wucht auf. Seine Gedichte sind im Zwischenland von Lyrik und Ballade gediehene, mit dem Worte „Silhouetten“ trefflich benannte Gebilde: „Schattenrisse von Menschen und Dingen, aus allen Zeiten und Zonen: bunt verknüpft in der jeweilig am schärfsten kennzeichnenden Haltung, reihen sich Gestalten des Mythos und der Gegenwart, der religiösen und profanen Geschichte, der Legende und der Kunst aneinander, alle geeint durch die Gesten eines Heldentums, dessen Sieg, nach Ibsens Forderung, die Fähigkeit zum Verzicht bestimmt.“

Ein Vergleich mit Fontanes Balladen wäre nicht uninteressant. Es ist ein weiter Weg von Fontane bis zu Graefer, was die Gestaltung, nicht den künstlerischen Wert angeht. Dort Dialoge, in denen Seelen miteinander ringen, hier gegenüberstehende starre Geschehnisse, dort von der Umwelt

bedingte Bewegung, hier innere Erschütterung, dort Schilderungen, hier Schreie. Graefer verzichtet auf das Entfalten, auf das Deutliche. Er beschränkt sich auf die Undeutung, ist mit Willen dunkel und bringt so mit wenigen Linien einen abgerundeten, aber in sich grenzenlosen Reichtum tiefster Versinnlichung. Ein Meisterstück dieser Art ist die „Kaiserin von Byzanz“, die Ballade unserer erlebnisreichen Epoche, die Ballade des von aufrichtigem Selbstbeherrschsein durchleuchteten (und allein berechtigten) Expressionismus, schlechtweg: die neue Ballade. Aber auch die Rhythmik einer alten Terrasse, das Bildnis des Hyronimus Holzschuhers, Liebende im Abschied oder die Mutter Maria weiß er vor uns hinzustellen mit bezwingender Gewalt.

Sein ekstatisch aufrauschender Dialog, sein gebändigter Stil, getragen von dem schwingenden Klang ferner Musik, lassen in ihm einen Dramatiker großen und neuen Stils erahnen. „Aus Scharlach dröhnt Phöbus heran. So wird Tragödie.“ Nicht blinder Zufall ließ ihn diese Worte Hardens vor seine Verse setzen. Graefer mußte das Erbe Scheerbarts, seines Freundes, nein, seines geistigen Bruders, in eruptives Handeln gekehrt, aufgreifen. Seine Worte an den Dichter des „Lesabendiv“ möchte ich ihm zurückgeben:

„... eine Stimme sang von Urgewalt:
Und türmte Worte glutend zu Kristallen.
Ließ Sterne steigen, wirbeltoll, und fallen...
Aufbrach urneue Duntheit...“

Hans Heinrich Ehrler / Von Hans Gätgen

„Eichendorff redivivus“ — so möchte man Hans Heinrich Ehrler nennen, wenn man in beglückten Stunden sich versenkt in seine stillen, schlichten und tief durchseelten Verse. Und doch ist er anders als der romantische Dichter, dessen Gestalt heute, zum Heil unseres Volkes, sich wieder emporzuheben beginnt in seinem ganzen Reichtum. Die gedankliche und formelle Ungebundenheit, das Zerflatternde der Handlung, etwa im „Laugenichts“, hat Ehrler nicht. Bei ihm einen sich romantisches Empfinden und klassische Gestaltungskraft aufs glücklichste. Stufenweise, Schritt für Schritt, entwickelt sich das Geschehen in seinen Prosabüchern; aber auch seine Verbände bilden jeder ein harmonisch aufgebautes in sich geschlossenes Ganze. Mit den „Briefen vom Land“ trat der schon im reifen Alter stehende Dichter 1911 zuerst hervor. Er floh, wie er in einer kürzlich veröffentlichten autobiographischen Skizze mitteilt, nach dreizehnjähriger Tätigkeit als Redakteur „in dreistem Abenteuer“ mit seiner Frau aufs Land

und schrieb sein erstes Buch. Es ist die Geschichte eines — Ehebruchs, aber rein und edel erfaßt und gestaltet, eine Erzählung, die schon unzählige Male geschrieben wurde; Ehrler aber hat aus ihr eine von hoher Menschenliebe geadelte Dichtung geschaffen. Daß das Buch reich ist an wunderbaren Stimmungen, die einem innigen Einssein mit Wiesen, Wald und Wolken entströmen, erhöht seinen Wert zur Weihe und Andacht.

„Die Reise ins Pfarrhaus“: Bierzehn für ein Menschenleben entscheidende Wochen ziehen an uns vorüber, vierzehn Wochen, die Jakob Meister bei einem Pfarrer verbringen darf, der ihn Latein lehren soll, der ihn aber mehr, viel mehr lehrt: im höchsten Sinne Mensch zu sein und aus der Natur mehr zu schöpfen als aus verstaubten Büchern. Durch das Leben wird Jakob enttäuscht, und gebrochen findet er nach langer Irrfahrt eine Heimstatt dort, wo er einst eine kurze, selige Jünglingszeit verleben durfte.

Ehlers drittes Prosawerk „Der Hof des Patrizierhauses“ enthält Novellen, unter denen einige von berückender Schönheit und vollendeter Fassung sind. „Peregrin“, voll süßer Schwermut und Melancholie, „Die heilige Cäcilia“, einen Legendenstoff schlicht und darum meisterhaft gestaltend, und „Die Hochzeit der Maria Riverti“, Spannung und Stimmung harmonisch miteinander verflechtend, — legen Zeugnis ab von reifer Künstlerschaft.

Der Inhalt der „Lieder an ein Mädchen“ liegt im Titel angedeutet: Zwanglose Verse — eigentliche „Lieder“ sind die wenigsten — an die Geliebte. Dem Zauber dieses Gedichtbandes, der auch an melodischem Reichtum von wenigen erreicht wird, kann man sich schwer entziehen. Eine Probe möge dartun, wie es Ehrler versteht, volksliedhaft und darum für den Empfänglichen unvergeßlich zu gestalten:

Du kommst auf keinem weißen Roß
Und auch auf keines Königs Schloß.
Doch führt dich morgen meine Hand
Hinein in dieses Liebes Land,
Da werden alle Frauen
Demütig nach dir schauen.“

Auch die „Frühlingslieder“ sind Liebeslieder, Verse Liebender, die voneinander sagen können:

„Wir glauben noch an Märchen und an Sterne,
Die heute kaum den Kindern mehr gehören.
Es fließet Silber uns aus allen Röhren,
Und überm Berge dort das Tal ist uns schon ferne.“

Wir sehn das Mondlicht in den Brunnen spielen,
Doch uns verloren Elfen bei dem Reigen
Viel Perlen, die am Schatten nun von Zweigen
Als Schnüre drunten hängen blieben, da sie fielen.

Geheime Kränze tragen in den Haaren
Wir durch das Erdenland auf seligen Wegen
Und stamen nicht, wenn wir sie niederlegen,
Daß selber wir nur Sterne und nur Märchen waren.“

Viel Jubel und Seligkeit, reine Freude an der im Frühlingsglück neu-
erstandenen und zu höchster Pracht sich entfaltenden Gotteswelt und inniges
Versenken in die Schönheiten, die Mutter Natur auf Schritt und Tritt
für uns, wenn wir nur sehen wollen, bereit hält, — unendliches Glück
reinen edlen Menschentums birgt dies köstliche Lenzbuch.

Die Klage einer Braut, deren Geliebter im Felde fiel, enthält das Vers-
büchlein „Die Liebe leidet keinen Tod“, das den trauernden deutschen Frauen
gewidmet ist. Keine Kriegslyrik im üblichen Sinne, sondern eine stille,
würdige, hoffnungstarke Klage, in der es einmal heißt:

„Ein später Sämann wirft hinab
Dem Acker seinen Keim ins Grab,
Und wird der Hoffnung auch die Scholle schwer,
Es ist kein Grab, das nicht ein Acker wär.“

Auch zwei Anthologien hat uns Ehrler geschenkt. Die eine, ein liebes,
schmales Büchlein, nennt sich: „Wenn alle Brunnlein fließen...“ und
enthält deutsche Liebeslieder.

Aus dem überreichen Blütengarten des deutschen Volkslieds hat der Dichter
mit liebevoller Hand ein Sträußlein gewunden, das sich ebenbürtig neben
Hermann Hesses „Lindenbaum“ behauptet. Im „Schwäbischen Lieder-
buch“ aber hat Ehrler eine Auswahl aus der klassischen schwäbischen Lyrik
zusammengestellt, die mit Schubart beginnt und über Schiller, Hölderlin,
Mörke bis zu Christian Wagner und Karl Weitbrecht führt.

Aufs neue staunt man, wenn man den starken Band durchblättert, über
die Fülle dichterischen Edelgutes, das Schwaben hervorgebracht. Hans
Heinrich Ehrlers Dichtungen aber füllen ein besonders gesegnetes Fleck-
chen dieses Gartens, zu dem man pilgern mag, wenn Leid und Qual über-
handnehmen. Ungetröstet wird man nie von dannen ziehen.

Ewige Heimkehr / Von Armin L. Wegner

Sie sagten mir einmal, mein verehrter, väterlicher Freund, als ich Ihnen
von meiner Sehnsucht nach fremden Ländern sprach und der unbezwinglichen

Begierde zu reisen — Sie sagten und deuteten auf meine Brust: „Hier ist Indien, hier ist Amerika!“

Ander, doch stärker als in jener Stunde, nun da die blonde Helle mit nackten Füßen über der Bläue des Bosporus tanzt, im Schleier der Gyzinienlaube, an den Stamm blühender Judasbäume gelehnt, unter Berghängen, Ruinen, fühle ich auch heute, daß ich all diese Dinge schon einmal im Herzen trug. Sang mir an dieser Veranda die Amme? Ist es ein Wiedersehen?

Gestern, als ich die schmale Gasse nach der Brücke hinunterstieg, versetzte der Zufall mich in den alten Basar von Stambul. In die kühle Dämmerung überwölbter Gänge tretend, von dem tausendstimmigen Lärm des Reichthums betäubt, erschrak ich vor der verwirrenden Schönheit dieses Gesichtes. Geblendet schlug ich die Augen zu Boden, wie der Liebende, der unerwartet das begehrte Antlitz erblickt. War dies die Welt, in der ich als zehnjähriger Knabe mit Nasenbluten und ewigem Kopfschmerz lebte? Auf dem Tische der Händler, zwischen Waffen und Kupfernem Gerät, sah ich zwei hölzerne, mit Perlmutter umrandete Pantoffeln liegen und wurde von einer Zärtlichkeit zu ihnen erfüllt, als wären dies die hölzernen Schuhe, die meine Mutter in ihrer Kindheit zu tragen pflegte — obwohl ich doch weiß, daß sie niemals solche besaß. Rinnende Menschenbäche spülten mich an den Hafen hinab, Lastträger, Holzstämme auf ihren Schultern schaukelnd, mit Tonkrügen beladene Esel versperren mir den Weg. Nührung ersticke meine Stimme, und ich ließ den Atem ihrer Rüstern um meine Hände streichen — ich hatte die Esel Ali Babas wiedergefunden, die ich seit meiner Kindheit suchte. Schlafwandelnd stieg ich den Hügel hinauf, an den zweigeteilten Treppen der Häuser vorüber, unter dem geheimnisvollen Lichtschein der Fenster, die ihr brennendes Auge hinter hölzernen Läden kühlten. Wann war es, daß ich zuletzt in ihrem Schatten ging?

Darum glauben Sie nicht, o mein verehrter, väterlicher Freund, daß es die Begierde zu schauen war und die Sucht nach dem Wechsel der Stunde, die mich wieder von Ihrer Seite riß. Aus dem Herzen der Väter, der Erinnerung des Blutes, aus der Stimme des alten Lehrers (dunkel und schläfrig war die Stunde am Nachmittag), aus der Seele vergilbter Bücher wuchs es hinüber in mich. Auf der schlanken Rippe des Rahnes über das strömende Meer segelnd, sehe ich in mir die Kette all jener Länder und Städte aneinandergereiht, in denen die schweifende Seele zu Gast war, Blut, Krieg, Schmerz und die Augen der Toten mit leichter Hand in den Abgrund des Vergessens stürzend — ach, ich fühle es wieder, wie ewiges Heimweh mich über die Erde treibt! Ich sehe die weißen Finger der Moscheen im Abendnebel über der Stadt auftragen. O du steinerner Schwur,

der über den Dächern der Luft und des Unheils erstarrte! Winkt nicht vom Ufer die gehöhlte Schwelle der mütterlichen Tür? Wie lange geschah es, daß ich in fremden Ländern verirrt war? In diesen Gassen, die mit gebrochenen Knien den Hügel hinabgleiten, in diesen Kaffeehäusern schwarz und rauchig, wo von der zersprungenen Wand aus getuschten Bildern Sultane mit zwiebelartigem Turban herrisch blicken, in der schwarzen Stadt der Schiffe und Leichter, die nagelbeschlagen im Hafen ruhen — war ich zu Hause. Ich bin Sindbad der Seefahrer, der in die Vaterstadt heimkehrt zum hundertsten Mal!

Bücherschau

Brieger, Lothar, Die Neugeburt des religiösen Gefühls. Auch eine Zeitbetrachtung. Eisleben, Iso Verlag Walter Probst 1919.

Unter diesem Obertitel vereinigt der Verfasser im 2. Heft der „Schriften zur kommenden Volkskultur“ drei lesenswerte, inhaltreiche Aufsätze. Drei Wellen fluten nach ihm über die Gegenwart. Die eine, die dem Menschen sein Bestes nahm, den Begriff der Persönlichkeit, die kapitalistische Welle ist vorübergerauscht und hat den Menschen innerlich ärmer als je gelassen. An ihre Stelle scheint die demokratische Welle treten zu wollen. Aber auch sie kann den Hunger der Seele nicht füllen, mag sie auch das Gefühl der Kraft im Einzelnen steigern. Mächtiger als beide wird die religiöse Welle kommen und wirken, um den zeitmüden Menschen, die der Kapitalismus aushöhlte, neue Werte zu schenken. Da wird der Mensch wieder in sich hineinzubliden lernen und den Menschen aufs neue entdecken. An Stelle des äußeren Ereignisses tritt das innere. Dann gilt nicht mehr die Fragestellung: Nützlich oder schädlich? Vielmehr wieder: Gut oder schlecht? Es wäre der beste Gewinn unseres Volkes aus dem Weltkrieg, wenn diese dritte Welle alles Gebrethhafte der vorhergegangenen tilgen würde. — Den Freunden romantischer Weltanschauung und Kunst sei diese kleine Schrift (49 Seiten) aufs beste empfohlen.

Dr. Raimund Steinert.

De profundis amavi . . . Die Linie der großen Liebe, die in der Frau zugleich die Madonna und die Mater dolorosa sieht, geht von der Mariendichtung über Dante zu Novalis, dem letzten Initiirten jener esoterischen Mystik des Gefühls, die zugleich schon Religion wird. Ich vermute auch hinter dem Namen Karl Ernst Theodor, der unter dem Titel des seltsamen Gedichtbandes „De profundis amavi“ steht (Leipzig, Friedrich Wilhelm Grunow) einen Priester. Dieses Buch ist ein einziges Bekenntnis einer aus irdischer Nichterfüllung geborenen, von allen Qualen und Süßigkeiten eines unzählbaren Heimwehs nach dem Absoluten durchschauerten Liebe. Die irdische Manifestation ist ein flüchtiges Vorübergehen. Ihre Vergänglichkeit schafft eine tiefe Melancholie und zugleich die Sehnsucht nach einem Unvergänglichen. Die seelische Stut ist nicht im Leiblichen beschlossen und begrenzt. Die Frau, die hier ein flüchtiger Sonnensfunke war, ist Teil der Einen, die als das Mütterliche Urquell und Mündung aller Liebe ist. Sie muß sein, denn das metaphysische Bedürfnis fordert sie. So fragt die faustische Leidenschaft des Suchenden aus ihm:

Wer stellte mich in dieses dunkle Haus,
Und gab mir dieses Licht und dieses Wissen
Und diese Sehnsucht nach Unendlichkeit?
Wer legte mir ins Herz den süßen Strahl
Der Liebe und verberg mir hinter Schleiern,
Wonach die Seele schluchzt? Wer hieß mich sein,

Wer ließ mich atmen aus zerrissner Brust
 Zum Ungenannten und zum Namenlosen?
 Wer malte diesen Himmel über mir,
 Den meine Hände nie ergreifen werden,
 Und läßt den Abend glänzen und den Morgen
 Zu meiner Qual, und funkeln in der Nacht
 Die helle Krone der Unendlichkeit?

Aber das Gefühl gibt dem Verzweifelnden Gewißheit und nach dem „Allerseelen“
 der tiefen Erdentrauer sagt ihm jeder Stern und jeder Sonnenstrahl, daß sie lebt,
 daß nur dem blinden Auge nicht erkennbar, dem Herzen aber nah und ganz gewiß
 die Mütterliche, die Madonna in Wahrheit nie gestorben ist, daß nur der Sinn des
 armen Erdenpüßers tot und gebunden an der Erscheinung klebt, statt ihre Offen-
 barung stündlich zu erleben. Und so schließt denn dies Confiteor mit einem jubeln-
 den Ja, einem dithyrambischen Bekenntnis zu dem Ewig-Weiblichen als dem Wesen
 der ewigen, zeit- und raumlosen Liebe. Paul Friedrich.

Der Leierkastenmann. Volkslieder der Gegenwart gesammelt von Klabund.
 Berlin, Reig 1918. Ppbb. 3,80 M.

Die mit zehn bunt kolorierten Holzschnitten von Szafranski köstlich ausgestattete
 Sammlung wird mehr den Bücherammler als den Liebhaber der Volkslieder erfreuen.
 Damit soll kein Tadel ausgesprochen werden, wenngleich die Auswahl etwas eigenartig
 und willkürlich getroffen erscheinen mag. Das schönste der Lieder, das eines Landstreichers
 mit den Zeilen: ... ich war ein Fuchs, ich war ein Tier, nun bin ich nur ein silles Lied.
 Du singst es Dir in Träumen vor, wenn blaß der Mond am Himmel steht ... mag
 wohl von einem echten Dichter stammen. Dr. Raimund Steinert.

Reinhard, Ewald: Karl Ludwig von Haller. Ein Lebensbild aus der Zeit
 der Restauration. Köln, Bachem 1915. 1,80 M.

Ein Vielgescholtener, aber Weniggekannter findet in Reinhardts Untersuchung zum
 ersten Male eingehend liebevolle und kritische Behandlung. R. zeigt, wie der Enkel
 des Dichters der „Alpen“, das Berner Patrizierkind, früh schon sich dem patriarcha-
 lischen Staate der Heimat widmet und durch den durch die französische Revolution
 bedingten Umschwung nach einem kürzeren Aufenthalt in Erlangen und Weimar 1801
 in österreiche Dienste tritt. Aus der Kritik an der eigenen Zeit heraus erwächst
 in ihm zur Feier der Vergangenheit und als Staatsideal geplant die verhängnisvoll
 wirkende Gedankenfülle seiner zwischen 1816 und 1826 erschienenen „Restauration der
 Staatswissenschaft“, die der didleibige Katechismus der reaktionären Staatskunst nach
 den Freiheitskriegen werden sollte. Fast wunderbar klingt Hallers Mahnung, der
 Fürst solle den Untertanen gegenüber die törichte Anrede: Bürger oder Söhne des
 Vaterlandes vermeiden. Mit diesem ohne Zweifel wohlgemeinten Worte wird Haller
 der vielberufene Begründer der romantischen Staatskunst und ein ehrlich Rückwärts-
 schauender, weil der Freiheitsstaumel der teuren Heimat nun die Franzosennot brachte.
 Weiter schildert der Verfasser Hallers Übertritt zur alten Kirche (1820), seine Amts-
 entsehung und seinen Aufenthalt in Frankreich bis zur Julirevolution von 1830. Aus
 dem Brausen der Weltstadt lehrte der 62jährige in das stille Solothurn am Jura
 zurück, wo er als Mitglied des Großen Rates und Führer der Katholiken in steter
 geistiger und schriftstellerischer Tätigkeit bis zu seinem Ende 1854 weilte. Die gut
 geschriebene Schrift entwidelt auf knapp bemessenem Raume in ansprechender und
 unparteiischer Weise das Lebenswert dieses Schweizer Staatsromantikers. Es kann
 als ausgezeichnete Einführung in die Staatsanschauungen der Restaurationszeit gelten
 und vermittelt auch im übrigen die Kenntnis mancher anziehenden Nebengefakt.

Dr. Raimund Steinert.

Verantwortlich für den Inhalt Dr. Kurt Bod, Berlin W 15, Ludwigstr. 7, Verlag: Boll u. Vidardt,
 Verlagbuchhandlung, Berlin NW 6. Druck: Oscar Deandretter, Leipzig.

R o m a n t i k

E i n e Z w e i m o n a t s s c h r i f t

herausgegeben von Dr. Kurt Vock / Verlegt bei Völl u. Pickardt, Berlin

Zweites Jahr

Heft 6

August 1920

Bezugspreis M. 6.— jährlich. Einzelnenpreis M. 75.— für die ganze Seite; bei Wiederholungen Vergütung

Nachdruck verboten

An die Romantiker / Von Alexander Freiherrn von Bernus

Gefreundete, fremde Gefährten,
Verschwisterte Seelen —: ich geh
So gerne auf euern verjährten
Spuren und manchmal da steh

Ich lange an Brunnen und Bänken,
Wo noch euer Müßiggang hängt,
Bei Marktplätzen, Rathhäusern, Schänken,
Auf Straßen ins Blaue verlängt.

Ich stand am Ufer des Rheines,
Ich wandert das Weinland entlang,
Mein Sehnen war wunderbar eines
Mit euerem fernen Gesang.

Ich suchte nach euch in den Ländern
Des Mittags, als wärt ihr noch wo —
Ist nichts mehr euch ähnlich? Verändern
Sich Menschen und Zeiten denn so?

Was ist es, das um ein Jahrhundert
Mich später als euch hierherzwang?
Nun steh ich vertraut und verwundert
Vor allem, was euch einst gelang.

Und geh ich gealterte Straßen
Hinter, die einst euer Fuß
Betrat und die euch vergaßen,
So spüre ich zeitlosen Gruß.

So vieles ist mir noch geläufig
In allem, worin ich euch such',
Was euer war, so wie ein häufig
In Liebe gelesenes Buch.

Ich weiß: aus dem geistigen Kreise,
Der euer ist, komme ich her.
Euch Mittler zu sein, doch die Reise
Ist oft fast zu einsam und schwer.

Und wär' es nicht, daß ich begriffe:
Uns eint ein unlösliches Band,
Ich legte noch heut an die Schiffe
Der Sehnsucht den tödlichen Brand.

Die Nacht. Eine Passion / Von Erich Worbs

Personen: Heinrich, der Pfarrer. Marianne, sein Weib.

Eine Nacht des Dreißigjährigen Krieges in einer einsamen Berghütte.

(In die niedrige Stube ruft der Pfarrer, noch von draußen seinem Weibe durchs Fenster zu)

Ha ... das ist eine Frühlingsnacht. Die erste Drossel im Busch... Und oben auf den Bergen liegt es noch weiß... Ein Lachen tanzt aus den Mondenwäldern ... ha ... ha... Und unten ... im Tale ... flattern große rote Vögel ... ha ... ha... Da brennen sie eine Heimat nach der andern nieder — — — und küssen die Dornen in der Blut des Feuers ...

(Er tritt in die Stube)

Grüß Gott, Marianne...

Marianne (müde): So spät kommst du nun wieder aus dem Felsen...

Ewig bin ich allein...

Pfarrer (mit Pathos): Marianne — — — ist es nicht das höchste Glück, allein zu sein ... ganz mit unserm Gott zu sein... Sind nicht das die schönsten Tage, wenn uns ein Leid so ausgebrannt hat, daß wir ohne Sehnen allein sein können... Und habe ich etwas dagegen, wenn auch du hinaus wolltest in die Frühlingsnacht...

Du kannst tun, was du willst...

Du bist frei... Marianne!

Bist nur in deinem Gott... Marianne ... immer dein Gott...

Marianne: Und frei... Ach... Heinrich ... das gerade ist es ja ...
ich will nicht frei sein...

Heinrich ... ich bin so müde von dem vielen Freisein...

Pfarrer: Nun gut... ich bitte dich ... ich wünsche es ... nimm deine
Geige ... und spiel' ein Lied gegen all dies Kriegsgetümmel.

(Marianne geht müde lächelnd in das Nebenzimmer, die Geige zu holen)

Pfarrer: Huch ... wie die großen Vögel unten ängstlich flattern...
Und hier oben schluchzt der Frühling sein erstes Sehnen...

(Da Marianne die Tür geöffnet, bricht der Mond hell ins Zimmer, und Marianne steht
in einem lichten Glanz)

Pfarrer (leise): O ... sie ist schön...

Ihr Leib ist blaß und perlend wie die Wolke, die im Mondlicht schimmert...

Und kühl, wie der Schnee in den Bergen...

Sie ist schöner als in den Tagen, da ich sie liebte ... aus Mitleid liebte ...
weil so Sehnen auf ihrer Stirn war... Und in mir tollte und jubelte
die Welt ... und Gott lachte in mir ... und warf bunte Lüfte aus meinen
Händen...

(Su Marianne, die eben mit der Geige kommt und beginnen will)

Warte ... Marianne ... erst alle Fenster auf ... laß doch Gott herein-
tanzen...

(Er öffnet die Fenster mit einer großen Gebärde, eine süße Luft strömt herein)

So ... nun laß deine Weise hören ... daß sie eins wird mit der heim-
lichen Musik da draußen auf allen Wiesen...

(Marianne spielt einige Takte einer sehnsüchtigen Weise. Dann läßt sie müde die Geige
fallen, daß der Ton einer zerpringenden Saite durchs Zimmer geht)

Marianne: Ach, Heinrich ... du glaubst nicht, wie müde das macht ...
wie trostlos krank ... warum muß immer Sturm in unsern Tagen sein ...

(Plötzlich mild in jäh erwachender Hoffnung)

Du ... ich möchte einmal ein kleines Blumenglück im Herzen tragen ...
daß das Herz wie eine leise Abendglocke läutet... Einmal ganz still sein ...
und heimlich lachen ... du ... weißt du ... unsere Kammer oben in
der alten Baude in jenen kristallinen Wintertagen, laß es wieder so
sein ... alle deine Süchte und alle deine Leiden will ich mit meinem Leibe
weich zudecken ... allen deinen irren flatternden Vögeln sei er eine ewige
Heimat...

Du... Einmal laß uns wieder im Bett aneinanderschmiegen — — —
wenn draußen der Welttraum flüstert ... daß wir nur uns im Dunkel
sehen ... und die Füße spielen wie lose Falter, die aus tiefem Schlafe
fliegen ... und unser Atem ist wie der leise goldene Atem der Sterne...

Du... Einmal...

(Ist wieder müde)

Ach ... du gehst wieder und schreist mit den rohen Bauern gen Himmel...
Glaubt ihr, daß das Gott ist, der für sich die Menschen morden läßt...
Pfarrer: Marianne ... du ahnst Gott nicht, — — — Gott ist groß...
Der Sturm weht aus seinem Traum... Aber Gott ist auch ein herb-
stlicher Wald, blutet aus tausend grellen Wunden... Und wir gehen dahin
im Leid, daß unser heißer Schmerz seine Wunden ausbrenne...

Marianne (die nicht zugehört, in die Nacht geblickt, im Traume nach): Ach...
Heinrich, einmal ein kleines Blumenglück im Herzen tragen — —
einmal den Glanz eines stillen Festes auf den Händen haben...

Pfarrer (leise): Sie ist schön ... ich sehe es jetzt, warum immer meinen
Gott in ihr suchen ... sie hat einen süßen Leib (zu Marianne warm).

Schön ... Marianne ... wir wollen noch heute ein Fest feiern ... ein
Fest still in unserer Kammer, mit Frühlingsblumen um den Tisch...
Durch die roten Kerzen wird der Welttraum flackern...

Indes ... will ich noch einmal hinaus in den Wald, der ganze Wald
schreit ja heute ... ade, Marianne, also bis zum Fest...

(Schon draußen)

Nein ist das wild...

(Als Heinrich hinaus ist, sinkt Marianne müde auf die Holzbank am Kamin... sinnt
traurig zum Fenster hinaus... Man sieht am Himmel fern den roten Schein brennender
Dörfer)

Marianne: So reden wir nun ... und unsere Stimmen klingen fern ...
wehen einander vorüber ... Nacht stürzt auf uns... Und Leiber krallen
sich in blutender Verzweiflung ... in Einsamkeit ... und fluten ineinander
wie Ströme in ein einzig Meer...

Doch unsere Seelen beten fern im roten Dorn der Nacht ... und ragen
einsam ... wie dunkle Bäume ... und finden sich nie unterm mächtigen
Himmel...

(Sie schreitet müde, Schritt nach Schritt, in die Schlafkammer... Durch den Wald braust...
aus der Waldeskirche ... ein dunkler Choral)...

(Ein Wind weht die Stimme des Pfarrers her): Ich sage euch: Gott ist auch
ein herbstlicher Wald, — — — blutet aus tausend grellen Wunden...

(Die anderen Worte gehen in dem immer lauter brausenden Choral unter)...

Abenddämmerung / Von Paul Bourfeind

Klingt ein Klang den Hag entlang
In die stille Heide,
Steht der Abend lauschend bang
Ganz in blauer Seide.

Schwimmt der Wald in Schlaf und Traum
Längstgelebter Dinge,
Sein und Werden schließt im Raum
Sich zu gleichem Ringe.

Und ich weiß, ich bin im Ring
Von den Dingen allen,
Und wenn auch mein Tag verging,
Erste Blätter fallen, — —

Klingt ein Klang den Hag entlang
In die stille Heide,
Steht der Abend lauschend bang
Ganz in blauer Seide.

Deckt des Tages Leuchten zu
Mit den kühlen Händen,
Und es will in seiner Ruh
Alles Leben enden.

Das Drama Platons / Von Georg Kaiser

Für die Würde seines Ausdrucksmittels sucht der Dramatiker in strenger Prüfung nach wichtiger Bestätigung. Zwingt er in die Dramaform seine Erkenntnisse und Erschütterungen? Läßt die Drängung zu Akten genügenden Raum? Sind Auftritt, Erscheinung, Figur tiefe Gefäße jedem Inhalt? Ist Schauspiel fassende Hülse ohne Verlust?

Rechtfertigung seiner Werkbildung erlangen, will der Dramatiker. Dünnes und dummes Spiel entstellt die täglichen Theater. In das Theater geht der Dramatiker mit Zögern — und dennoch zieht es ihn mit unduldsamer Forderung hin. Seine Scham ist nur flüchtig — und aufzitternd sieht er schon sein Werk scharf im Bühnenbild. Sein Widerstand ist vergeblich — Erkenntnis wird Erscheinung — und von der Erscheinung getragen überhöht sich seine Erkenntnis. Das Drama schenkt ihm die letzte Anschauung. An Figuren schießt der Gedanke zu größter Möglichkeit auf.

Ein Irrtum ist nicht mehr fürchterlich. Das Drama Platons legt Zeugnis ab. Es ist über allen Dramen. Rede stachelt Widerrede — neue Funde

reizt jeder Satz — das Ja überspringt sein Nein zu vollerm Ja — die Steigerung ist von maßlosem Schwung — und auf den Schlüssen bläht sich geformter Geist wie die Hände Gottes über seiner Welt-schöpfung.

Befriedigt wird die Schaulust — sich befriedigt Platon sein Vergnügen am Schauspiel: ins „Gastmahl“ tritt Alkibiades, auf die Flötenspielerin gestützt, Weilchen und Efeu im Haar, angetrunken. Sokrates an der Tafel.

Wann schaute ein Dramatiker eine kühnere Konfrontierung an als Sokrates und Alkibiades? Wo erfand noch einer dies Ja und Nein seinem Drama? Maßlos groß ist der Anblick. Zuerst war dieser sicherlich. Die Kontrastierung wurde aufrüttelnd schöpferisch — entriß dem Denkenden die Form zur Denkbarkeit seiner profunden Weisheit. Es entsteht kein Buch — es wird Bühne. Es wird immer vollkommener mit neuer Schöpfung. Jede Begegnung von Figuren wird Anlaß — bis nur noch aus Begegnungen Gedanken entstehen.

Die Plastik der Szene ist fabelhaft geworden. Phaidon. Das Gefängnis um Sokrates. Sokrates von den Freunden umstellt. Im wehen Abschied vom Weibe. Von den Kindern. Begrüßungen schwillen rasch zu letztes entdeutenden Gesprächen an. Werden und Lob ist darin — von Figuren erjauchzt und erlitten. Das Wort ist das Kleid der Figur — ohne sie bleibt es unauffindbar. Die Szene besteht.

Für die Würde seines Ausdrucksmittels sucht der Dramatiker in strenger Prüfung nach wichtiger Bestätigung. Jetzt entdeckte er sich die Notwendigkeit der Dramaform. Mit festem Finger zeigt er auf Platon. Hier ist Aufruf und Verheißung von allem Anfang schon geschehen. Das Gebiet weitet sich in grenzenlosen Bezirk. Da befriedigt Schauspiel tiefere Begierde: ins Denkspiel sind wir eingezogen und bereits erzogen aus larger Schaulust zu glückvoller Denklust.

Das weiße Pferd / Von Georg Britting

Bukol erwachte im Zelt. Es war dunkel. Er blieb flach liegen, fühlte sich von Wärme getragen wie ein Stück Holz im Wasser. Er schloß die Augen, ließ sich tiefer sinken und stieß wie ein junger Fisch steil an die Oberfläche. Er krümmte die Knie, hoch, zur Nase, streckte sie wieder, beugte die Arme zu einem knackenden Kreis, klatschte in die Hände und sprang auf. Der Boden schaukelte unter ihm. Er lächelte, hielt sich an einer Stange fest. Er ging aus dem Zelt. Der Morgen brannte grün über den Horizontbergen. Über die Ebene her, in kurzen Sprüngen, näherte

sich ein Pferd. Der lange Schweif flog im Wind. Länzelnd blieb das milchweiße Tier vor Bukol stehn. Er faßte mit der linken Hand in die Mähne, stützte die rechte auf den Rücken des Pferdes und saß oben. In einem leichten, wiegenden Trab setzte der Schimmel die Hufe. Die Ebene schwand. Wald kam. Quellen sprangen. Vögel kreisten, Berge schoben sich heran und flohen wieder davon. Büsche rauschten am Weg. Teiche blitzten. Auf Wiesen drehten sich große runde Blumen. Bukol ritt vom Morgen bis zum Mittag. Er ritt vom Mittag bis zum Abend. Riesige Sterne liefen über den Himmel. Ein Komet stob sprühend dahin. Winde erwachten. Das Meer brauste gewaltig heran. Küsten donnerten und unendliches Land begann wieder. Bukol ritt. Eine große rote Sonne brodelte im Zenith. Das Pferd gab die ersten Zeichen von Müdigkeit. Der weiche Trab wurde stolzig. Es knickte in den Fesseln. Stürzte. Bukol fiel wie ein Kreisel drehend auf die Beine und hob die Peitsche und zog dem weißen Pferd drei Hiebe über das Fell. Drei schwarze Striemen blieben und vergingen nicht mehr. Bukol ritt weiter bis wieder zum Abend. Als es dämmerte, hielt das Pferd auf einem Hügel, mit stoßender Brust. Bukol stach ihm den Sporn tief in die Flanke. Blut begann zu fließen. In einem dünnen roten Faden lief es, wie aus einem unversiegbaren Brunnen. Das Tier stand mit zitternden Beinen. Und immer floß und floß das Blut. Tot brach der Schimmel in einer roten Lache zusammen. Bukol brachte die lange und schaurige Nacht auf dem Hügel zu. Am Morgen begann er die Wanderung nach den Zelten seines Stammes. Am dritten Tag, als er den See durchschwamm, um den Weg abzukürzen, ruderte vor ihm ein weißes Pferd. Am Ufer trabte es triefend davon. Nach Wochen erreichte Bukol, abgezehrt, zerlumpt, erschöpft die Seinen, die ihn schon tot geglaubt hatten. Er duldete nicht hinfort, daß man Schimmel aufzog. Jedes Schimmelfohlen ließ er töten. Er ritt nur Klappen. Er starb im Zweikampf, zu dem ihn ein Gastfreund gefordert, dessen weißes Pferd er im Stalle niedergestochen.

Ein Herz blüht in später Nacht / Von Franz Alfons Gayda

Jegendwo im Steinmeer der Stadt blüht ein Herz in
 Später Nacht —
 Nun Glück und Elend und Schmerz, nun der Alltag schläft —
 Seinem nächsten Ebenbild entgegen —
 Blüht du auf verlorener, lieberhellter und leidumschatteter Flur —
 Herz des Dichters —
 Blüht im Sonnenschein deiner tiefen Weltenliebe —

Zu dunkler Nacht —
 Schmiegt deine Blüten tiefsten Schmerzes in die körperlose,
 Späte Nacht —
 Nun sich alle Herzen schließen, müde des Lagerwerks,
 Schlafestrunken, öffnet sich und wacht und blüht ein
 Herz in später Nacht —
 Herz des Dichters —
 Sternblüte du, leuchtend silbern fernstill über dunkler
 Erde, Dufthauch du, schwebend süß überm Staub der Welt —
 Nun das Licht des Tages erstarrt, fällt dich fernste Sicht —
 Sind dir die Fernen nah — — nun die Klänge des
 Alltags verklungen, klingt dir der ewige Tag in
 Lieder Nacht, klingt dir deine Seele so hell und laut,
 Klingt der körperlose Raum in tiefem Echo. Nun die
 Straßen leer von den vielen Gesichtern, umgeben und
 Erfüllen dich wunderbar die Gesichte —
 Herz des Dichters —
 Nun alle, alle Kämpfe ruhn, kämpft das beste,
 Zarteste Herz den wilden Kampf um den Himmel
 Mit allen Hüllen —
 Nun die Welt versunken ist im Abgrund
 Dunkler später Nacht und das Leben nur ein Schlaf, —
 Nun die Wege sich verlieren in lichtloses Schwarz —
 Wirft du, Welt der Sehnsucht, Welt der Liebe,
 Welt-All strahlend aus den Tiefen dieses Herzens
 Uns geboren, blühend irgendwo in später Nacht —
 Blüht du ewiges Leben über sonn-lichten Wegen,
 Ründend alle in geist-hellen Glanz — — —
 Irgendwo blüht ein Herz in später Nacht —
 Fällt ein Blütenblatt —
 Ein Gedicht —
 Lautlos in der Menschheit Schoß — — —
 Frau Hedwig Jaeger in herzlichstem Gedenken

Weihestunde / Von Hans Sätzen

Vier Kerzen heben ihre Flammkronen
 Still in den weiten Dämmerraum. —
 Vom Flügel wehen Schubertweisen,
 Vergehen — leis — ein scheuer Traum.

Und eine müde Stimme liest
Aus alten Märchenversen vor:
Von einem Schloß, von Wolfenzinnen
Und einem silberblauen Tor. —

Die Kerzen brennen sacht zum Leuchter nieder —
(Aus Kupferbronze wundersam gemacht. —)
Noch einmal flackert's hin und wieder. —
Und aus den Tiefen steigt die Nacht.

Martin Boelitz / Von Hans Sturm

Unsere Tage stehen im Taumel sich überstürzenden, blitzschnell wechselnden Geschehens.

Aus diesem lärmenden Heute ging Martin Boelitz heim in jenes Land, wo die Winde des Friedens um traumversunkene Seen zittern. Sein Erbe ist nur von bescheidenem Ausmaß, da er die heute so selten gewordene weise Erkenntnis von der Tragweite seines dichterischen Könnens besaß. Er verirrte sich nie in ihm fremde Bereiche künstlerischer Betätigung, was wiederum die vollwertige Edelbürtigkeit seiner Arbeit und deren Dauer bedingt. Reinheit, Schönheit und Versunkenheit von Schauen und Schaffen sind bei ihm eins. Er gehört zur Sippe derer, die in Walther von der Vogelweide ihren Ahnherrn sehen. Sein Werk ist ein stetes Aufwärtssteigen, bewegt sich zwischen dem einfachen Naturlaut und dem be rauschenden Kunstrhythmus. Seine Dichtungen sind in Duft und Klang getaucht, sind wortgewordener Wohl laut. Still öffnete der Kranke Dichter dem Lob die Tür, denn der Kreis seines Wirkens war schon geründet und ineinandergeschwungen.

Unsere Tage stehen im Taumel wechselnden Geschehens. Wir wollen sie fassen und ausbeuten im Geiste unserer Toten. Unsere Zeit ist chaotisch, ist wirr und weit.

Und weit, ja grenzenlos ist der Raum unserer Seele.

Das Land / Von Karl Demmel

Wir tragen in uns ungekannt
Ein Sehnen nach dem fernen Land,
Da alles Leid soll schweigen.
Und suchen unser Leben hin,
Ein jeder Schritt dünkt uns Gewinn,
Doch nimmer will das Land sich zeigen.
Wir wissen's nicht: In allem Bangen
Sind wir schon längst vorbeigegangen...

Der Jungbrunn der Romantik / Von Alfred Ranft

Die Welt ist voller Wirrniss und berechnender Klugheit. Viele Menschen sind nur auf materiellen Erwerb bedacht. Für alle hohen Ideale scheint eine Zeit des Alterns angebrochen. Grabesluft weht uns entgegen, und es ist ein furchtbares Gefühl, einer sterbenden Gemeinschaft anzugehören. Daher tut uns Jugend not. „Jugend, das sind die unausgesäten, unergründlichen Sehnsuchten und Hoffnungen des Menschen, die eigne kurze Spanne Dasein und damit das Menschendasein überhaupt aus höherem Sinne zu beleben und reiner ins Licht hineinzuführen.“

Diese frische, fröhliche Jugend lebt in der Romantik, deshalb ist Romantik auch nichts Neues, sondern nur ein von Jugendkraft getragenes Wiedereinsetzen menschlichen Gefühles. Von jungen Männern ging sie aus. Sie streuten in ihrem Lebensmut nach allen Richtungen hin Funken des höheren Daseins aus, nur Funken, denn Jugend ist niemals Vollendung. Wohl aber gebiert die Jugend das Neue.

Romantische Jugend ist ein kindlich einfältiges Gefühl von der Unzulänglichkeit alles Irdischen. Im jugendlichen Herzen, tief innen, leben die Gefühle in natürlicher Reinheit. Dort sind sie nicht eingeengt von geistreicher Vernünftelei, dort reißt Freude die Seele empor zu den Höhen des Himmels, dort drückt Schmerz den Menschen hinab zum Grausen des Todes, und dort machen Liebe und Sehnsucht Leib und Seele beben.

Die romantischen Gefühle sind unmittelbare Äußerungen persönlichen Lebens. Sie setzen sich wie fröhliche Kinder mit naiver Sinnlichkeit über alle bestehenden gesellschaftlichen Formen hinweg und offenbaren sich als treue Führer durch die Wirrnisse der Welt. Sie wecken eine unbezwingbare Sehnsucht nach Idealen. Diese Sehnsucht blickt mit wehmütig weichem Blick nach den Höhen, von denen unsre Seele herkam. Von den kühnen Flügeln der Phantasie wird sie in das von der rauhen Wirklichkeit unbefleckte Märchenreich getragen. Dies Reich ist ein Heiligtum, so zart, so fein und lieblich, wie es eben nur im reinen Kindergemüte sich bilden kann. Dort ist ein ungestörtes Ausrufen vom Lärm des Alltags, ein Vorgefchmack des ewigen Sonnentages, eine Befreiung von irdischer Unzulänglichkeit, dort ist Friede.

In diesem unendlich großen Reiche kann sich aber auch die jugendliche Kraft austoben, weil sie durch nichts bewegt und durch Mißerfolge nicht entmutigt wird. So wächst sich die Romantik zu umfassender Vielseitigkeit aus.

Aus dieser Vielseitigkeit wurde die Größe des Neuen geboren. Die Gegen-

wart muß es der Erfüllung entgegenführen. Die Funken müssen zu lodern dem Feuer entfacht werden und in unsere Adern die Blut heiliger Begeisterung für das höhere Menschendasein gießen.

Im Vorübergehn / Von Ernst Witter

Grün, saftig, wie ein junger Leib geschwellt,
Gestreckt und wogend neben mir das Feld.
Ein Dach dort, alt, verwittert, braun bemoost,
Von weiß und roter Blütenflut umkost.
Ein Vöglein über mir, das pfeift und piept
So süß — ein anderes, das Antwort gibt.
Ein Dach, zwei Vöglein und ein wogend Feld...
O holdes Leben du! O liebe Welt!

Die Blumen vor meinem Fenster / Von Richard Hirsch

Ich bin sehr traurig heute. Die Blumen vor meinem Fenster sind gestorben. Sie haben mir alle Tage den ersten Morgengruß gebracht, sie sind mir immer liebe Helfer bei der Arbeit gewesen. Wenn die Gedanken, gelangweilt von den blassen Augen der weißen Blätter, die mich so teilnahmslos anschauen, hinausschweifen, dann bleiben sie an den roten und blauen Blüten hängen und saugen sich fest an der süßen Herrlichkeit. Sie schaukeln sich auf den schwanken Zweiglein, die freilich nicht viel tragen können, aber es ist ja auch nur leichte Last. Was mag sich so ein kleiner Keim mit den zierlichen Blütenblättchen, die ihm Wohnung geben, nicht alles zu erzählen haben, wie mag man manch loser Einfall, der sich gar wichtig dünkte und der sich so großspurig und breitbeinig auf das Wurzelstöckl setzte, wie mag er sich winzig vorkommen inmitten der lebendigen Pracht! Aber wie sehr ich ihm auch winke, daß er heimkommen soll, zurück mag er doch nicht, und er lacht mich aus, wenn ich ihn wieder einfangen will, und macht mir lange Nasen und weidet sich an meiner Sehnsucht und Verlegenheit. Und manchmal gesellt sich ein Falter dazu und schließt die Flügel und scheint zu lauschen. Oder gibt er selber von seinen Erlebnissen draußen Bericht, von heimlichen Abenteuern in Wiesenhütte und Baldsburg, von Knospengaugen, die ihm traurig nachschauten, wenn er nach kurzem Rosen wieder davonflatterte? Und die Blumen neigen die Köpfe, und ein Zuscheln ist das und Raunen und sie tun grad so, als ob sie Heimlichkeiten vor mir hätten und mich neugierig machen wollten. Setzt sich da nicht ein vorwitziges Käferlein grad vor mich

hin, als wollt's mit der schwarzen Feder ein Turnier bestehen und es darauf ankommen lassen, wer wohl der stärkere von beiden sein mag? als ob's in sich hineinschmunzelte und bei sich dächte: ach, du, wenn ich dir alles sagen wollte, was ich weiß! Aber es sagt nichts, ich muß es raten, was es da so in sich hineinschmunzelt, und dann weiß ich immer noch nicht, ob ich richtig geraten habe. Wer möcht' sich vermessen zu sagen, wie er mit solchen Flattergeistern daran ist! Mag man noch so wenig von dieser Welt sein, der Abstand ist selbst für unsereinen noch groß genug. Und da fliegt's auch schon davon und sagt der Base Immergrün was ins Ohr, und das gibt dann ein groß Gelächter draußen über das seltsame Wesen, das statt in Garten und Glück hinauszu laufen, hinter dem Fenster sitzt. Aber davon verstehen freilich wieder Blumen und Drummerchen nichts. Man muß sich unterhalten, so gut es geht und miteinander auszukommen suchen. Doch nun ist es auch damit aus. Nun sind sie gestorben, die Blumen vor meinem Fenster, die mir so freundlich bei der Arbeit geholfen haben. Versummt ist die übermütige Lustigkeit, wenn der muntere Wetter Wind, der Spielkamerad, sich mit ihnen tummelte, versiegt die Tränlein, die sie weinten vor Trauer über den bösen Sturm und Regen und die so melancholisch von den Blättern herabtropften, bis Mutter Sonne sie ihnen fortküßte. Ja, und dann setzte sie sich, wie Mütter so sind, zu ihnen ins Stübchen und tröstete sie, bis sie wieder lachten und alle Traurigkeit vergessen war. Ach, das ist nun für immer vorbei, nun meine Blumen gestorben sind! — Ober meint ihr, es wird wiederkommen im nächsten Frühjahr?

Bücherschau

Friedrich Schnad, Das Kommende Reich. Verlag Jakob Hegener, Hellerau 1920.
 Schwörter sind dichterische Hauptwörter.
 Jedes Wort ist ein Wort der Beschreibung.
 Welcher Geist taugt — ein solcher erscheint.
 (Novells, Fragmente.)

Das Chaos heutiger Lyrik-Bücher auch nur einigermaßen zu sichten, ist Sisyphusarbeit. Selbst mit den radikalsten Mitteln, zu denen völlige Mißachtung jedes Dilettantismus von vornherein ebenso zu rechnen ist wie das Urteil: Explosionismus (als gedachter, aber verkannter Expressionismus) ist kunstfern wie jener, kommt man nur unbefriedigend zum Ziel. Immerhin ergibt sich so die Erkenntnis, daß die Zahl der wahrhaft wesentlichen Gedichtbücher des letzten Jahres wohl an den Fingern einer Hand unschwer werden reiflos aufzuzählen sein. — Legt man diese Maße an: Friedrich Schnad, Das Kommende Reich, gehört zu diesen wenigen. — Handelt es sich in folgendem darum, ihm kritisch nahezutreten, ist gegeben, da ohnehin Inhaltsangabe im Sinne landesüblicher Berichterstattung zur genüge verübt werden wird (und so sich erübrigt), die Erfassung Schnadschen Dichtwesens Hauptaufgabe sein zu lassen. Nicht die Übersichts- teile anzustreben, das Buch romantisch oder klassisch zu katalogisieren: sind die Bestände klargelegt, mag diese Entscheidung von selbst sich ergeben.

Hauptbestandteil Schnadscher Lyrik, glauben wir, ist das Adjektivum. Kaum ein entscheidendes Substantivum ohne näher adjektive Bestimmung, kaum, um eindeutiger noch zu bestimmen, ein substantives Bild ohne adjektive Farbe. Von Gedicht zu Gedicht — zwei, drei allein bilden — fast befremdend — die Ausnahme — leuchtet und glänzt es. Blau, rot, gelb, weiß, braun, golden und silbern: das etwa ist Schnads Skala. Und Wirkungen von berauschemdendem Reiz werden damit erzeugt. Aber Gefahr auch lauert darinnen: manchmal rotiert buntbemalter Kreisel ein Bild: wo Wirkung Schönheit ergeben sollte: Irrführung, Blendung, schmerzhaftes Flimmern wird das Resultat: S. 30: „Oh Blidgelände“, Str. I:

„Weizen im Feld, blond überbräunt,
Wolke, weißes Bett, in den pflaumenblauen Abend gehängt!“

Ober: S. 49: „Wald“, Str. V:

„Ein Weg stammt fremd, schwarz wie in Libanon,
Besät mit weißen, saphirblauen Federn,
Mit Goldgeröll, mit todesrotem Rohn.“

Und weiter, gleich wesentlicher Bestandteil: Häufung von Bildern, aneinander-reißen, neben-einander-bauen von Illustrationen zum Thema des einzelnen Gedichtes:

S. 47: „Waldverzauberung“, Zeile 22—25:

„An seinen blauen Mantelsaum mich schmiegen,
Die Perle Tau in seinem Ringe innig küssen
Und ruhn bei seinen Sohlen, wo die Tiere liegen,
Die dunkel seiner Weisheit folgen müssen!“

Ober: S. 126: „Ballade von mir“, Str. I:

„Ich hörte klirren einen Rittersporn,
Ich hörte jagen eine tiefe Jagd,
Das Eichhorn sah ich zierlich schreiten mit dem Silberhorn,
Ich sah die Dienende, die Bittere, die Königin, die Magd,
Ich sah die Haimonskinder reiten auf dem Ros.“

Werden zweifellos mit derartigen Mitteln eine Fülle von Klang, eine Fülle von Dichtigkeit erzeugt, so, glauben wir, liegt dennoch hierin die größte Gefahr für Schnads weiteren Weg. Es gibt eine Fülle, die an sich selbst zusammenbricht: Schnad kann sich ihr nicht immer entziehen. Es gibt eine Fülle, die an Überfüllung erstickt: manchmal müssen wir sie — bedauernd — empfinden. Trägt kein Baum das Übermaß der Früchte, ohne zu kniden (und mögen sie noch so farbenprächtig sein!): auch die Lyrik vermag solche Last nicht zu halten. Die „Ballade von mir“: warum diese Überlastung? Du freust dich des Einzelbildes: aber die Masse erdrückt dich. Sie raubt dir die Luft, sie nimmt Bild und Empfindungskraft. — Ein Bild steht irgendwo zwingend, faszinierend in seiner Gestaltung. Aber dann fällt Schatten darüber: Du sollst nicht nur sehen, du sollst mehr sehen, mehr, immer mehr. Deine Phantasie darf nicht spielen: Zwang wird ihr vergewaltigend aufgelegt, befohlen wird ihr Weg und Breite... Und alles verblaßt, weil du müde geworden bist. —

Was hier offenbar wird: Überfülle ist bedauerliche Störung einheitlicher lyrischer Bildung, zeigt sich zuweilen bis ins äußere Gerüst Schnadscher Verse. Er gibt im allgemeinen erfreulich strenge Form. Aber dann kommt auch hier (schon optisch zumeist sichtbar) manchmal das Übermaß: Und wenn du laut lesen willst: Atemzwang mag dich erfassen.

S. 62: „Zersörter Traum“, Str. I:

„Aus Tempelmarmor tauchend, aus Teppichdemut vor dem dunkeln Herrn,
Jagendem Kinnjal heißer Worte, durch hohe Tore, spiß und mosaiken,

Von Vogelschwärmen schreiend überrauscht: die weiße Niesin, breit geredt,
der Städte ungeheure Stadt — tief braust ihr glühendes Geblüt,
Steinleib maßloser Seelen, wild und grell, und ihre nackten Füße küßt das
Meer, dem fremde Herren ihre Myrtenschiffe schiden:

Von Schwermut schwarz, verworren nahe ich, durch harte Straßen treibend
staubgeglüht.“

Ober: S. 72: „Der Hirte“, Str. III:

„Schmal, inmitten heißer Sonntagsschwere, glänzt die Brust, die sich der roten
Blüten zärtlich entblühte,

Seine ungeheuern Sonnen rollen donnernd auf und nieder —

Bei den unverstiegen Brunnen, in den süßen Gottesgärten, bei den goldnen
Brüdenbögen lockt er seine Herden wieder.“

Hier ist die lyrische Form zertrümmert! Der Rhythmus ist verloren gegangen: ein Gemisch
aus Lyrik und Aufzeichnung bleibt das Ergebnis. —

Letztes, das als „Fehler“ zu bemerken ist, bleibt noch zu erwähnen: die Untreinheit
mancher Reime. „Wiesen“ und „fließen“, „Moses“ und „Schoßes“, „Fuchses“ und
„Wuchses“: es ist in der Lyrik ebenso unmöglich wie die im Reimzwang sich ergebende,
undichterische Umstellung oder unorganische Hinzufügung von Adjektiven: „... zärtlich
ein Gott“ und „... mit Meerschiffen flott“ und „ich fühle rote Blumen glühn“ und
„... schoß eine Sternentanke lühn“.

Trotz allem erscheint uns Schnad als große Hoffnung. Verbindet er Mäßigkeit in
jeder Beziehung für die Zukunft mit gewissenhafter, disziplinierter Wahrhaftigkeit in
der Gestaltung seiner Bilder, werden wir viel Wertvolles zu erwarten haben! Ein
Gedicht wie der — nun zu zitierende — „Fieberwind“ (S. 27) ist bereits nahe Erfüllung:
Daß wir ihm ein Versprechen für das weitere Schaffen Friedrich Schnads entnehmen.
Gefühl und Glaube lassen uns dazu berechtigt sein. —

Fieberwind.

Mit Fieberstirn im tiefen Wind:

Oh Welt, wie siehst dein Abend aus,

Oh weher Mund, du süßes Herz, aus Wolken brechen Feuer aus!

Oh Fieberwind, wie selig die Verwehten sind!

Die Täler füllen sich mit Nacht, es werden Lüren zugemacht,

Des Meeres blaue Flamme rollt,

Und fernster Schiffer, ungewollt,

Verliert den Stern um Mitternacht.

Du hoher Stern um Mitternacht, du Gotteszeichen in der Zeit,

Du blühest steil meiner Stirn empor,

So heiß ich dich noch nie beschwor.

Mit Fieberstirn in Dunkelheit, verwandelt, alt und abendweit,

Brandfeurig weht der Ebne Wind:

Oh Fieberwind, du Fieberwind, in dem die Toten mächtig sind!

Artur Rehbein, Ehrte Eure deutschen Meister! Würdigungen vorbildlicher zeit-
genössischer Maler, Bildhauer und Baukünstler in zwangloser Folge, mit 64 Bildern.
Berlin 1916, Boll u. Pöckardt Verlag.

Das mit Kampf herrlichem Fichte-Bildnis würdig und symbolisch geschmückte Buch will
weit mehr als typische Gestalten neuer kerndeutscher Kunst vorbildlich zeichnen: durch den
hohen Idealismus der inneren Idee und des sittlichen und geistigen Willens der geschichtlichen
Bildner und ihrer Werke will und muß es ein Erzieher zum Deutschtum sein, ein Führer
zu den Quellen unserer unerschöpflichen seelischen Kraft und der deutschen Kultur, die heute
um so mehr berufen ist, für unseren Wert zu zeugen und eine tröstliche Zuflucht zu sein.

als das hohe Gebäude realer Macht jählings zerbrach. „Bahntrei der freien, ehrlichen, deutschen Kunst!“ ruft das Eingangswort und die knappen, treffenden Charakteristiken Kampfs, Manzels, Ludwig Hoffmanns, Langhammers, Woesses, Kallmorgens und Hagemeysters künden den Ausbruch der berufenen Führer. „Laß uns im lichten Morgenrot zu neuem Tage tüchtig sein!“ B.

Hugo Diehl, Das neue Ich. Roman. Salmverlag, Köln.
Aus den Verirrungen des europäischen Geistes ragen die Menschen Hugo Diehls — Magda Fall und Hellwig — groß, frei und fest hervor. In farbigen Bildern tropft schwer und tief die Sehnsucht nach Menschheitsverbrüderung aus den entfesselten Wagen, die Imperialismus und Mammonismus aufspeitschte, und die an die stillen Mauern von Sainte Croix brandeten. Aus den Flammen und Ruinen aber steigt die Morgenröte eines neuen Geschlechts — das neue Ich. Gestürzt durch brutale Gewalt klingt es noch aus den Gräbern — Massengräbern — „Liebt euch, reicht euch doch die Hände über die mordstarrten Grenzen, das ist noch ein gutes Zukunftsbild — grüß mir die neue Welt jenseits Golgatha.“ Trotz Tod und Weltenbrand, Massenmord und Massenverschweigung ward geistiger Sieg den Getreuen, dem freien Ich, löst sich die Individualität aus aufgezwungener Unfreiheit, die unsere zivilisierte Welt zu einer Erneuerung des Lebens von Grund auf drängt.

Meisterlich hat es Hugo Diehl verstanden, den Gefahren, die der Stoff und die Tendenz in sich birgt, zu entgehen. Aus ekstatischer Begeisterung und glühender Leidenschaft wurde ein Roman, der mit seinem festgefügtten künstlerischen Aufbau und seiner hintereißenden Sprache an die Seite der besten Werke neuester Romantkunst gestellt werden kann. Es wäre zu wünschen, daß sich eine zahlreiche Schar um die Menschen Hugo Diehls zusammensünden.
Karl Pelzer.

Joseph Mathäus Welter, Auf der Flöte des Pan. Salmverlag, Köln 1919.
Ohne Mille, Hofmannsthal, George und ihre Jünger wäre Welter gar nicht denkbar. Wir hoffen vorläufig nicht auf den Lyriker, wohl aber auf den Erzähler Welter. S. St.

Das Berliner Dichterbuch gab Adolf Armin Kochmann, der Vorsitzende der Literarischen Gesellschaft Berlin-Charlottenburg, heraus. In einem Vorwort und einem Brief des Dichters Richard D. Koppin an den Herausgeber erfährt man das Wichtigste über das verdienstvolle Wirken der von Kochmann gegründeten Gesellschaft und hat, angeregt durch die bisher geleistete Arbeit, den Wunsch, der Vereinigung möchten sich alle ernstlichen Literaturfreunde und wirklich begabten Dichter anschließen, zur Freude der Freunde, zum Besten der Dichter. S. St.

A. M. Frey, Solneman der Unsichtbare. Delphin Verlag, München 1920.
Frey's Buch ist die Groteske vom Bürger, den die Neugier, die Lusternheit, die Jagd nach Sensationen und Sensationchen bis zur Ekstase peinigten, ist gleichzeitig die Groteske Solnemanns, des genialen Peinigers, dem selbst wiederum — unfliehbares Verhängnis! — der Bürger zur quälenden Verfolgung wird. — Das Buch ist mit wundervoller Souveränität, in starkem Rhythmus, mit schönem epischen Fluß geschrieben, Insel im Chaos seit einigen Jahren pestartig auftretender Grotesk-Verfuche. Das 6.—10. Tausend liegt vor: man helfe — durch zahlreiche Bestellung auf Solneman — recht zur baldigen Ausgabe des 25. Tausends, dem wir im Interesse noch stärkerer — auch optischer — Wirkung größeres Format wünschen mögen. — Die beigegebenen Schnitte von Otto Rückel halten sich nicht immer auf dem Niveau der wörtlichen Darstellung, gehen über die im ersten Erscheinungsjahre üblichen Buchillustrationen jedoch durchweg hinaus. E. K.

Trion, Neue Gedichte von Paul Friedrich. Verlag Kunstgesellschaft Leydecker.
Das Symbol dieses Buches: Einer hatte die Augen erhoben zur Gattin des Zeus, nun windet er sich auf dem blutigen Rad ewiger Qual. — Ein Zeitbuch. Die besten

Verse freilich stehen im Vorspiel: Im „Jenseits“ der großen „Sintflut“. Vielleicht aber sind wir für das zeitlose Erleben des Ewigmenschlichen heute auch dankbarer und empfänglicher als für den Aufschrei der Schlacht. Jene Lage, wo „der Abend wie ein müder Mann mit langem Arm der Sehnsucht Licht anzündet“ werfen den Dichter zwischen Todesgedanken und Sinnenrausch, Zweifel an sich und stolzem Selbstbewußtsein, dem Gefühl der Heimatlosigkeit und dem Glauben an das „Wineta im Licht“ hin und her. Und über all das brausen in einer fruchtbaren Stunde die Ströme, „die keine Schale faßt“. Der ewig suchende Frager steht dem Geheimnis von Tod und Leben in grauenhaft greifbarer Nähe. Der Unterton aller Situations- und Gefühlserlebnisse ist ihm das dumpfe Rauschen des Stromes vom „Blut der Europäer“. Einen Ekel vor dem „männermordenden Rassentrieb“ und eine tiefe Erbitterung trägt der Mann, der den Heiland weinen sah, in den „Trieben“ hinein. „Selig sind die Toten!“ In den Kaisergräbern von Speyer und Palermo vergräbt er einen alten Kraum, ohne jedoch für das Neuheraufsteigende Raum in der „unerlösten“ Seele zu finden. Die rote Zeit jagt ihn in Weibes Arm. Doch wo er anfangs nicht mit leben kann, hebt doch sein Glaube an die große Liebe leuchtend das Haupt. Ein neuer Wille zum Leben tastet sich an das Wesen der neuen Ziele sieghaft heran! Der Weltenfrühling naht in raschem Lauf. Liebt Euch und Eurer Erde Schoß! Baut auf! —

E. M.

Weismantel, Leo, Fürstbischof Hermanns Zug in die Rhön. Patmos-Verlag, Würzburg 1920.

Eine wunderfame Legende gab uns der Dichter der „Mari Madlen“, eine Legende, die uns sagt, wie wir die Armut finden und nützen sollen. Wir alle müssen die Armut des Einsamen von Assisi lernen und wieder um unsere Brüder wissen. Dann werden unsere Sinne wach, unsere Augen hell und unsere Füße in den Aufgang schreiten. Es liegt an uns!

Hans Sturm.

Der zweite Abend der „Romantik“ fand am 7. Mai im Lessing-Museum statt. Herd Maurer las Dichtungen von Hermann Kasak, Oskar Loerke, Kurt Heynide und Heinrich Eduard Jacob; Berthe Grundmann (Alt) sang Lieder von Gluck, Schubert, Arnold Mendelssohn und F. Wolf.

Erhaltet das letzte Gut!

Die Reclam-Nummer kostet jetzt statt 20 Pfennige im Laden 1 Mark und 75 Pfennige. Ein neues Kunstblatt kündigt sich an, Bestellpreis jährlich 216 Mark. Ein Teil der Zeitschriftenverleger hat in Erwägung gezogen, bei weiterer Erhöhung der Herstellungskosten das Erscheinen ihrer Zeitschriften vorläufig einzustellen. Die Herstellungskosten steigern sich aber immer noch und von Monat zu Monat. Das Schlimmste ist, daß sich gar nichts vorher berechnen läßt. Die Frage: was wird aus den Verhältnissen auf dem Büchermarkt, ist ebenso unmöglich zu beantworten, wie die Frage: was wird aus unsern Verhältnissen überhaupt? Unsere Kulturarbeit ist jetzt opferreicher und dabei ungewisser als je. Möglich, alles ernst Gewollte und mühsam Geschaffene an Kulturgut ertrinkt in der kapitalistischen Zivilisationsjauche, auf der Kinos, Tanz- und Glückspiellokale noch eine Weile mit roten Aushängelaternen herumschwimmen, bis alles schließlich hineinkippt. Möglich ist aber auch, wir raffen uns doch noch zusammen, verbünden uns endlich ohne Hintergedanken und benutzen den Schlamm höchstens, wo's angeht, als Dung. Klar geboten ist aber ein Leitgefühl für unserein. Und das verlangt, entgegen dem „Möbel aller Sorten“ jede Mark, jeden Pfennig, den wir von des Tages Notdurft erübrigen können, nicht den „Vergnügungen“, nicht der „Eleganz“, nicht dem „Luxus“, nicht dem „Betäuben“, sondern dem Kulturleben zu erhalten. Es ist unser letztes Gut, aus ihm allein kann das Dentschtum aufwärts.

(Aus dem „Kunstwart“, erstes Märzheft 1920.)

Verantwortlich für den Inhalt Dr. Kurt Bod, Berlin W 15, Endmiggstr. 7, Verlag: Boll u. Vidardt, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW 6. Druck: Oscar Brandstetter, Leipzig.



